

Die Heirath im Omnibus.

Von

Wilkie Collins.

Deutsch von A. Kretschmar.
Wurzen, Verlags-Comptoir.
1860.

Sorgfältig corrigirte und mit dem Originale bei der
Bayrischen Staatsbibliothek verglichene Version.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL.

Was will ich schreiben?

Die Geschichte der Ereignisse von wenig mehr als einem Jahre der vierundzwanzig, aus welchen mein Leben bis jetzt zusammengesetzt ist.

Warum habe ich diese Aufgabe unternommen?

Weil ich glaube, daß meine Erzählung Gutes stiften kann; weil ich hoffe, daß sie früher oder später mit Nutzen zu Rathe gezogen werden wird.

Es hat Menschen gegeben, welche, ehe sie den Geist aufgaben, ihren Körper den Aerzten vermachten und der Wissenschaft gleichsam zum Opfer brachten.

Auf dieselbe Weise bringe ich mit diesen Blättern, die ich geschrieben, während alle Freude und alle Hoffnung in mir mit dem Tode ringt, mein Herz, welches von dem Secirmesser schon zerfleischt worden, der menschlichen Natur zum Opfer.

Ich wünsche meine Geständnisse zu schreiben. Vielleicht ist dies meine Entschuldigung, die ich vorzubringen wünsche.

Ich schicke mich an, die Geschichte eines Fehltrittes zu erzählen, der in seinem Beginne wenig tadelnswerth erschien, in seinem Fortgange strafbar und in seinem Ergebnisse verhängnißschwer und unheilvoll ward.

Ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn die offene und aufrichtige Darlegung, die ich machen will, die

Gründe hervorhebt, welche mir zur Entschuldigung reichen.

Wenn diese Blätter nach meinem Tode gefunden werden, so wird man sie nach ruhigem, wohlwollendem Durchlesen vielleicht so beurtheilen wie es Reliquien zukommt, welchen die eisige Kälte des Grabes etwas Feierliches und Ehrfurcht erweckendes verleiht.

Dann wird der über mich gefällte strenge Urtheilsspruch ohne Zweifel Reue erwecken. Die neue Generation, welche in unserem Hause heranwächst, wird gelehrt werden, von meinem Andenken mitleidig und menschenfreundlich zu sprechen, und wer weiß, ob man nicht beim stillen Nachdenken in den einsamen Stunden der Nacht einige Sympathie für mich empfindet.

Bewogen durch diese Gründe und andere, die ich fühle, aber nicht analysiren kann, mache ich mich schon jetzt an die Aufgabe, die ich mir gestellt habe.

Versteckt unter den fernen Hügeln des abgelegensten Westens Englands, unter den schlichten Bewohnern eines kleinen Fischerdorfes an der Küste von Cornwallis lebend, kann ich kaum erwarten, daß meine Aufmerksamkeit von meiner Arbeit abgelenkt werde oder daß meine Trägheit der raschen Lösung meiner Aufgabe hinderlich sei.

Ich lebe unter der fortwährende Drohung eines Schlages, der mich in jedem Augenblicke treffen und mein Schicksal enden kann, ohne daß ich weiß, in wie kurzer Frist und auf welche Weise er mich ereilen wird.

Ein tödtlicher entschlossener Feind, der geduldig genug ist, um Tage, ja Jahre lang auf die günstige Gelegenheit zu warten, verfolgt fortwährend im Dunkeln meine Spur, und indem ich meine Bekenntnisse anfangs, kann ich weder sagen, daß die nächste Stunde mir noch gehören, oder daß mein Leben bis zum Abende dauern werde.

Das Bedürfniß nach Thätigkeit verzehrt mich, ohne mir Ruhe oder Rast zu gönnen, und der Gedanke an den Tod stachelt mich an.

Nicht um mir die Zeit zu vertreiben, beginne ich daher meine Erzählung, und dieser Tag, wo ich sie beginne, ist mein Geburtstag. Heute vollende ich mein vierundzwanzigstes Lebensjahr, und zum ersten Male trete ich in ein neues Jahr, ohne mich durch eine einzige freudige Stimme begrüßen zu hören, ohne einen liebenden Wunsch zu beantworten zu haben.

Aber dennoch folgt mir noch ein Blick des Willkommens und liebkos't mich in der Einsamkeit. Es ist der Blick der Natur an einem reizenden Morgen, so wie ich ihn von dem Fenster meines Zimmers aus sehe.

Die Sonne umsäumt die purpurnen Wolken mit immer heller funkelnden goldenen Fransen und durchbohrt sie mit ihren Strahlen.

Die Fischer spannen ihre Netze aus, um sie am Fuße der Felsen trocknen zu lassen. Die Kinder spielen um die auf den Strand gezogenen Boote herum und der frische, reine Hauch der Seeluft weht landwärts. Alles glänzt und schimmert und erfreut das Auge; alle Töne und Klänge ergötzen das Ohr in dem Augenblicke, wo meine Feder

die ersten Zeilen schreibt, welche die Geschichte meines Lebens eröffnen.

ZWEITES KAPITEL.

Ich bin der zweite Sohn eine englischen Parlamentsmitgliedes und Besitzers eines großen Vermögens. Unsere Familie ist, glaube ich, eine der ältesten dieses Landes. Von väterlicher Seite war sie schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen bekannt und angesehen, und von mütterlicher Seite ist der Stammbaum, ohne so weit zurückzureichen, doch ein noch vornehmerer.

Außer einem Bruder, der älter ist als ich, habe ich eine Schwester, die jünger ist. Meine Mutter starb kurz darauf, nachdem sie dieses letzte Kind zur Welt geboren.

Umstände, die man bald kennen lernen wird, zwangen mich, dem Namen meines Vaters zu entsagen. Die Ehre legte mir die Verpflichtung auf, darauf zu verzichten. Sie gestattet mir nicht einmal, ihn hier zu erwähnen.

Deßhalb habe ich an die Spitze dieser Blätter bloß meinen Taufnamen gesetzt und nicht geglaubt, daß Etwas darauf ankäme, den anderen erfundenen Namen, den ich mir gegeben, beizufügen, besonders da ich ihn vielleicht sehr bald mit einem andern vertausche.

Es wird deßhalb auch weiter nicht sonderbar erscheinen, wenn ich im Laufe dieser Erzählung meinen Bruder und meine Schwester ebenfalls nur mit ihren Vornamen anführe und alle Mal da, wo der Name meines Vaters

zum Vorschein kommen sollte, den Platz leer lasse, damit mein Familienname in dieser Niederschrift eben so verborgen bleibe, wie ich ihn der Welt verborgen halte.

Als meine Mutter starb, war ich noch so klein, daß ich nur eine unklare Erinnerung an sie bewahren konnte. Ich entsinne mich allerdings noch genau einer Dame mit einem schmalen, bleichen, sehr sanften und sehr guten Gesichte, durch dessen Güte aber die Schwermuth hindurch schimmerte.

Dieser Charakter ihrer Züge war mir trotz meiner noch so großen Jugend aufgefallen und meine Liebe zu ihr war natürlich mit Ehrerbietung gemischt.

Stundenlang saß ich auf ihren Knien und schaute neugierig in ihre durchsichtigen, reinen Augen, in welchen sich so große Schwermuth aussprach oder spielte mit ihren mit kostbaren Ringen geschmückten Fingern, während sie mich liebkos'te und mir die Zeit zu vertreiben suchte.

Oft fragte ich mich in diesen wonnevollen Stunden, ob sie wohl jemals eben so Kind gewesen sei wie ich, oder ob sie nicht vielmehr eine jener liebenswürdigen Damen aus einem Feenmärchen sei, die nur den passenden Augenblick erwartete, um mich mit sich in irgend ein Zauberland hinwegzunehmen, wo ein ewiger Sommer herrschte und die Blumen niemals welkten.

Ich hatte von alten Dienern und Freunden unserer Familie sagen hören, sie sei nicht immer so ruhig und so Herrin ihrer selbst, wie ich sie mir meinen Erinnerungen gemäß vorstelle. Ein schwerer Kummer habe ihre Jugend

getrübt und zuweilen verrathe ihr Benehmen die Leiden ihres Herzens.

Mein Vater sprach niemals ein Wort über diesen Gegenstand. Und mag das, was ich gehört hatte, wahr oder nicht wahr sein, so ist sie jetzt nicht mehr, und jener schwere Kummer, wenn sie ihn zu ertragen gehabt, ist mit ihr in das Reich des ewigen Trostes eingegangen.

An den Thoren dieser göttlichen Stätte beginnt der ewige Schatten, in welchen jeder Schmerz sich versenkt und vernichtet, während alle Freuden dem Schooße des in ihm strahlenden Lichtes entkeimen.

Die Geschichte meiner Kindheit und meines Knabenalters bietet nichts sehr Interessante oder sehr Neues.

Meine Erziehung war dieselbe wie die hundert anderer Kinder, welche derselben Stufe der Gesellschaft angehörten wie ich.

Ich ging zuerst in eine öffentliche Schule und dann auf eine Universität, um meine Ausbildung in bester Form zu vollenden.

Mein Universitätsleben hat nicht eine einzige angenehme Erinnerung in mir zurückgelassen. Die Schmeichelei schien mir hier im Principe festzustehen. Sie folgte den Söhnen der Lords auf die Straße und errichtete ihnen in dem Speisesaale eine besondere Estrade.

Man zeigte mir den unterrichtetsten und kenntnißreichsten Studenten meiner Universität. Es war ein junger Mann von exemplarischem Lebenswandel und mit wunderbaren Fähigkeiten begabt, als Plebejer aber mußte er am untersten Ende sitzen.

Einige Minuten später zeigte man mir den Sohn des Marquis von ***, der beim letzten Examen durchgefallen war. Er speis'te isolirt in seiner Vornehmheit an einem hohen Tische, von welchem aus er die ehrwürdigen Professoren dominirte, die ihn um seiner Nichtigkeit willen erhöht hatten.

Als ich diese Bemerkungen machte, war ich eben erst in die Universität eingetreten und in dieser ›ehrwürdigen Pflanzschule des Wissens und der Religion‹ willkommen geheißen worden.

Ich erwähne diese Umstände, so geringfügig und alltäglich sie auch sind, weil sie der hohen Meinung, die ich von dieser Corporation zu der ich nun ebenfalls gehörte, hatte, den ersten Schlag versetzen.

Es dauerte nicht lange, so betrachtete ich diese klassischen Studien wie eine nothwendige Wunde, die man zu ertragen wissen müsse. Ich suchte nicht, mich vor meinen Studiengenossen auszuzeichnen, und schloß mich keiner Coterie an. Ich legte mich auf das Studium der Literaturen Frankreichs, Italiens und Deutschlands. Ich suchte nur gerade so viel Kenntnisse zu erwerben als erfordert wurden, um das Examen bestehen und graduir't werden zu können, und als ich die Universität verließ, stand ich hier im Rufe eines phlegmatischen, zurückhaltenden Menschen.

In mein väterliches Haus zurückgekehrt, ward ich, da ich der jüngere Sohn war und keins der Familiengüter erben konnte, dafern nicht etwa mein älterer Bruder starb,

ohne Kinder zu hinterlassen, aufgefordert, mich einem bestimmten Berufe zu widmen.

Die Fürsprache meines Vaters konnte mir in mancher sehr ehrenwerthen Carriere förderlich sein, denn er stand zu mehreren Mitgliedern der Regierung in guten Beziehungen.

Die Kirche, die Marine, die Armee und als letzte Zuflucht der Juristenstand, standen meiner Wahl offen. Ich entschied mich für letzteren.

Mein Vater schien durch diesen Entschluß ein wenig überrascht zu werden, aber er machte darüber keine Bemerkung, sondern sagte weiter Nichts als daß die Jurisprudenz eine sehr gute Bahn sei, welche in das Parlament führe.

Wie dem aber auch sein mochte, so war mein Ehrgeiz nicht darauf gerichtet, mir einen Namen im Parlamente zu machen, sondern vielmehr darauf, mir einen Ruf in der Literatur zu gründen. Ich hatte diese mühsame, aber ruhmvolle Laufbahn bereits betreten und war entschlossen, darin auszuharren. Der Beruf, der die Ausführung meines Planes am meisten erleichterte, war der, den ich im Voraus entschlossen war, zu ergreifen, und deßhalb wählte ich den Juristenstand.

Ich begann das selbstständige Leben unter sehr günstigen Auspizien. Obschon jüngerer Sohn, wußte ich doch, daß mein Vater, abgesehen von seinem Grundbesitze, reich genug war, um mir einen Jahresgehalt auszusetzen, mit dem ich bequem leben konnte.

Ich hatte keine kostspieligen Gewohnheiten, keine Geschmacksrichtungen, die ich nicht sofort hätte befriedigen können, und weder Lasten noch Verantwortlichkeiten irgend welcher Art zu tragen. Es stand mir frei, die Pflichten meines Berufes auszuüben oder nicht, wie es mir eben belieben würde.

Ich widmete mich daher gänzlich und ohne Rückhalt der Literatur, denn ich wußte, daß der Kampf, den ich aushalten mußte, um mir einen Namen zu machen, niemals ein Kampf sein würde, um mein Brot zu verdienen.

Der Morgen meines Lebens kündigte sich daher an gleich einem lachenden Sonnenaufgange.

Hier könnte ich versuchen, meinen eigenen Charakter zu skizziren, so wie er zu jener Zeit war; aber wo ist der Mann, welcher sagen kann: ›Ich will die Tiefe meiner Laster ergründen und den Umfang meiner guten Eigenschaften ermessen‹, und der im Stande wäre, sein Versprechen zu halten?

Wir können uns weder selbst kennen noch beurtheilen. Andere dagegen urtheilen über uns, kennen und aber nicht. Gott allein kennt und urtheilt richtig.

Mein Charakter möge sich daher ganz allein zeichnen, so weit ein menschlicher Charakter in den Augen der Welt sich vollständig zeichnen kann – durch meine Thaten, wenn ich die verhängnißvolle Krisis auseinandersetzen werde, welche der Hauptgegenstand dieser Erzählung ist.

Vorher muß ich jedoch noch ein wenig mehr über die Mitglieder meiner Familie sprechen. Zwei von ihnen

wenigstens spielen eine wichtige Rolle in der Reihe der Thatsachen, welche ich hier dem Papiere überliefere.

Ich maße mir nicht an, ihre Charaktere beurtheilen zu wollen – ich beschreibe sie blos. – Ob ich sie richtig schildere oder ob ich dabei Fehlgriffe begehe – das weiß ich nicht. Ich male sie so, wie sie meinem Dafürhalten nach sind.

DRITTES KAPITEL.

Meinen Vater betrachtete ich stets – ich spreche in der vergangenen Zeit von ihm, weil wir jetzt auf immer getrennt sind und weil er fortan für mich eben so todt ist, als ob das Grab sich über ihm geschlossen hätte – meinen Vater, sage ich, betrachtete ich stets als den stolzesten Mann, den ich jemals gekannt. –

In der Regel und gewöhnlichen Begriffen nach erkennt man den Stolz an einer steifen Haltung, an einem schroffen Ausdrucke der Gesichtszüge, an einem trocknen, strengen Tone der Stimme, an verächtlichen, gegen die Armuth geschleuderten Sarkasmen und endlich an weitschweifigen Auslassungen über die Vorzüge hohen Ranges und vornehmer Geburt.

Der Stolz meines Vaters aber gab sich auf diese Weise durchaus nicht zu erkennen.

Es war vielmehr ein kalter, negativer, höflicher, gleichsam mit seinem Blute gemischter Stolz, welcher dem durch dringendsten Scharfblicke Trotz bieten konnte.

Die meisten der Leute, welche mit ihm in Berührung kamen, erkannten hiervon nur zwei scharf ausgesprochene Züge: die vollkommene Artigkeit, die ausgesuchte und beinahe weibische Zartheit seiner Manieren und die außerordentliche Wohlanständigkeit und Distinction seines Redens.

Jeder, der ihn in seinen Beziehungen zu seinen Pächtern auf einem seiner Landgüter beobachtet, Jeder, der die Art und Weise gesehen, auf welche er den Hut abnahm, wenn er zufällig der Frau eines dieser Pächter begegnete, Jeder, der Zeuge des herzlichen Empfanges gewesen wäre, welchen er einem Manne aus dem Volke bereitere, wenn derselbe zugleich ein Mann von Genie war, würde nimmermehr geglaubt haben, daß mein Vater stolz sei.

Bei solchen Gelegenheiten blickte wenigstens sein Stolz, wenn er dessen besaß, nirgends hindurch.

Beobachtete man ihn aber zum Beispiel, wenn ein Autor und ein ahnenloser, neubackener Pair sich bei ihm begegneten, so konnte man ganz gewiß bemerken, auf wie verschiedene Weise er einem und dem andern die Hand drückte.

Die cordiale Höflichkeit – dies sah man sofort – war ganz für den Schriftsteller, der aus Gleichheit des Standes keinen Anspruch machte, die gemessene Höflichkeit dagegen für den Betitelten, denn in dieser Beziehung trat sein Stolz in dem, was er Besonderes hatte, sofort zu Tage.

Hier war der kitzlige Punkt. Aristokratie des Ranges ohne ahnenreiche Abkunft war für ihn gar keine Aristokratie. Auf diese war er eifersüchtig; sie war ihm verhaßt.

Obschon im Grunde genommen nur bürgerlich, glaubte er doch in socialer Beziehung über jedem andern Menschen, mochte er Baronet oder Herzog sein, zu stehen, sobald dessen Familie weniger alt war als die seine.

In unserer Häuslichkeit erfüllte er seine Pflichten gegen seine Familie mit edler, zarter Sorgfalt. Ich glaube, er liebte uns nach seiner Weise Alle; wir, seine Kinder, aber besaßen nur die Hälfte seines Herzens. Seinen Ahnen gehörte die andere und wir bildeten bloß einen Theil der Güter, die er zu verwalten hatte.

Wir besaßen die ganze Freiheit, die uns gefallen konnte; er war nachsichtig, zeigte niemals Mißtrauen gegen uns und machte nie von ungerechter Strenge Gebrauch.

Seiner klar und bestimmt ausgesprochenen Ansicht nach wußten wir, daß wir uns vor allen Thaten und Worten hüten sollten, welche geeignet waren, den Ruhm und das Ansehen unserer Familie zu trüben, denn dies allein war das verhängnißvolle Verbrechen, für welches wir niemals Verzeihung erwarten konnten.

Er selbst übernahm die Aufgabe, uns die Grundsätze der Religion, der Ehre und der Weltkenntniß einzuprägen. Im Uebrigen schien er sich auf unser moralisches Gefühl, auf unsere Dankbarkeit, auf unser eigenes Verständniß der Pflichten und der Vorrechte unseres Ranges zu verlassen.

Mit Einem Worte, er zeigte sich so gegen uns, daß wir nicht einen einzigen rechtmäßigen Grund hatten, uns zu beklagen, und dennoch weiß ich nicht, welche Lücke sich in diesen häuslichen Beziehungen fühlbar machte.

So unbegreiflich und sogar lächerlich dies auch mehreren Personen scheinen mag, so ist es doch nicht weniger wahr, daß keines von uns auf vertrautem Fuße mit ihm stand.

Ich will damit sagen, daß er unser Vater war, aber nicht unser Kamerad oder Genosse. In seinem unveränderlichen, ruhigen Wesen lag Etwas, was uns gebieterisch in der Entfernung hielt.

Niemals fühlte ich mich verlegener – und diese Verlegenheit empfand ich damals, ohne mir Rechenschaft davon zu geben – als wenn es sich zufällig traf, daß ich mit ihm allein speisen mußte. Niemals theilte ich ihm jene kleinen Pläne zu Vergnügungen mit, mit denen alle kleinen Knaben sich beschäftigten, und als Jüngling sprach ich mit ihm nie anders als ganz oberflächlich von meinen Zukunftsträumen.

Der Grund hiervon lag nicht etwa darin, daß ich erwartet hätte, jenes Vertrauen sich entwickeln zu sehen, welches von ihm streng niedergehalten ward, denn er war dessen vollkommen unfähig. Er schien mir blos von zu hohem Wesen zu sein als daß er sich bis zu uns hätte erniedrigen können, und es war mir, als ob seine Gedanken und die unseren gar nichts Gemeinsames haben könnten.

Deßhalb besprach ich alle meine Entwürfe für Schulferien oder andere Feiertage mit alten Dienern. Meine ersten stylistischen Versuche las ich meiner Schwester vor, aber niemals drangen sie in das Cabinet meines Vaters.

Bei der Art und Weise, auf welche er meinem Bruder und mir kundgab, daß wir uns sein Mißfallen zugezogen, erschreckte er uns eben durch seine Ruhe. Er machte einen seltsamen, unaussprechlichen Eindruck auf uns, und uns diesem ruhigen Zorne auszusetzen, war das größte Unglück, welches wir fürchteten.

Als wir noch klein waren, gab sich, wenn wir irgend einen kleinen Fehltritt begangen hatten, seine Gereiztheit durch kein anderes äußeres Zeichen kund, als durch den kleinen rothen Flecken, den wir in gewissen Augenblicken sicher waren, auf seiner Wange erscheinen zu sehen. Dabei aber ward sein Benehmen gegen uns ein ganz anderes.

Er hielt uns keine Strafpredigten; er drohte uns nicht; er belegte uns nicht mit irgend einer körperlichen Züchtigung; aber wenn wir vor ihm erschienen, begegnete er uns – besonders wenn unser Fehler den Charakter der Niedrigkeit oder Gemeinheit gehabt hatte – mit einer kalten, verächtlichen Höflichkeit, die uns das Herz zuschnürte.

In solchen Fällen nannte er uns, wenn er das Wort an uns richtete, nicht bei unseren Vornamen. Wenn wir ihm zufällig außerhalb der Zimmer begegneten, verfehlte er nicht umzukehren und unsere Annäherung zu meiden. Wenn wir eine Frage an ihn richteten, antwortete er uns

so lakonisch als möglich, gerade als ob er es mit völlig fremden Personen zu thun hätte.

Er benahm sich mit Einem Worte so, daß er uns deutlich zu sagen schien: »Ihr habt Euch der Freundschaft Eures Vaters unwürdig gemacht. Er läßt Euch diese Unwürdigkeit auf die niederdrückendste Weise fühlen.«

Dieses häusliche Fegefeuer mußten wir oft Tage, zuweilen sogar ganze Wochen lang aushalten.

Für unsere kindische Empfindlichkeit – ganz besonders für die meine – gab es keine Schmach, die mit dieser – so lange sie dauerte – zu vergleichen gewesen wäre.

Auf welchem Fuße mein Vater mit meiner Mutter lebte, weiß ich nicht. Hinsichtlich meiner Schwester war sein Verfahren stets das alte und er bewies ihr jene liebevolle Galanterie, die sonst nur der Jugend eigen zu sein pflegt. Er war gegen sie stets aufmerksam und begegnete ihr wie einer vornehmen Dame, deren Wirth er gewesen wäre. Selbst wenn wir allein waren, führte er sie stets bei der Hand in das Speisezimmer, gerade als ob er eine Herzogin zu einem Banket führte, bei welchem die strengste Etikette herrschte.

Uns kleinen Knaben erlaubte er, den Frühstückstisch zu verlassen, ehe er selbst davon aufstand, aber nie eher als meine Schwester sich erhob.

Wenn ein Diener seiner Pflicht gegen ihn untreu ward, so hatte er Aussicht, Verzeihung zu erlangen; hatte er dagegen ein Versehen gegen meine Schwester begangen, so konnte er sicher darauf rechnen, auf der Stelle fortgeschickt zu werden.

In seinen Augen vertrat seine Tochter die Stelle ihrer Mutter und repräsentirte dieselbe. Er betrachtete sie nicht bloß als sein Kind, sondern auch als die Herrin des Hauses, und es war ein gewissermaßen wohlthuender Anblick, das Gemisch von aristokratischer Courtoisie und väterlicher Anhänglichkeit zu sehen, welches sich in seinen Manieren malte, wenn er sie jeden Morgen, als er sie zum ersten Male sah, auf die Stirn küßte.

Was körperliche Erscheinung betraf, so war mein Vater von Mittelstatur. Sein Körperbau war zart und schwächlich, der Kopf klein, aber anmuthig und gerade auf den Schultern ruhend, die Stirn mehr keck als majestätisch, die Gesichtsfarbe eigenthümlich bleich, ausgenommen in Augenblicken der Aufregung, denn dann war er, wie ich schon bemerkt habe, zu lebhaftem Erröthen geneigt.

Seine großen grauen Augen hatten in ihrem Blicke etwas Gebieterisches und verliehen seiner Physiognomie einen Ausdruck von gemessener Festigkeit und Würde, wie man ihn selten antrifft. Das Spiel dieses Auges verrieth augenscheinlich seine Abstammung von reinem Geschlechte, seine alten genealogischen Vorurtheile und den ritterlichen Biedersinn und das Ehrgefühl, welches ihn beherrschte.

Diese männliche Energie, welche sich in dem obern Theile seines Gesichts kundgab, war indessen nicht stark genug, um den reinen normännischen Typus übersehen zu lassen, der sich in den weibischen und zarten Umrissen des untern Theils aussprach.

Sein Lächeln zeichnete sich durch seine Sanfttheit aus und war beinahe das eines Weibes. Wenn er sprach, so zitterten seine Lippen auch wie die der Frauen. Wenn er einmal, als er noch jung war, laut lachte, so mußte sein Gelächter ein helles und harmonisches gewesen sein; aber so weit ich zurückdenken kann, entsinne ich mich nicht, es jemals gehört zu haben. In seinen glücklichsten Augenblicken und unter der heitersten Gesellschaft habe ich ihn bloß lächeln sehen.

Ich könnte hier noch viele andere charakteristische Züge von der Gemüthsart und den Geschmacksrichtungen meines Vaters anführen, vielleicht aber treten dieselben besser in der Folge hervor, wenn ich die Umstände erzähle, in welchen sie sich offenbarten.

VIERTES KAPITEL.

In den Familien, deren Grundbesitz ein bedeutender genannt werden kann, ist die Person, welche sich am wenigsten mit dem Gedeihen der Angelegenheiten zu beschäftigen pflegt, die ihre Häuslichkeit am wenigsten liebt, die den alten Freunden des Hauses die wenigste Sympathie bezeigt, die sich am geneigtesten zeigt, ihre Pflichten zu vernachlässigen oder sich ihrer eignen Verantwortlichkeit zu entledigen, oft dieselbe, welcher später Alles erblich zufallen soll – nämlich der älteste Sohn.

Mein Bruder Ralph rechtfertigte diese Bemerkung. Wir wurden mit einander erzogen. Nachdem unsere Studien beendet waren, sah ich ihn nur noch in seltenen Zwischenzeiten. Einige Jahre, nachdem er die Universität

verlassen, bewohnte er fast fortwährend den Continent, und als er endlich auf die Dauer nach England zurückkam, geschah es nicht, um unter unserem Dache zu wohnen. In der Stadt wie auf dem Lande, machte er uns Besuche, ohne sich in unser Leben zu mischen.

Ich entsinne mich seiner, so wie er auf der Universität war. Stärker, größer und schöner als ich, und sich in dem kleinen Kreise unserer näheren Bekannten einer Popularität erfreuend, welche die meinige bedeutend überstieg, immer der Erste, wenn es galt, ein keckes Unternehmen zu beginnen, und der Letzte, der es wieder aufgab, bald der Erste, bald der Letzte in der Klasse, war er ganz jener lebenslustige, leichtsinnige, flatterhafte Jüngling, dem alte Leute auf ihrer Morgenpromenade nicht begegnen können, ohne zu lachen und ohne mechanisch den Kopf herumdrehen.

Zu jener Zeit hatte er sich auf der Universität unter den Gondelruderern und Cricketspielern eine große Berühmtheit erworben. Man pries seine Gewandtheit im Pistolenschießen und fürchtete ihn als Fechter.

Was seine Studentengesellschaften betraf, so kamen keine der seinen gleich. Die jungen Damen der Stadt verliebten sich dutzendweise in ihn. Die jüngeren Studenten, welche Anspruch auf Eleganz machten, ahmten den Schnitt seines Rockes und den Knoten seiner Cravatte nach. Selbst die strengen Familienhäupter besprachen seine tollen Streiche mit nachsichtigem Lächeln.

Schön, heiter und offen, verbreitete dieser Erbe von guter Familie einen besiegenden Zauber überall um sich her.

Obschon ich auf der Universität wie auf der Schule das beliebte Stichblatt seiner Scherze und Witze war, so zankte ich mich doch niemals mit ihm. Ich gestattete ihm fortwährend, sich nach Belieben über meine Toilette, über meine Art und Weise, oder meine Geschmacksrichtungen zu moquieren und mir mit seiner lärmenden, geräuschvollen Heiterkeit lästig zu fallen, als ob es eins seiner Erstgeburtsrechte wäre, sich auf meine Kosten lustig zu machen.

Bis zu dieser Zeit verursachte er meinem Vater keine ernstere Unruhe als die, welche durch seine tollen Streiche und durch das furchtbare Anwachsen seiner Schulden erweckt ward.

Als er aber wieder nach Hause zurückkam und die Rechnungen der Gläubiger ausgeglichen waren, als man glaubte, es sei nun Zeit, dieses Jugendfeuer abzukühlen, es auf die ruhigere Temperatur des häuslichen Lebens zurückzuführen und diese Ueberfülle von Saft zu mindern, indem man versuchte, ihn zu etwas Nützlichem zu führen – da begannen die Prüfungen für meinen Vater ebenso wie seine schweren Fehlgriffe.

Es war unmöglich, Ralph zu bewegen, seine Stellung richtig zu begreifen und die Zukunft von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, auf welchen man sich für ihn stellte. Des Streites überdrüssig, verzichtete unser Vater

auf jeden Versuch, ihn über die Wichtigkeit der Einkünfte oder die Verwaltung der Güter zu belehren, die ihm einmal zufallen sollten.

Endlich ward ein kräftiger Versuch unternommen, um ihm Ehrgeiz einzuflößen, und ihn zu veranlassen, an dem Thore des Parlaments anzupochen. Schon diese Idee reizte ihn zum Lachen.

Hierauf bot man ihm ein Gardeoffizierspatent. Er wies es zurück, unter dem Vorwande, daß er sich in keinen rothen Rock einkerken lassen, und daß er sich keinem Zwange unterwerfen und sich den militärischen Zumuthungen eben so wenig fügen wolle als denen der Mode.

Mein Vater nahm ihn ganze Stunden lang beiseite, um mit ihm von seinen Pflichten, von seiner Zukunft, von der Anwendung seiner Fähigkeiten und von dem Beispiele seiner Ahnen zu sprechen; aber er sprach vergebens. Ralph gähnte und trommelte gleichgültig mit den Fingern auf den Familienacten, so oft dieselben vor ihm aufgeschlagen wurden.

Auf dem Lande beschäftigte er sich mit Nichts als mit der Jagd und dem Fischfange, und es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihn bewegen zu wollen, in die Kirche oder zu einem großen Grafschaftsfeste zu gehen.

In der Stadt besuchte er die Theater und verkehrte hinter den Coulissen, tractirte die Schauspieler und Schauspielerinnen in Richmond, ließ in Vauxhall Luftballons steigen und sich unter die Polizeipatrouillen aufnehmen, um das Thun und Treiben der nächtlichen Diebe und

Gauner kennen zu lernen. Er war Mitglied eines Whistclubs, eines Souperclubs, eines Gesangclubs, eines Picknickclubs, eines Liebhabertheaters und führte mit Einem Worte ein so flottes Leben, daß mein Vater, in beinahe allen seinen Principien, wie in allen seinen Zukunftsplänen verletzt und getäuscht, so ziemlich ganz aufhörte, mit ihm zu sprechen, und ihn so selten als möglich sah.

Bei einigen Gelegenheiten gelang es der Vermittlung meiner Schwester, sie auf sehr kurze Zeit wieder mit einander auszusöhnen. Ihr so sanfter, so liebenswürdiger Einfluß war mächtig genug, um wohlthätige Wirkungen zu äußern, ging aber doch nicht so weit, daß er das Naturrell meines Bruders zu ändern vermocht hätte. Trotz aller ihrer unausgesetzten Rathschläge, Bitten und Ermahnungen, verlor er doch die väterliche Gunst, wenige Tage, nachdem er sie wieder gewonnen, auf's Neue.

Zuletzt trat eine sehr ernste Verwickelung ein. Sie war das Resultat eines abgeschmackten Liebesabenteurers Ralph's mit der Tochter eines unserer Pächter.

Mein Vater faßte bei dieser Gelegenheit seinen Entschluß mit seiner gewohnten Entschiedenheit. Er beschloß, zu einem verzweifelten Mittel Zuflucht zu nehmen und seinem widerspenstigen Sohne zu gestatten, fern von ihm seinen Leidenschaften freien Lauf zu lassen, bis er selbst seiner Ausschweifungen überdrüssig würde und ein wenig ruhiger zurückkäme, um seinen Platz am häuslichen Heerde wieder einzunehmen.

Demzufolge verschaffte er meinem Bruder eine Anstellung als Attaché bei einer auswärtigen Gesandtschaft und betrieb seine Abreise von England auf's Aeufferste.

Zum ersten Male war Ralph fügsam. Er verstand Nichts von der Diplomatie, und es war ihm auch gar nicht daran gelegen, Etwas davon zu verstehen, aber der Gedanke, das Leben auf dem Continente zu kosten, hatte etwas Verlockendes für ihn; der Pächterstochter war er überdrüssig, und deßhalb nahm er so freundlich als möglich Abschied.

Mein Vater vermochte, als er ihn abreisen sah, kaum seine Unruhe und seine Befürchtungen zu verbergen; dennoch aber that er, als sei er überzeugt, daß Ralph trotz seines Tollkopfes und seiner frivolen Liebhabereien nicht fähig sei, vorsätzlich seiner Familie Schande zu machen, nicht einmal in seinen Anwandlungen von Leichtsinne und Ungestüm.

Von dieser Zeit an hörten wir wenig von unserm Bruder. Seine seltenen und kurzen Briefe schlossen gewöhnlich mit Bitten um Geld.

Die etwas ausführlicheren Aufschlüsse, die wir in Bezug auf ihn erhielten, gingen uns auf dem Wege der Oeffentlichkeit zu. Er war im Begriffe, sich einen europäischen Ruf zu gründen, bei dessen Erwähnung mein Vater aber schon die Stirn runzelte.

Ralph ward nämlich in der ausländischen Gesellschaft förmlich berühmt. Er hatte ein Duell gehabt; er hatte einen neuen ungarischen Tanz in den Salons aufgebracht; es war ihm gelungen, sich einen so kleinen

Groom zu verschaffen, daß man noch keinen solchen auf einem Wagen hintenauf hatte stehen sehen; er hatte beinahe vor den Augen seiner Nebenbuhler die beliebteste Operntänzerin entführt; ein großer französischer Koch hatte ein Gericht erfunden, welches er mit Ralph's Namen getauft; man gab zu verstehen, daß er jener ›unbekannte Freund‹ sei, welchem eine polnische Gräfin und berühmte Schriftstellerin ihre ›Briefe gegen den Zwang des Ehebundes‹ gewidmet hatte; eine in Metaphysik machende, wenigstens sechzig Jahre alte deutsche Dame hatte eine – natürlich platonische – Liebe zu ihm gefaßt, und trotz ihrer vorgerückten Jahre angefangen, erotische Romane zu schreiben.

Dies waren einige von den Gerüchten, welche in Bezug auf seinen Sohn, seinen Erben, zu den Ohren meines Vaters drangen.

Nach langer Abwesenheit machte er uns einen Besuch.

Ich erinnere mich noch der Bestürzung und des Erstaunens, von dem alle unsere Leute bei seinem Anblicke ergriffen wurden.

Er war in seinen Manieren und in seinem Aeußern uns völlig fremd geworden. Er trug einen stattlichen Schnurrbart, eine Menge Miniaturportraits in kleinen goldenen Medaillons an seiner Uhrkette, und das Bruststück seines Hemdes war ein wahres Wunderwerk von Spitzen und Battist.

Er brachte seine ausgewählten Liqueurflacons und Essenzen mit, ebenso wie seinen französischen Diener, einen frechen, naseweisen, unverschämten Burschen,

und seine ganz aus französischen Novellen bestehende Reisebibliothek in einem Kästchen, welches er mit seinem goldenen Schlüssel öffnete.

Des Morgens genoß er Nichts als Chokolade. Er hatte lange Conferenzen mit dem Koche und brachte in dem Dienste unseres Tisches eine förmliche Revolution hervor.

Sämmtliche Pariser Journale wurden ihm durch eine Londoner Agentur zugesendet. Er warf alle Einrichtungen seines Schlafzimmers über den Haufen, und sein Kammerdiener hatte von allen unsern Leuten allein das Recht, es zu betreten. Die Familienportraits, welche an der Wand hingen, ließ er umdrehen und auf die Rückseite die Bildnisse französischer Schauspielerinnen und italienischer Sängern kleben.

Auf seinen Befehl entfernte man einen allerliebsten kleinen Schrank von Ebenholz, der sich seit dreihundert Jahren in unserem Hause befunden, und setzte an die Stelle desselben eine Art kleinen cyprischen Tempel mit krystallinen Thoren, in welchem er Haarlocken, auf parförmirtes Rosapapier geschriebene Briefchen und andere Liebespfänder und sentimentale Reliquien verschloß.

Sein Einfluß machte sich in unserm Hause überall fühlbar. Er schien eine ähnliche Metamorphose herbeizuführen, wie die, welche aus ihm anstatt eines sorglosen, lärmenden jungen Engländers ein Musterbild fremdländischen Stutzerthums gemacht hatte. Es war, als wenn die überreizende und mit warmen Dünsten der Boulevards von Paris gesättigte Atmosphäre frecher Weise in das alte

englische Familienhaus eingedrungen wäre und die heimische reine und ruhige Luft mit Gewalt in die abgelegenen Winkel zurückgedrängt und inficirt hätte.

Diese Aenderung der Gewohnheiten und Manieren meines Bruders schien meinen Vater noch mehr zu erbittern als sie ihm mißfiel. Ralph entsprach jetzt weniger als jemals der Idee, die mein Vater sich von einem ältesten Sohne gemacht.

Was unsere Freunde und Landnachbarn betraf, so war seit Ralph's Rückkehr noch keine Woche vergangen, als sie ihn auch schon herzlich verabscheuten und fürchteten. Er hörte ihre Conversationen mit spöttischer Geduld an, besaß eine ironisch ehrerbietige Art und Weise, ihre guten, alten, eingewurzelten Ansichten und Meinungen zu Nichte zu machen und ihre unschuldigsten Schnitzer hervorzuheben, was sie, trotz aller Schonung heimlich erbitterte.

Noch schlimmer ward die Sache, als mein Vater, der nun keinen Ausweg mehr wußte, versuchte, ihn zum Heirathen zu bewegen, um vielleicht auf diesem Wege seine Besserung herbeizuführen, weßhalb er die Hälfte der jungen heirathsfähigen Damen unserer Bekanntschaft zu uns einlud.

Daheim hatte Ralph niemals großen Gefallen an einer ausgewählten Gesellschaft von Damen verrathen. Außer dem Hause hatte er sich so ausschließlich als er konnte mit, gelind gesagt, zweideutigen Frauen umgeben, abgesehen von denen, welche der tiefsten Sprosse der socialen Stufenleiter angehörten.

Die jungen englischen Schönheiten mit ihrer vornehmen Geburt, ihrer raffinirten Eleganz, ihrer vollendeten Erziehung und Bildung, hatten keinen Reiz für ihn.

Er erfaßte augenblicklich die Fäden des häuslichen Complots, dem er zum Opfer fallen sollte.

Oft kam er in der Nacht in mein Schlafzimmer, stieß verächtlich meine Kleider und Toilettengegenstände, die sehr einfach waren, mit dem Fuße hinweg, spottete nach seiner frühern Gewohnheit über meine friedlichen Manieren und mein monotones Leben und ließ dabei alle Arten von Epigrammen und Sarkasmen in Bezug auf die jungen Damen unterlaufen, die wir in unserm Hause empfangen.

Nach seinem Urtheile waren ihre Manieren abscheulich, steif und maschinenartig; ihre Unschuld war weiter Nichts als eine ihnen anezogene Heuchelei; die Frische der Gesichtsfarbe, eben so wie die Regelmäßigkeit der Züge, war an und für sich allerdings etwas sehr Gutes; wenn aber ein junges Mädchen nicht zu gehen weiß, wie es sein soll, wenn ihre Hand kalt ist, wenn sie schöne Augen hat, ohne einen herausfordernden Gebrauch davon zu machen zu wissen, wenn das galante Kauderwelsch der Opernlogen sie verletzt oder erröthen macht, dann kann man diese Frische des Teints und diese Regelmäßigkeit der Züge wieder in die Kinderstube zurückschicken, woher sie gekommen sind. Was ihn betraf, so sehnte er sich nach der Conversation seiner geistreichen polnischen Gräfin und hätte gern wieder mit seinen geliebten Grisetten soupirt.

Die Nutzlosigkeit des letzten Versuchs meines Vaters in Bezug auf Ralph, ward sehr bald offenkundig. Die besorgten und erfahrenen Mütter begannen zu argwohnen, daß die Art und Weise, auf welche mein Bruder sich gegen junge Damen benahm, gefährlich, und daß seine Manier zu walzen unanständig sei. Zwei oder drei noch ängstlichere Väter beeilten sich, verletzt durch die Ungenirtheit seines Benehmens und die Lockerheit seiner Grundsätze, ihre Töchter seiner verderblichen Nähe zu entziehen, indem sie die Besuche abkürzten.

Die andern hatten gar nicht nöthig, erst zu diesem äußersten Entschlusse zu kommen. Mein Vater entdeckte nämlich auf einmal, daß Ralph einer jungen Frau, die auf einige Zeit zum Besuche bei uns war, Aufmerksamkeiten erzeugte, die viel zu auffällig und bedeutsam waren.

Noch an demselben Tage, wo er diese Entdeckung machte, hatte er mit meinem Bruder eine lange Unterredung unter vier Augen. Was dabei zwischen ihnen gesprochen ward, weiß ich nicht, aber es mußte etwas sehr Ernstes gewesen sein. Ralph trat sehr bleich und sehr schweigsam wieder aus dem Cabinet meines Vaters heraus und gab Befehl, sofort seine Koffer zu packen. Am nächsten Morgen reis'te er mit seinem französischen Diener und seinen französischen Siebensachen wieder nach dem Continente ab.

Abermals verging einige Zeit und Ralph machte uns einen zweiten, ebenfalls kurzen Besuch. Er war ganz derselbe geblieben. Mein Vater empfand diese neue Täuschung schmerzlich. Sein Temperament ward zurückhaltender, mürrischer und empfindlicher als es jemals gewesen. Ich erwähne diese in seinem Charakter geschehene Veränderung absichtlich, weil sie schon kurze Zeit nachher eine verderbliche Wirkung auf mich äußern sollte.

Bei diesem zweiten Besuche brach die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn ebenso wieder aus wie bei dem ersten, und Ralph verließ England so ziemlich wieder unter denselben Umständen, wie er schon ein Mal abgereis't war.

Kurze Zeit nach dieser Trennung erfuhren wir, daß er seine Lebensweise geändert hatte. Er hatte, um sich wie man zu sagen pflegt, zu ›rangiren‹, ein Verhältniß mit einer Dame angeknüpft, welche älter war als er und, als er sie kennen lernte, getrennt von ihrem Gatten lebte.

Der Ehrgeiz dieser Dame bestand darin, sowohl die Minerva als auch die Venus meines Bruders, sein Mentor und seine Geliebte zu gleicherseits zu sein, und bald bewies sie, daß es ihr nicht an den nöthigen Eigenschaften fehlte, um dieses Unternehmen durchzuführen.

Ralph überraschte Alle, die ihn kannten, dadurch, daß er anfang, ökonomischen Geschmacksrichtungen zu huldigen. Es dauerte nicht lange, so gab er seinen Posten bei der Gesandtschaft auf, um die Verführung von sich fern zu halten.

Später kehrte er nach England zurück.

Er widmet sich dem Studium der Kunst des Violinspiels und sammelt Tabaksdosen. Gegenwärtig lebt er ruhig in einer Vorstadt London's, immer noch unter der Aufsicht der entschlossenen Frau, welche zuerst sich die sehr christliche Aufgabe gestellt hat, seine Besserung zu beginnen.

Es kommt mir wenig darauf an, zu wissen, ob er jemals ein Landedelmann mit noblen und erhabenen Grundsätzen werden wird, so wie mein Vater ihn zu sehen gewünscht. Vielleicht werde ich niemals wieder meinen Fuß auf den Boden setzen, den er erben soll. Die Zimmer jenes Hauses, in welchem er einst als Herr gebieten wird, werden mir niemals wieder ein Obdach gewähren.

Doch es sei nun genug über meinen ältesten Bruder.

Man gestatte mir, jetzt eine noch empfindlichere Saite meines Herzens zu berühren. Ich will von meiner theuersten Neigung sprechen, der letzten, deren ich mich entsinnen kann und die mir in meiner Einsamkeit und Verbannung kostbarer ist als alle Schätze.

Meine Schwester! Wohl mag ich zögern, ehe ich Deinen geliebten Namen in einer Erzählung figuriren lasse, wie die ist, welche ich hier begonnen. Einige Blätter weiter werden die schwarzen Schatten des Verbrechens und des Schmerzes mich gefangen nehmen; hier aber strahlen die Erinnerungen, die ich an Dich bewahrt, vor meinen Augen wie ein reines, doppelt reines Licht, weil es im Gegensatze zu der verhängnißvollen Finsterniß steht, die darauf folgen wird!

Möchte Deine sanfte Hand die erste sein, welche diese Blätter umwendet, wenn die meinige kalt sein wird!

Bis jetzt, Clara, hat jedes Mal, wo ich in meiner Erzählung die leiseste Erwähnung meiner Schwester zu machen gehabt habe, meine Feder gezittert und sich geweigert, Deinen Namen zu schreiben.

An dieser Stelle, wo alle meine Erinnerungen sich in Masse in meinem Gedächtnisse drängen, treten mir die Thränen in die Augen, ich habe nicht die Kraft, sie zurückzuhalten, und zum ersten Male, seitdem ich meine Aufgabe begonnen habe, werden Muth und Ruhe mir untreu.

Vergebens möchte ich meiner Gemüthsbewegung widerstehen. Meine Hand zittert und meine Augen verdunkeln sich immer mehr. Es ist genug für heute.

Ich will ausgehen und auf den Hügeln, von welchen man die Aussicht auf den Ocean hat, Kraft und Entschlossenheit für morgen sammeln.

FÜNFTES KAPITEL.

Meine Schwester Clara ist vier Jahre jünger als ich. In der Form des Gesichts, in dem Teint und in dem Gesamtausdrucke der Physiognomie, mit Ausnahme der Augen, hat sie eine auffallende Aehnlichkeit mit meinem Vater.

Und dennoch muß sie meiner Mutter nachgeartet sein, besonders was den Ausdruck des Gesichts betrifft. Jedes Mal, wenn ich sie in ihren Augenblicken des Schweigens oder des Träumens betrachtet, habe ich in mir die unklaren Erinnerungen aus meiner Kindheit, die mir unsere

verstorbene Mutter zurückriefen, wieder erwachen und sich sogar vervielfältigen gefühlt.

Ihre Augen haben in ihrer Zartheit jenen leichten Anflug von Melancholie und jene den blauen Augen eigenthümliche Sanftheit, wenn der Augenstern unbeweglich bleibt.

Ihr Teint, der bleich ist wie der meines Vaters, wenn sie nicht spricht und sich nicht bewegt, hat einen noch größeren Hang als der seine, lebhaft roth zu werden, nicht blos, wenn sie in Aufregung geräth, sondern auch wenn sie geht und von einem Gegenstande spricht, der sie interessirt.

Ohne diese Eigenthümlichkeit wäre ihre Blässe ein Fehler – diese matte Blässe der Gesichtsfarbe, denn die Röthe, von welcher ich eben gesprochen, ist bei ihr außerordentlich rasch vorübergehend – und würde in den Augen gewisser Leute ihr jeden Anspruch auf Schönheit rauben.

Und vielleicht ist sie auch wirklich nicht eine Schönheit in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes.

Der untere Theil ihres Gesichts ist entschieden zu klein. Ihre Züge sind überhaupt zu niedlich und die außerordentliche Empfindsamkeit ihrer nervösen Organisation ist in ihren Geberden und in ihren Blicken fortwährend sichtbar. In einer Opernloge sitzend würde sie keine auffallende Bewunderung oder Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Nur wenig Männer würden, wenn sie ihr auf der Straße begegneten, sich umdrehen, um ihr nachzusehen,

und nur wenig Frauen würden sie zum Gegenstande einer jener unerbittlichen Analysen machen, welchen eine auffallende Schönheit so oft in Gegenwart von Personen ihres Geschlechts unterzogen wird, die den Vergleich mit ihr nicht auszuhalten vermögen.

Die größten Reize meiner Schwester strahlen so zu sagen von innen auf die Oberfläche heraus.

Sobald Du, lieber Leser, sie aber einmal wirklich kennst, sobald sie einmal ohne Rückhalt und wie mit einem Freunde mit Dir gesprochen hat, üben ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Manieren einen unaussprechlichen Eindruck auf Dich aus. Ihre geringfügigsten Worte, ihre unbedeutendsten Geberden interessiren Dich, entzücken Dich und Du weißt nicht weshalb. Ihre Schönheit offenbart sich Dir durch die Anmuth und Einfachheit ihrer Geberden, ihrer Worte, durch die ausgesuchte und – was mehr als Alles ist – die angeborene Güte ihres Herzens. Sobald Du diesen Einfluß ein Mal gefühlt hast, durchdringt er Dich trotz aller Gegenwirkungen immer mehr und mehr. Du denkst an sie, Du wünschest sie zu sehen und würdest deßhalb die Gesellschaft der brilliantesten Frauen und der Schönheiten verlassen, deren Ruf in dieser Beziehung unzweifelhaft feststeht.

Du entsinnst Dich einiger rührender Worte, die sie gesprochen und die so wonnig anzuhören waren, während Du die pikanten Bemerkungen der geistreichsten Frauen und die Conversation der gebildetsten vergissest.

Dieser Einfluß, den meine Schwester, und zwar ohne daß sie es wußte, auf alle Personen, mit welchen sie in

Berührung kam, und besonders auf die Männer ausübte, läßt sich, glaube ich, mit Hilfe einiger Bemerkungen sehr einfach definiren.

Wir leben in einer Zeit, wo nur viele Frauen darnach trachten, sich moralisch ihres Geschlechts zu entkleiden, so sehr lassen sie sich angelegen sein, die Sprache und Manieren der Männer nachzuahmen, und dies vorzugsweise, um sich den erbärmlichen Forderungen des sogenannten guten Tones anzubequemen, welcher darauf abzweckt, jeden freien Aufschwung des Herzens zu hemmen, die mindesten Zeichen von Enthusiasmus zu verbannen und mit Einem Worte die fashionable Gelassenheit der Intelligenz in der fashionablen Unbeweglichkeit des Gesichts widerzuspiegeln.

Die Schülerinnen dieser ausschließlich modernen Theorie machen in ihrer Conversation gern von verschiedenem Kauderwälsch Gebrauch. Man findet in ihren Manieren nachgeahmte männliche Brüskerie; sie maßen sich an, über Alles zu urtheilen, und suchen Alles, was in das umfassende Gebiet des Gefühls gehört, lächerlich zu machen. Nichts macht Eindruck auf sie, Nichts unterhält sie, und Nichts erfüllt sie mit naivem, natürlichem weiblichem Enthusiasmus. Zeigen sie ja ein Mal Sympathie, so geben sie ihr einen sarkastischen Ausdruck. Die Liebe, wenn sie jemals dieses Gefühl empfinden, scheint für sie eine Sache der Berechnung, wo nicht ein Spiel oder verächtliches Mitleid zu sein.

Dies nennen sie mit den Männern wetteifern, um den socialen Vorrang zu erringen, um die Emancipation

des Geistes herbeizuführen und auf siegreiche Weise allen zwischen den Geschlechtern herkömmlichen moralischen und intellectuellen Unterschieden Trotz zu bieten.

Meine Schwester Clara mußte, wie man sich leicht denken wird, einen auffallenden Gegensatz zu Frauen darbieten, welche ihre Manieren und Ansichten nach solchen Ideen regeln. Eben in diesem Contraste liegt das Geheimniß ihres Einflusses. Er erklärt jenen freiwilligen Tribut von Liebe und Bewunderung, der ihr auf allen Schritten folgt.

Es giebt wenig Männer, welche nicht ihre geheimen Augenblicke von innerer Sammlung und Bewegung hätten – Augenblicke, wo sich ihnen das Bild eines frischen, unschuldigen, aufrichtigen und sanften weiblichen Wesens zeigt, eines Wesens, welches noch für edelmüthige Regungen empfänglich ist, dessen liebendes Herz sich durch seine Gedanken und Thaten verräth, eines Wesens, dem wir unser ganzes Vertrauen schenken würden, als ob wir noch Kinder wären, und welches wir mit Bedauern den schädlichen Einflüssen der Welt Preis gegeben sehen; welches wir nicht in einem Strudel, sondern lieber in der Einsamkeit, mitten unter den Wäldern, Fluren und Thälern sehen möchten, um es hier verborgen zu halten und die unklaren, verworrenen Wünsche unsers Herzens zu befriedigen.

So war es mit meiner Schwester.

Ueberall, wohin sie kam, verdunkelte sie, ohne daß sie zu glänzen gesucht hätte und ohne irgend ehrgeizige Ansprüche zur Schau zu tragen, die Frauen, die ihr an

Schönheit und Salontou überlegen waren. Andere glänzten mehr als sie durch ihre Manieren und ihre Conversation. Ihr einziges Eroberungsmittel bestand in dem eigenthümlichen Zauber, mit welchem sie Alles that und Alles sagte.

Aber der Glanz und die Feste der Saison in London waren nicht die Umgebung, wo ihr Charakter sich auf das Vortheilhafteste zeigte. In unserem alten Familienhause, in welchem der Aufenthalt ihr gefiel, wo sie von allen Freunden und Dienern umgeben war, welche alle tausend Mal ihr Leben für sie gelassen hätten, war es leichter, sie zu studiren und sie noch mehr zu lieben.

Hier machte sich in seiner ganzen Fülle der glückliche Einfluß ihres anmuthigen Wesens fühlbar.

Bei den Landpartieen und ländlichen Festen aller Art, wo die Bewohner der Grafschaft sich in Masse versammelten, traten ihre einfachen, natürlichen Manieren ungezwungen zu Tage. Sie war die Seele der allgemeinen Freude. Sie bemühte sich fortwährend und Niemand konnte sagen wie, die im Punkte der Etikette Empfindlichsten und Pedantischsten zum Natürlichen zurückzuführen und sie wenigstens auf die Dauer dieses Tages liebenswürdig zu machen.

Es gelang ihr dies sogar mit einem im höchsten Grade plumpen, schwerfälligen und phlegmatischen Landedelmanne. Sie erfand Mittel, um ihn vollkommen ungezwungen zu machen, während Niemand anders ein solches Manöver versucht haben würde. Drehte seine Unterhaltung sich bloß um Pferde, Hunde und Ernten, so

wußte sie ihn geduldig anzuhören, während Conversationen, die sie lebhaft interessirten, dicht neben ihr stattfanden. Sie zeigte sich empfänglich für die mindeste Aufmerksamkeit, die er ihr bewies, selbst dann, wenn er sich linkisch dabei benahm oder zur Unzeit damit kam, und diese Aufmerksamkeiten nahm sie von Jedermann so auf, als ob sie dieselben nicht wie ein Recht, sondern als eine ihrem Geschlechte zugestandene Gunst betrachtete.

Ich muß hierbei noch erwähnen, daß es ihr stets gelang, jenen lächerlichen Anfeindungen und Verleumdungen, welche in den Beziehungen der Gesellschaft auf dem Lande einen so wichtigen Platz einnehmen, ein Ziel zu setzen. Sie benahm sich wie ein ächter Apostel des Ordens der Versöhnung, und überall, wohin sie kam, trieb sie den Teufel der Schmähsucht aus.

Unser guter Pfarrer pflegte sie seinen freiwilligen Substituten zu nennen, und zu erklären, daß sie durch ein rechtzeitig gesprochenes Wort oder durch einen überzeugenden Blick die besten praktischen Predigten hielte, die jemals über die Segnungen der Eintracht ausgedacht worden.

Bei diesem Wohlwollen und diesem beharrlichen Streben, Alle um sich her glücklich zu machen, besaß meine Schwester, ich weiß nicht, welche magische Autorität, welche sie selbst vor der Anmaßung der Anmaßendsten schätzte. Niemand wagte jemals, sich durch Blicke oder Worte eine Freiheit gegen sie herauszunehmen. Es lag in ihrer Person Etwas, was eben so wohl Achtung als Liebe erzwang.

Mein Vater war, der Tendenz seiner Lieblingsideen folgend, geneigt zu glauben, daß die Distinction unseres alten Geschlechts in ihren Augen zu lesen sei und sich in ihren Manieren fühlbar mache. Ich dagegen glaube, daß der Respect, den man meiner Schwester bewies, in einer nicht bloß einfacheren, sondern auch besseren Ursache seinen Grund hatte. Es giebt eine Herzensgüte, deren äußere Kundgebungen von einer engelgleichen Reinheit begleitet sind, und diese Herzensgüte war die ihrige.

Für meinen Vater war sie mehr als er jemals geglaubt hat – mehr als er jemals wissen wird, er müßte sie denn verlieren.

Oft ward er in seinen Beziehungen zur Welt in seinen eigenthümlichen Vorurtheilen und in seinen raffinirten Principien verletzt. Dabei aber war er stets sicher, daß seine *Tochter* die erstern achtete und die letztern theilte. Er konnte unbedingtes Vertrauen zu ihr haben, mit der Gewißheit, daß sie nicht bloß geneigt, sondern auch fähig sei, seine häuslichen Mühen und Sorgen zu theilen und tragen zu helfen. Wenn er anfangs gegen seinen ältesten Sohn weniger erzürnt gewesen wäre, wenn er seinen rein persönlichen Mitteln, ihn zu überzeugen und seinen Charakter zu reformieren, klüglich gemißtraut hätte und wenn meiner Schwester von ihm gestattet worden wäre, ihren Einfluß auf Ralph in einer ununterbrocheneren und reelleren Weise auszuüben, als er seinen eigenen fühlbar machen konnte, so bin ich überzeugt, daß die so sehr

gewünschte Umwandlung meines Bruders zu der erwarteten Zeit oder sogar noch eher sich verwirklicht haben würde.

Bei meiner Schwester liegen die tiefen und lebendigen Quellen des Gefühls weit unter der Oberfläche und zu tief für ein weibliches Gemüth. Das Leiden verrieth sich bei ihr durch schweigsame, lange und heimliche Geduld, nach außen hin und durch gewöhnliche Symptome oft gar nicht.

Ich entsinne mich nicht, sie jemals, außer bei seltenen und sehr ernstern Gelegenheiten, weinen gesehen zu haben. Wenn man sie nicht sehr nahe beobachtete, so hielt man sie für den gewöhnlichen Gemüthsbewegungen und Unruhen wenig zugänglich. Bei den Gelegenheiten, wo sie ihre Gemüthsbewegung verrieth, ward das Blaue ihrer Augen blos weniger durchsichtig, ihr Blick schien niedergeschlagen, die Blässe ihres Teints ward auffallender, ihre geschlossenen Lippen zitterten – aber dies war auch Alles. Es entschlüpfen ihr weder Thränen, noch Seufzer, noch Klagen, und dennoch empfand sie brennenden Schmerz und ihre Bewegung war, eben weil sie verhalten und stumm war, nur um so mächtiger.

Ich besonders, ich, der ich das Verbrechen begangen, dieses reine Herz, welches mich liebte, mit den bittersten Schmerzen erfüllt zu haben, ich muß dies besser wissen als irgend Jemand.

Ich würde niemals fertig werden, wenn ich Alles aufzählen wollte, was ich ihr verdanke.

So wie ich diese Zeilen schreibe und mich denen nähere, in welchen ich meine verhängnißvolle Geschichte erzählen muß, fühle ich mich immer mehr versucht, bei den besten und reinsten Erinnerungen zu verweilen, welche jetzt meinen Geist beschäftigen.

Die ersten kleinen Geschenke, welche sie mir heimlich zusteckte, als ich noch auf der Schule war, das Glück der ersten Tage unseres Wiedersehens, als ich meine Studien beendet hatte und in das väterliche Haus zurückkehrte, um mich nicht wieder von ihr zu trennen, jene ersten unschätzbaren Ermuthigungen, welche sie den ersten Erzeugnissen meiner Feder zollte, alle diese Erinnerungen und noch so viele andere erwachen in meinem Gedächtnisse und überfluthen mich, während ich schreibe.

Ich muß jedoch diese Memoiren mit Ruhe und systematisch abfassen. Ich muß mich überwachen, meine Urtheile mäßigen, nicht unterdrücken, was gesagt werden muß, aber mich auch nicht allzu ausführlich über irgend Etwas verbreiten.

Uebrigens wird meine Erzählung auch schon an und für sich Alles zeigen, was ich meiner Schwester zu danken hatte.

Ich sollte aber nicht blos Alles sagen, was ich meiner Schwester zu verdanken gehabt, sondern auch Alles, was ich ihr jetzt noch verdanke. Obschon ich nicht erwarten kann, sie jemals anders als im Geiste wiederzusehen, so umschwebt mich doch ihr wohlwollender Einfluß. Er folgt mir, stärkt mich und ermuthigt mich zur Hoffnung,

als ob sie der Schutzengel der Hütte wäre, in welcher ich wohne.

Selbst in meinen furchtbarsten Augenblicken der Verzweiflung, wenn mein Glaube an Gott wankend wird, erinnere ich mich immer, daß Clara an mich denkt und sich für mich betrübt.

Diese Erinnerung ist für mich immer wie eine stützende Hand, die mir geboten wird. Sie hält mich, wenn ich strauchle – sie richtet mich auf, wenn ich falle. Sie kann mich noch sicher und sanft leiten bis an das Ende meiner mühevollen Pilgerfahrt.

SECHSTES KAPITEL.

Ich habe nun die vorläufige Skizze vollendet, die ich von dem Charakter meiner nächsten Verwandten entwerfen mußte. Ihr Portrait mußte nothwendig in diesen Blättern einen Platz finden, und ich kann nun unmittelbar auf den Gegenstand meiner Erzählung eingehen.

Der Leser denke sich, daß mein Vater und meine Schwester seit einigen Monaten ihr Haus in London bewohnen und daß ich mich ganz kürzlich ebenfalls bei ihnen eingefunden, nachdem ich das Vergnügen einer raschen Reise auf dem Continente genossen.

Mein Vater widmet sich ganz seinen parlamentarischen Arbeiten. Die Comitésitzungen nehmen seine Vormittage in Anspruch, die Debatten seine Abende. Wenn er zufällig einen Tag frei hat, so bringt er ihn, mit seinen persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, in seinem Cabinette zu. In Gesellschaft zeigt er sich sehr wenig. Ein

Diner, zu welchem die Politik die Gäste vereinigt – oder eine wissenschaftliche Conferenz – dies sind die einzigen Zerstreungen, die etwas Verlockendes für ihn haben.

Meine Schwester führt ein Leben, welches ihren einfachen Geschmacksrichtungen durchaus nicht entspricht. Sie wird von Bällen, Opernbesuch, Blumenausstellungen, mit Einem Worte, allen Vergnügungen, welche London bietet, auf ermüdende Weise in Anspruch genommen. Im Grunde ihres Herzens seufzt sie nach der Zeit, wo sie auf ihrem Pony über die grünen Wiesen galoppirt und unter die besten Schüler der Elementarschule des guten Pfarrers Kuchen und andere Geschenke austheilt.

Die junge Miß, ihre Gesellschafterin aber, welche sich auf Besuch bei ihr befindet, ist für die Feste und Soiréen leidenschaftlich eingenommen. Mein Vater zählt auf seine Tochter, daß sie die Einladungen honorire, welche er für seine Person genöthigt ist, abzulehnen.

Deßhalb thut sie ihren eignen Neigungen und Geschmacksrichtungen Gewalt an. Sie opfert sich wie immer und entschließt sich, in die von der schönen Welt angeführten, erstickend heißen Salons zu gehen, immer wieder dieselben mit an's Wunderbare grenzender Zungenfertigkeit ausgesprochenen Komplimente anzuhören, jeden Abend wie den vorherigen auf dieselben Höflichkeitsfragen zu antworten, bis sie, so geduldig sie auch ist, wünscht, daß alle ihre fashionablen Freunde in einem dem ihrigen entgegengesetzten Winkel des Erdballs, und so fern von ihr als möglich wohnen möchten.

Meine Rückkehr vom Continente entspricht ihren Wünschen, denn ihr Leben in London erhält dadurch eine neue Richtung, ein neues Ziel.

Ich habe angefangen, einen historischen Roman zu schreiben. Eigentlich und hauptsächlich habe ich es in der Absicht gethan, das Land zu studiren, in welches ich den Schauplatz des Romans verlege. Clara hat die ersten fünf oder sechs Kapitel meines Manuscripts gelesen und prophezeit einen großen Erfolg für mein Werk, wenn ich es herausgeben werde. Sie selbst hat die Einrichtungen in meinem Arbeitscabinet getroffen, meine Bücher abgestäubt und meine Papiere geordnet.

Sie weiß, daß ich in Bezug auf meine geliebten Scharteken und kostbaren Sammlungen schon ziemlich zornmüthig geworden bin, und daß die Dazwischenkunft eines Stubenmädchens oder Flederwisches mich eben so argwöhnisch und reizbar macht, als wenn ich ein Autor wäre, der schon seit zwanzig Jahren die Lesewelt in Entzücken setzt.

Sie ist entschlossen, mir jede Befürchtung in dieser Beziehung zu benehmen, indem sie es selbst übernimmt, in meinem Cabinet aufzuräumen, und sie behält den Schlüssel dazu bei sich, wenn ich desselben nicht bedarf.

Ihre Aufmerksamkeiten gehen noch weiter. Ueberall, wo ich in den Büchern sich auf meinen Gegenstand beziehende zu extrahirende Stellen eingezeichnet habe, öffnet sie selbst den Band und schreibt die Zeilen ab, deren ich bedarf, um mir meine ganze Zeit für die Kopfarbeit frei zu lassen.

Ich bitte sie, sich nicht so viel Mühe zu machen, aber sie antwortet mir lachend, daß sie entschlossen ist, mit mir zugleich der Nachwelt bekannt zu werden, daß sie nach der Ehre trachtet, der Secretär des berühmten Autors gewesen zu sein, wenn seine Biographie für die künftigen Generationen geschrieben werden wird.

Unsere Zeit theilt sich zwischen die Vergnügungen und die Beschäftigungen der Stadt.

Unsere Pferde verschaffen uns jedoch die angenehmsten Zerstreungen.

Jeden Tag machen wir einen Spazierritt, – bald mit Freunden, bald allein.

In diesem letztern Falle schlagen wir meistens eine Richtung ein, welche der der Parks entgegengesetzt ist, und suchen ländliche Ansichten auf, so wie man sie eben in der Umgegend von London haben kann.

Die Straßen, welche nach Norden führen, sind unsre Lieblingsrichtungen. Zuweilen reiten wir so weit, daß wir uns gezwungen sehen, unsre Pferde vor einem kleinen Wirthshause zu erfrischen, welches mich an die Dorfschenken erinnert, die man in der Nähe unseres Landsitzes antrifft. Ich sehe hier dieselbe mit seinem Sand bestreute Diele des Gastzimmers, dieselben alten Jagdgemälde an der Wand, dieselben Tische und Stühle von dunklem Eichenholze, die ich in dem Wirthshause des Dorfes gesehen zu haben mich entsinne.

Clara findet auch an gewissen Leuten, welche auf den Schwellen ihrer Thüren stehen, das Ansehen der Leute bei uns, und gewisse Bäume kommen ihr vor, als wären

sie ausdrücklich für sie aus unseren Parks hierher verpflanzt worden.

Diese Ausflüge halten wir geheim. Wenn mein Vater wüßte, daß seine Tochter frische Milch und sein Sohn altes Bier in dem gewöhnlichen Gastzimmer eines Wirthshauses an der Landstraße trinkt!

Von dieser Art war meine Lebensweise und von dieser Art die Regelmäßigkeit meiner Arbeiten und meiner Vergnügungen, als ein rein zufälliges Ereigniß meine Existenz über den Haufen warf und den Menschen, der ich damals war, in den verwandelte, der ich jetzt bin.

Es geschah dies auf folgende Weise.

SIEBENTES KAPITEL.

Ich hatte eben einen vierteljährigen Betrag des mir ausgesetzten Taschengeldes erhalten und war in die City gegangen, um die Anweisung darauf bei dem Bankier meines Vaters umzusetzen.

Nachdem ich mein Geld eingestrichen, überlegte ich einen Augenblick, auf welche Weise ich den Rückweg machen sollte.

Anfangs wollte ich zu Fuße gehen und dann eine Droschke nehmen.

Während ich über diesen ernstesten Gegenstand nachdachte, fuhr ein Omnibus an mir in westlicher Richtung vorbei. Einem ganz mechanischen Impulse gehorchend, winkte ich dem Conducteur, Halt zu machen, und stieg ein.

Diese Bewegung war indessen nicht rein mechanisch, wie ich so eben sagte. Wenn ich auch zu jener Zeit noch in keiner andern Beziehung Anspruch auf den Namen eines Schriftstellers gehabt hätte, so besaß ich doch wenigstens einen natürlichen Hang, bei Andern die hervorspringenden Züge ihres Charakters zu entdecken, und – was die Folge davon ist – ich fand ein wirkliches Vergnügen darin, Charaktere von allen Arten überall zu studiren, wo der Zufall sie mir entgegenführte.

Schon früher war ich mehr als ein Mal in einen Omnibus gestiegen, um mir durch Beobachtung der Passagiere ein Vergnügen zu bereiten. Ein Omnibus ist mir immer vorgekommen wie ein ambulantes Ausstellezimmer, welches allen Excentricitäten der menschlichen Natur gewidmet ist.

Ich kenne kein anderes Terrain, auf welchem der Zufall mit größerer Bizarrerie in wenig Augenblicken Personen aus allen Klassen und von jedem Temperamente zusammenführt und gruppirt, und wo diese Annäherung die schneidendsten Gegensätze zur Folge hat.

Schon durch Beobachtung der Art und Weise, auf welche die verschiedenen Leute in das Fuhrwerk steigen und darin Platz nehmen, bekommt man einen Ueberblick über die mannigfachen Varietäten des menschlichen Charakters, der nicht weniger verschieden ist als das menschliche Gesicht.

In einem Omnibus zu fahren, ist für mich immer ein Vergnügen gewesen, welches ich mit dem vergleichen

möchte, welches mir die erste Lectüre eines amüsanten Buches verursacht.

Ich stieg daher in diesen Omnibus und begann die Originale zu studiren, die sich darin fanden.

Es dauerte nicht lange, so machte der Omnibus abermals Halt, um zwei Damen einsteigen zu lassen.

Die, welche zuerst einstieg, war eine Person von reifem Alter, mit blassen, sanften Zügen und von augenscheinlich sehr schwächlicher Gesundheit.

Die zweite war ein junges Mädchen.

Kaum hatte sich dieses junge Mädchen mit ihrer Begleiterin auf die mir gegenüber befindliche Bank niedergesetzt, so fühlte ich ihre unmittelbare Einwirkung auf mich – eine Einwirkung, die ich nicht beschreiben kann – eine Einwirkung, wie ich in meinem Leben noch nie eine ähnliche empfunden und wie ich niemals wieder eine empfinden werde. Ich hatte den Arm ausgestreckt, um sie zu stützen, als sie an mir vorbeiging. Ich berührte ihre Hand nur einen Augenblick lang, aber wie lange dauerte das Gefühl dieser Berührung! Es war, als durchrieselte es meinen ganzen Körper, als ließe es alle meine Nerven erbeben und vervielfältigte sich mit den schnelleren Schlägen meines Herzens.

Es war, als wenn ich sie schon in einem früheren Leben gekannt hätte, als ob ich für sie, oder sie für mich gestorben wäre, nachdem wir in einer entschwundenen Welt mit einander gelebt, und als ob wir jetzt wieder erwachten und uns zu einem neuen Dasein auf einer neuen Erde wieder vereinigt sähen.

Jedoch, ich sage es nochmals, ich kann nur durch halb sinnlose Phrasen die geheimnißvolle Gewalt beschreiben, welche mich mit Leib und Seele in dem Augenblicke zu ihr hinzog wo sie vor meinen Augen erschien.

Uebte auch ich denselben Einfluß auf sie? Oder ging diese magnetische Strömung blos von ihr zu mir, ohne wieder zu mir zurückzukehren? Ohne Zweifel mußte ich es bald erfahren – doch nein, dazu bedurfte es Zeit, viel Zeit.

Ihr Schleier war herabgezogen, als ich sie zum ersten Male sah. Ihre Züge, der Ausdruck ihres Gesichts waren mir nicht deutlich sichtbar.

Ich erkannte blos, daß sie jung und schön war; wenn ich mir aber außerdem auch viel dachte, so sah ich doch wenig.

Von dem Augenblicke an, wo sie in den Omnibus stieg, habe ich keine Erinnerung mehr von dem, was darin vorging. Ich weiß nicht mehr, welche neue Passagiere man aufnahm oder welche ausstiegen.

Ich weiß auch nicht, ob die durch das Einsteigen der beiden Damen unterbrochene Conversation wieder aufgenommen ward oder nicht.

Meine bis dahin sehr thätige Beobachtungsgabe war wie vernichtet.

Wie seltsam, daß der launenhafte Einfluß des Zufalls die Thätigkeit unsrer Geisteskräfte bestimmen, daß ein Nichts die geheimnißvollen und complicirten Triebfedern unsrer Intelligenz in Bewegung setzen und daß abermals ein Nichts ihren Gebrauch wiederum hemmen kann!

ACHTES KAPITEL.

Wir waren einige Zeit lang ohne Aufenthalt weiter gerollt, als die Begleiterin der jungen Dame eine Bemerkung an sie richtete. Sie verstand das Gesagte nicht recht und hob den Schleier, während ihr dieselben Worte wiederholt wurden.

Wie pochte mein Herz in diesem Augenblicke!

Ich hörte beinahe die Schläge desselben, als ihr Gesicht sich enthüllte und mir in die Augen strahlte.

Sie war brünett, ihr Haar, ihre Augen und ihr Teint waren brauner als dies bei Engländerinnen der Fall zu sein pflegt. So viel ich nach ihrer Physiognomie und ihren sichtbaren Formen urtheilen konnte, zählte sie ungefähr zwanzig Jahre.

Ihre Züge trugen schon das Gepräge einer gewissen Reife, der Ausdruck des Gesichts aber war noch der eines jungen Mädchens, denn es war darin nichts Ausgesprochenes oder scharf Markirtes zu bemerken. Wenn sie sprach, so schlummerte das Feuer ihrer großen schwarzen Augen. Wenn sie schwieg, so war dieses wollüstige Schmachten der schwarzen Augen nur vorübergehend und ungewiß.

Das Lächeln, welches ihre vollen Lippen – Andern wären sie vielleicht zu voll erschienen – umspielte, besaß, so zu sagen, Gelüste von Beredsamkeit, hielt sich aber in Schranken.

Bei den Frauen giebt es stets Etwas, was gleichsam unvollendet geblieben zu sein scheint. Man sollte meinen, ihre physische Natur stehe in der Erwartung einer zweiten moralischen Schöpfung. Die Keime künden sich schon an, aber es ist der Liebe vorbehalten, sie zu entwickeln – die Mutterschaft, wenn sie kommt, erfüllt diese Aufgabe noch besser.

Während ich sie so ansah, dachte ich an den lebhaften Glanz, der ihre runde, zartbraune Wange bekleiden würde, wenn dieses unbestimmte Colorit sich hier festsetzte. Ich bedachte, daß, wenn dieser noch unbestimmte und schwankende Ausdruck ihrer Physiognomie sich ein wenig mehr accentuirte, sie dann strahlend schön werden würde. Ich fühlte mit Einem Worte, daß ihre Schönheit vollkommen erblühen würde, wenn sie die ersten Worte des Mannes, den sie liebte, hören, und den ersten Kuß von ihm empfangen würde.

Da ich fortwährend die Augen auf sie geheftet hielt, während sie mir gegenüber sitzend mit ihrer Begleiterin sprach, so begegneten sich unsere Augen.

Es war der rasche Austausch eines Blickes, aber das Gefühl, welches man in einem raschen Augenblicke empfindet, macht oft den Gedanken eines ganzen Lebens aus, und diese Minute schuf das neue Leben meines Herzens.

Die junge Dame zog ihren Schleier sofort wieder herab. Ihre Lippen bewegten sich wie unwillkürlich, während sie diese Bewegung machte. Trotz ihres Schleiers glaubte ich zu sehen, daß dieses leichte Zucken der Lippen in ein Lächeln ausging.

Aber wenn auch ihr Schleier herabgezogen war, so gab es doch noch eine Menge andere Dinge, welche meinen Blick gefesselt hielten.

Ich bewunderte den kleinen gestickten Spitzenkragen, welcher ihren anbetungswürdigen Hals umschloß, ihre da, wo ihr Shawl herabgefallen war, sichtbare schlanke, aber schon gut entwickelte Büste verrieth ein bewunderungswürdiges Ebenmaß des Baues. Ihr Wuchs war anmuthig und die kleinen Schmucksachen, die sie trug und die an und für sich sehr gewöhnlich waren, erhielten doch eben durch ihren Besitz die Bedeutung werthvoller Schätze.

Alles Dies konnte ich trotz des Schleiers betrachten, alles Dies konnte ich mit den Augen verschlingen.

Der Schleier! Gelingt es ihm wohl, dem Manne, der ein weibliches Wesen wirklich liebt, viel von diesem zu verbergen?

Wir waren beinahe an der äußersten Grenze der Omnibuslinie angelangt, als die beiden Damen halten ließen und ausstiegen. Ich folgte ihnen klüglich, indem ich mich in einiger Entfernung hinter ihnen hielt.

Der Weg, den wir eingeschlagen, war nicht sehr besucht; aber wenn er es auch in höherem Grade gewesen wäre, so würde ich doch trotz der Entfernung, in welcher ich mich hielt, sie niemals aus den Augen verloren haben und nicht in Gefahr gewesen sein, eine andere Person für sie zu halten. Schon fühlte ich, so fremd sie für mich auch noch war, daß ich selbst von Weitem im Stande sein würde, sie bloß an ihrem Gange zu erkennen.

Die beiden Damen gingen immer weiter, bis wir eine Vorstadt erreichten, die aus noch ganz neuen Häusern bestand, zwischen welchen sich hier und da noch wüste Stellen mit aufgehäuften Baumaterialien befanden. Wir sahen um uns herum Nichts als Entwürfe zu Straßen, zu Rundtheilen, zu freien Plätzen, zu Kaufläden, zu Gärten.

Endlich blieben die beiden Damen auf einem dieser neuen Plätze stehen und zogen an der Thür eines der neuesten dieser neuen Häuser die Klingel.

Die Thür öffnete sich und meine Angebetete verschwand mit ihrer Begleiterin. Dieses Haus stand beinahe ganz allein. Es hatte keine Nummer, trug aber die Inschrift: ›Nordvilla«. Der Platz, der unvollendet war, wie alles Uebrige in dieser Gegend, hieß Hollyoak Square.

Dies war Alles, was sich für dieses Mal wahrnahm. Der öde, wüste Anblick in dieser Umgebung berührte mich unangenehm. Ich war sicher, das Haus wiederzufinden, und wußte, daß es ihre Wohnung war; denn als die Thür sich öffnete, hatte ich mich genugsam genähert, um sie fragen zu hören, ob Jemand in ihrer Abwesenheit dagewesen wäre.

Für den Augenblick mußte mir dies genügen. Ich fühlte das Bedürfniß mich von meiner Aufregung zu erholen und meine Gedanken zu sammeln. Ich verließ daher Hollyoak Square sofort und ging, einen Spaziergang in Regents Park zu machen, dessen nördlicher Theil sehr nahe war.

War ich verliebt? Wirklich und aufrichtig verliebt in ein junges Mädchen, dem ich zufällig in einem Omnibus begegnet war? Oder gehorchte ich bloß einer augenblicklichen Laune? War es nur jugendliches Feuer und übereilte Bewunderung eines schönen Gesichts?

Dies waren die Fragen, welche ich damals nicht beantworten konnte, denn ich fühlte, daß meine Ideen verworren und meine Geisteskräfte in ihrer Ausübung gestört waren. Ich begann weiter zu gehen und träumte am hellen Tage, denn ich hatte keine deutliche Wahrnehmung außer der Erinnerung an die schöne Unbekannte.

Je mehr ich mich bemühen, zu überlegen, jene Gleichheit des Temperaments, jene Freiheit des Geistes wiederzugewinnen, die ich besaß, als ich an diesem Morgen unser Haus verlassen, desto weniger erlangte ich meine Selbstbeherrschung wieder.

Es giebt zwei Umstände, in welchen der klügste und weiseste Mann sich von seinen ersten Regungen hinreißen läßt, ehe er überlegt.

Der eine dieser Umstände ist, wenn er sich zum ersten Male von einem Weibe beherrscht fühlt, und der andere, wenn zum ersten Male ein Weib ihn beleidigt hat.

Ich weiß nicht, seit wie lange ich in dem Park umher spazierte und meinen Träumen nachhing, als es endlich auf der Uhr einer benachbarten Kirche Drei schlug.

Nun fiel mir ein, daß ich meiner Schwester versprochen hatte, sie um zwei Uhr zu unserem Spazierritte abzuholen; ich brauchte aber wenigstens eine halbe Stunde, um unser Haus zu erreichen.

Zum ersten Male war ich einem meiner Schwester gegebenen Versprechen untreu geworden.

Die Liebe hatte mich noch nicht egoistisch gemacht, wie sie mehr oder weniger mit allen Männern und Frauen thut. Aergerlich über die Nachlässigkeit, deren ich mich so nach schuldig gemacht, beschleunigte ich doch meinen Schritt. Der Groom führte mißlaunig und mürrisch mein Pferd noch vor dem Hause hin und her. Clara's Pferd war wieder in den Stall zurückgeführt worden.

Ich trat in das Haus und erfuhr, daß Clara, nachdem sie eine Stunde auf mich gewartet, mit einer Freundin ausgegangen sei und erst zur Stunde des Diners zurückkehren werde.

Es war kein Mensch weiter im Hause als die Dienerin. Alles erschien mir öde, leer und abschreckend. Das ferne Rollen der Wagen in den benachbarten Straßen schlug düster und unheimlich an mein Ohr. Ich fuhr zusammen und ward ärgerlich über eine Thür, die in den Dienerstuben unter mir mehrmals nach einander geöffnet und wieder zugeschlagen ward.

Niemals war mir die Luft von London so schwer zu athmen erschienen als an diesem Tage.

Krampfhaft aufgereggt ging ich im Zimmer auf und ab.

Ein Mal lenkte ich meine Schritte nach meinem Arbeitscabinet, kehrte aber wieder um, noch ehe ich es betreten hatte.

An Lesen oder Schreiben war für den Augenblick nicht zu denken. Der Wunsch, nach Hollyoak Square zurückzukehren, erwachte jede Minute mit neuer Kraft in mir.

Warum? Ich wollte versuchen, die junge Dame wiederzusehen oder wenigstens zu erfahren, wer sie wäre. Ich kämpfte – ja ich gestehe es offen und redlich – ich kämpfte gegen diesen Wunsch.

Ich versuchte, mich selbst zu verhöhnen, mich einfältig und lächerlich zu finden. Dann bemühte ich mich, an meine Schwester zu denken, an das Buch, welches ich schrieb – mit Einem Worte, an alles Andere, nur nicht an meine Begegnung von diesem Nachmittage.

Je mehr ich aber diese Erinnerung entfernen wollte, desto mehr beherrschte sie mich und verknüpfte alle meine anderen Ideen. Die Sirene lockte mich; jeder Kampf war vergeblich.

Ich verließ das Haus, indem ich mich heuchlerischer Weise selbst überredete, ich wolle blos eine phantastische Neugier befriedigen, einen launenhaften Wunsch, den Namen der jungen Dame zu erfahren, und daß ich sodann, anstatt mir den Kopf zu zerbrechen, wie ich seit einigen Stunden that, über meinen Leichtsinn und diese frivole Idee lachend wieder nach Hause zurückkommen würde.

Ich kam vor dem Hause wieder an. Die Marquisen waren der großen Hitze wegen vor allen Fenstern der Façade herabgelassen. Der erst halb angelegte Garten war enge und die Sonne versengte ihn.

Auf dem Square herrschte dieselbe Einsamkeit, aber jene schwere, lastende Einsamkeit, wie man sie nur auf dem Square oder freien Platze einer Vorstadt findet.

Ich ging den Platz hinauf und hinab und fühlte mich entschlossen, ihn nicht zu verlassen, bevor ich ihren Namen erfahren hatte.

Während ich mir den Kopf zersann, um ein Mittel zur Befriedigung dieses Wunsches zu finden, bewog ein gelender Pfiff, der in dem Schweigen dieser Umgegend doppelt hell klang, mich, die Augen aufzuheben.

Ein Laufbursche, eine jener Verkörperungen der frühreifen Schlaueit, der eingefleischten Unverschämtheit und witzigen Frechheit, welche nur in großen Städten heranwachsen können, kam mit einem leeren Korbe am Arme auf mich zu.

Ich sagte ihm, er solle sich nähern und mit mir sprechen. Augenscheinlich war er aus der Nachbarschaft und konnte mir vielleicht von Nutzen sein.

Seine ersten Antworten, die er in ziemlich schleppendem, zögerndem Tone gab, unterrichteten mich, daß sein Herr einer der Lieferanten für die ›Nordvilla‹ war.

Jetzt gab ihm nun einen Schilling, um ihn zu bestimmen, auf die wichtigeren Fragen zu antworten, die ich ihm zu stellen hatte.

Er sagte mir, der Herr des Hauses heiße Sherwin und die Familie bestünde bloß aus Mr. und Mistreß Sherwin und dem jungen Fräulein, ihrer Tochter.

Zuletzt verlangte ich von diesem Burschen Auskunft über Das, was ich vor allen Dingen zu erfahren wünschte, und fragte ihn daher, ob er wisse, welchem Stande oder welcher gesellschaftlichen Stellung Mr. Sherwin angehöre.

Seine Antwort verschloß mir den Mund und die Lust zu weiteren Fragen verging mir! Mr. Sherwin hatte ein großes Modewaarengewölbe in –street! Der Bursche nannte mir die Nummer ebenso wie die Seite der Straße, wo dieses Gewölbe sich befand.

Dann fragte er mich, ob dies Alles wäre, was ich wissen wolle.

Ich besaß nicht mehr Kraft genug, auch nur vier Worte zu sprechen. Ich gab ihm blos durch einen Wink zu verstehen, daß er gehen könne und daß er mir genug gesagt habe.

Genug? Wenn er mich nicht belogen hatte, so war es mehr als zu viel – ein Modewaarengewölbe – die Tochter eines Modewaarenhändlers! War ich noch verliebt? Ich dachte an meinen Vater, an den Namen, den ich trug, und dies Mal, obschon ich die Frage hätte beantworten können, wagte ich es doch nicht.

Wenn aber dieser Bursche sich geirrt hatte? Ich beschloß, die mir von ihm gegebene Adresse aufzusuchen und mich durch mich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Als ich an dem bezeichneten Orte angelangt war, sah ich richtig das Kaufgewölbe. Der Name Sherwin stand über der Thür. Es blieb mir nun nur noch eine Möglichkeit. Dieser Sherwin und der Sherwin von Hollyoak Square konnten ganz verschiedene Individuen sein.

Ich trat in das Modewaarenmagazin, um Etwas zu kaufen. Während der Commis, an welchen ich mich wendete, seine Waaren vor mir ausbreitete, fragte ich ihn, ob sein Principal in Hollyoak Square wohne.

Er schien über diese Frage ein wenig zu erstaunen, dann antwortete er mir bejahend.

»Ich kannte früher einen Mr. Sherwin,« sagte ich und schmiedete mit diesen Worten die ersten Glieder einer langen Kette von Lügen, die mich später knechten und herabwürdigen sollten; »einen Mr. Sherwin, der gegenwärtig, wie ich gehört habe, in der Umgegend von Holyoak Square wohnen soll. Er war unverheirathet und ich weiß nicht, ob mein Freund und Ihr Principal eine und dieselbe Person sind.«

»Das ist wohl nicht möglich, Sir. Unser Pricipal ist verheirathet und hat eine Tochter, die in dem Rufe steht, ein sehr schönes junges Mädchen zu sein, Sir.«

Und der Commis schmunzelte, indem er diese letzten Worte sprach. Niemals war mir ein Schmunzeln widerwärtiger und verletzender gewesen.

Endlich hatte ich sonach die so sehr begehrte Auskunft erlangt. Margarethe! ich wußte sogar ihren Namen! Margarethe! Bis jetzt war dies ein Name, den ich nicht sonderlich liebte. Gegenwärtig empfand ich eine Art Schrecken, als ich mich auf der Wiederholung desselben ertappte, und fand in dem Klange dieser Buchstaben eine neue Poesie, von der ich noch keine Idee gehabt hatte.

War es denn Liebe? Eine reine, eine ernste Liebe? Liebte ich in so hohem Grade, daß ich die Tochter eines Modewaarenhändlers zu heirathen wünschte, die ich eine

Viertelstunde lang im Omnibus gesehen und der ich während einer zweiten Viertelstunde bis an ihre Wohnung nachgeschlichen war?

Dies war etwas Unvernünftiges und Unmögliches. Ich empfand, ich weiß nicht welchen seltsamen Widerwillen, nach Hause zurückzukehren und in diesem Augenblicke meinen Vater und meine Schwester wiederzusehen.

Ich ging daher langsam wieder fort, aber nicht in der Richtung nach unserem Hause, als ich einem alten Universitätsfreunde meines Bruders begegnete, mit dem ich auch bekannt war – einem stets heitern jungen Manne, der fortwährend seinem Vergnügen nachging.

Er redete mich sofort mit geräuschvoller Herzlichkeit an. Ich sollte ihn begleiten und mit ihm in seinem Club dinieren, wo er mir delikaten Burgunder und von einem Koch ersten Ranges bereitete Gerichte vorsetzen wollte.

Er wünschte sich mit mir ein wenig über Ralph lustig zu machen, eben so wie über dessen neue Geliebte, diese Frau von reifem Alter, welche es unternommen hatte, einen ordentlichen Mann aus ihm zu machen!

Ganz gewiß war dies Stoff genug zu einer heiteren Unterhaltung! War es nicht sogar ein Sūjet zu einer neuen Pantomime, wie Harlekin Don Juan sich, wie gewöhnlich, in alle Arten Händel verwickelte und Madame Colombine Moralität ihm fortwährend auf den Fersen folgte und ein großes *Pas de decorum* tanzte, um ihm schlimme Geschichten zu ersparen?

Ja wohl, ich mußte mitgehen! Ich sollte nur an den Burgunder und an die lustige Unterhaltung über Ralph

denken! Rasch, rasch! – warum wollte ich so lange zaudern?

Wenn die Gedanken, die noch schwer auf meinem Gemüthe lasteten, von einer vorübergehenden und ich weiß nicht wie lange dauernden bizarren Melancholie erzeugt waren, so sah ich mich jetzt dem Manne gegenüber, dessen Gesellschaft sie am sichersten zerstreuen mußte.

Ich beschloß daher, den Versuch zu machen, und nahm seine Einladung an.

Beim Diner bemühte ich mich, mich auf dasselbe Niveau mit ihm zu erheben und eben so viel Heiterkeit und Laune zu entwickeln.

Ich trank viel mehr Wein als gewöhnlich, aber es war vergebens. Die lustigen Worte erstarben mir auf den Lippen. Der Burgunder überreizte mich, hauchte mir aber keine fröhliche Laune ein.

Das Bild der braunen Schönheit, welche ich am Morgen gesehen, behauptete die Oberherrschaft über meine Gedanken. Ich stand fortwährend unter der Macht der gleichzeitig unheilvollen und bestrickenden Eindrücke des Morgens. Ich verzichtete auf den Kampf. Ich wünschte allein zu sein.

Mein Freund bemerkte bald, daß meine erzwungene Heiterkeit erschlaffte. Er that Alles, was er konnte, um mich wieder zu ermuntern, bemühte sich, für Zwei zu sprechen, ließ noch mehr Wein bringen, aber Alles war vergebens.

Endlich machte er gähnend und seine getäuschte Erwartung kaum verhehlend mir den Vorschlag, in's Theater zu gehen. Ich entschuldigte mich, indem ich Unwohlsein vorschützte, und gab ihm zu verstehen, daß ich für meine Gewohnheit zu viel getrunken hätte. Er lachte, ließ aber dabei ein wenig Verachtung hindurch schimmern und verließ mich, um allein in's Theater zu gehen, indem er ohne Zweifel bei sich selbst sagte, daß er mich noch eben so unzugänglich und ungesellschaftlich fände, als er mich einige Jahre auf der Universität gekannt.

Sobald wir uns trennten, fühlte ich Erleichterung und beinahe Freude. Meine Unentschlossenheit bemächtigte sich meiner wieder.

Ich that einige Schritte auf der Straße vorwärts und eben so viele rückwärts, dann gebot ich allen meinen Bedenklichkeiten Schweigen, überließ meinen Neigungen die Sorge, mich zu führen, wie sie wollten, und nahm zum dritten Male an diesem Tage den Weg nach Hollyoak Square.

Der schöne Sommerabend neigte sich zur Dämmerung. Die glühende Sonne stand tief an dem wolkenlosen Horizonte, und als ich den Square betrat, überzog die wonnige Stunde, welche der Nacht vorangeht, den Himmel mit ihrem violetten Schimmer.

Ich näherte mich dem Hause.

Sie stand am Fenster, welches weit geöffnet einen hoch an dem Fensterladen hängenden Vogelkäfig sehen ließ.

Sie stand diesem Käfig gegenüber und ließ ihren armen gefangenen Kanarienvogel nach einem Stückchen

Zucker schmachten, welches sie ihm bald da, bald dort durch die Zwischenräume seines Käfiggitters bot, aber alle Mal wieder zurückzog.

Der Vogel flatterte und hüpfte in seinem Gefängnisse, um den Zucker zu erhaschen, und zwitscherte dabei, als ob er seiner Herrin dadurch das Vergnügen beweisen wollte, welches dieses Spiel ihm machte.

Ha, wie reizend war sie! Ihr über den Wangen emporgekämmtes, das Ohr freilassendes schwarzes Haar bildete hinten weiter Nichts als eine einfache Rolle von dichten Flechten, ohne Schmuck irgend einer Art. Sie trug ein dicht am Halse anschließendes weißes Kleid, welches auf der Brust eine Menge Falten bildete.

Der Käfig war so hoch aufgehängt, daß sie da durch genöthigt ward, den Kopf ein wenig emporzurichten. Sie lachte heiter und fröhlich wie ein Kind, und fuhr fort, mit ihrem Zuckerstückchen hin und herzufahren. Jeden Augenblick nahmen ihr Kopf und ihr Hals eine neue anbetungswürdige Biegung an und bei jeder Veränderung ihrer Stellung traten die harmonischen Umrisse ihres Gesichts besser hervor.

Ich hielt mich hinter einem Pfeiler der Gartenthür versteckt und schaute hin, indem ich kaum zu athmen oder mich zu bewegen wagte, aus Furcht, daß sie ihr Fenster schließen möchte, wenn ich mich blicken ließe.

Nach noch einigen Minuten faßte der Kanarienvogel den Zucker mit dem Schnabel.

»Da, Mimi!« rief sie fröhlich; »endlich hast Du es und wirst es sicherlich nicht wieder hergeben.«

Sie blieb noch einige Augenblicke ruhig stehen und heftete die Augen auf den Käfig. Dann richtete sie sich auf der Fußspitze empor, machte ihrem Vogel ein schelmisches Schmollmälchen und verschwand in dem Innern des Zimmers.

Die Sonne sank immer tiefer hinab. Die Schatten der Dämmerung begannen sich auf dem öden Square auszubreiten; fern und nahe wurden die Gaslaternen angezündet.

Die Leute, welche das Bedürfniß fühlten, etwas frische Luft im Freien zu schöpfen, gingen einer nach dem andern oder paarweise an mir vorüber oder kehrten wieder in ihre Wohnungen zurück und ich blieb noch immer in der Nähe des Hauses, in der Hoffnung, sie wieder an ihrem Fenster zu sehen, aber sie kam nicht wieder zum Vorscheine.

Endlich brachte ein Diener Lichter in das Zimmer und schloß die Gardinen.

Einsehend, daß es vergeblich sein würde, länger zu bleiben, verließ ich nun den Square.

Heiter kehrte ich nach Hause zurück. Der Eindruck, den die erste Begegnung gemacht, hatte sich während des kurzen Augenblicks, wo ich die Schöne wiedergesehen, vervollständigt.

Vergeblich waren jetzt die Betrachtungen der Klugheit. Ja, ich versuchte nicht einmal, mich gegen diesen neuen Hang zu waffnen. Ich überlieferte mich dem Zauber, der auf mich wirkte. Ich dachte nicht mehr an die Folgen, wie ich am Morgen daran gedacht hatte. Meine Pflichten

– die mir eingprägten Grundsätze – die Vorurtheile meines Vaters Alles verschwand vor meiner Liebe, Alles war vergessen um dieser Liebe willen, die ich aus Dankbarkeit für die neuen und reichen Gefühle, welche sie in mir erweckte, liebkosend in mein Herz aufnahm.

Ich kehrte nach Hause zurück, ohne über Etwas weiter nachzudenken als über die Mittel, die ich ersinnen müßte, um meine Angebetete den nächstfolgenden Tag wiederzusehen und sie zu sprechen. Ich murmelte leise ihren Namen, selbst während ich die Hand auf das Schloß meines Arbeitscabinets legte.

Kaum war ich eingetreten, so fuhr ich unwillkürlich zusammen und blieb stumm vor Erstaunen stehen. Clara war da! Der erste Blick, der ich auf meine Schwester warf, mußte der eines Verbrechers sein, welcher sich entdeckt sieht.

Sie stand vor meinem Bureau und heftete die Blätter meines Manuscripts zusammen, welche bis jetzt verworren durcheinander in einer Schublade gelegen hatten. Noch denselben Abend sollte sie einem großen Balle beiwohnen, der, ich weiß nicht mehr wo gegeben ward.

Sie trug eine Toilette von hellblauem Krepp – mein Vater sah sie gern in dieser Farbe – und eine weiße Blume war in ihrem hellbraunen Haare befestigt.

Sie stand in dem von meiner Lampe geworfenen milden Lichtkreise und hatte die Augen über die Blätter hinweg, welche sie eben geordnet, auf die Thür geheftet.

Ihr schmales, zartes Gesicht erhielt durch die reizende, duftige Toilette, welche sie gewählt, etwas noch Zarteres.

Ihr Teint besaß die matteste Farbe, ihr Antlitz athmete beinahe die ruhige, reine Heiterkeit einer Bildsäule.

Welch' ein Contrast mit jenem andern lebensvollen Gemälde, welches ich bei Sonnenuntergang gesehen!

Die Erinnerung an das Versprechen, welches ich nicht erfüllt, kehrte wieder in mein Gedächtniß zurück und ich fühlte mich sehr verlegen, während sie mir mit einem sanften Lächeln das Manuscript darreichte, wie um mich aufzufordern, es anzusehen.

Mit dieser Erinnerung kehrten die peinlichen Gedanken zurück, welche mich einige Stunden früher so grausam gemartert hatten. Ich wollte einen sichern, festen Ton annehmen, aber ich fühlte die Nutzlosigkeit meines Bemühens, als ich zu ihr sagte:

»Wirst Du mir verzeihen, Clara, Dich heute um Deinen Spazierritt gebracht zu haben? Ich fürchte, daß die Entschuldigung, die ich deßhalb vorbringen kann, eine ungenügende ist und –«

»Nun, dann suche Dich doch nicht zu entschuldigen, Sidney, oder warte, daß unser Vater der Sache eine gute parlamentarische Wirkung gebe, wenn er heute Nacht aus dem Unterhause heimkehrt. Sieh' wie ich alle diese Papiere schön geheftet habe! Sie waren aber auch in so große Unordnung gerathen, daß ich fürchtete, es könnten einige davon verloren gehen.«

»Weder diese Blätter noch Der, welcher sie geschrieben, sind der Hälfte der Mühe würdig, welche Du Dir damit gegeben hast; aber es thut mir aufrichtig leid, daß ich

mein Wort nicht gehalten habe. Ich begegnete einem alten Universitätsfreunde – am Morgen hatte ich auch Geschäfte zu besorgen – wir speis'ten dann zusammen – ich konnte es ihm nicht gut abschlagen –«

»Aber, Sidney, wie bleich Du bist! Bist Du unwohl?«

»Nein, es war mir blos ein wenig zu warm; das ist Alles.«

»Ist Dir Etwas zugestoßen? – Wenn ich Dich frage, so geschieht es in der Voraussetzung, daß ich Dir von einigem Nutzen sein könnte – wenn Du vielleicht wünschest, daß ich heute Abend zu Hause bleibe –«

»Durchaus nicht, liebe Clara; ich wünsche Dir auf dem Balle alle möglichen Triumphe.«

Sie schwieg einen Augenblick, dann heftete sie ihre klaren Augen ernster als gewöhnlich und mit ziemlich unruhiger Miene auf mich.

Forschte sie in meiner Seele und entdeckte sie hier jene kaum gebotene Liebe, welche schon ein Herz für sich in Anspruch nahm, in welchem meine Zuneigung zu meiner Schwester bis jetzt ungetheilt geherrscht hatte?

Die Liebe! Liebe zu der Tochter eines Krämers! Dieser Gedanke kehrte unaufhörlich in mir zurück, während Clara mich ansah, und gleichzeitig entsann ich mich einer Maxime, welche mein Vater so oft meinen Bruder Ralph eingeschärft hatte: »Vergiß niemals, daß Dein Rang nicht Dir gehört und daß Du nicht damit machen darfst, was Du willst. Er gehört uns und unsern Kindern, Du hast die Pflicht, ihnen denselben zu bewahren, wie ich ihn Euch bewahrt habe.«

»Ich glaubte,« hob Clara in schüchternem Tone als vorher wieder an, »daß ich wohlthun würde, einen Blick in Dein Zimmer zu werfen, ehe ich auf den Ball ginge, und nachzusehen, daß Alles hier in guter Ordnung sei, wenn es Dir vielleicht einfiel, diese Nacht zu schreiben. Ich hatte eben noch Zeit dazu, während Mistreß ***, die mich begleitet, noch oben mit ihrer Toilette zu thun hat. Vielleicht aber fühlst Du Dich nicht aufgelegt, heute Abend zu arbeiten?«

»Ich werde es wenigstens versuchen.«

»Kann ich Dir vielleicht in irgend Etwas nützlich sein? Vielleicht sähest Du es gern, wenn ich mein Bouquet in Deinem Zimmer zurückließe? Diese Blumen haben einen ungemein frischen Wohlgeruch. Ich kann mir mit leichter Mühe ein anderes verschaffen. Sieh' nur die Rosen an, meine weißen Lieblingsrosen, die mich alle Mal an meinen Garten erinnern, an unsern alten Park, den ich so sehr liebe.«

»Ich danke Dir, Clara, ich glaube aber, dieses Bouquet nimmt sich in Deiner Hand besser aus als auf meinem Tische.«

»Gute Nacht, Sidney.«

»Gute Nacht.«

Sie lenkte ihre Schritte nach der Thür, drehte sich um und lächelte, als ob sie Etwas sagen wollte. Sie bezwang sich jedoch und heftete eine Minute lang blos ihren Blick auf mich. Das begonnene Lächeln verschwand sofort aus ihrem Antlitze und derselbe Ausdruck von Unruhe malte sich darin.

Leise verließ sie das Zimmer. Einige Minuten später schlug das Rollen des Wagens, der sie mit ihrer Begleiterin nach dem Balle führte, an mein Ohr und verhallte dann in der Ferne.

Ich war allein im Hause – allein für die Nacht.

NEUNTES KAPITEL.

Mein von der fleißigen Hand meiner Schwester in Ordnung gebrachtes Manuscript lag aufgeschlagen vor mir.

Ich wendete die Blätter langsam eins nach dem andern um, aber meine Augen widmeten ihm eine nur mechanische Aufmerksamkeit. Vor Kurzem, gestern noch – wie viel Ehrgeiz, wie viele Hoffnungen, wie viele sanfte Genugthuungen meines Herzens und hohe Bestrebungen meines Geistes ruhten auf diesen häßlichen Blättern, die mit garstigen Kritzeleien bedeckt waren!

Jetzt konnte ich sie mit Gleichgültigkeit betrachten und beinahe wie ein Fremder gethan hätte.

Die Tage ruhigen Nachdenkens und beharrlicher Ausarbeitung des Gedankens schienen mir niemals wiederkehren zu sollen.

Diese ergreifenden Ideen, diese geduldig gesammelten Documente, diese reizenden Visionen der idealen Welt, diese neuen Schöpfungen meines Geistes, die frisch und strahlend in die Zeilen meines ersten Buches geworfen worden, alles Dies war vorüber und verschwunden – verwelkt unter dem heißen Hauche der Sinne, verurtheilt durch eine Leidenschaft, welche der Zufall in wenigen Mußestunden hatte keimen lassen.

Ich warf das Manuscript rasch beiseite. Meine unerwartete Unterredung mit Clara hatte die unruhigen Empfindungen des Abends beschwichtigt, aber der verhängnißvolle Einfluß der braunen Schönheit hatte mich nicht verlassen. Wie hätte ich jetzt schreiben können!

Ich setzte mich an das geöffnete Fenster. Es ging auf einen schmalen Garten, auf einen jener Londoner Gärten, wo die Natur so in die Enge getrieben ist, wo verkümmerte Bäume und schmachtende Blumen, zwischen hohen Ziegelmauern eingekerkert, nach der freien Luft und dem Sonnenscheine des Landes zu seufzen scheinen.

Es war indessen wenigstens doch ein Raum, wo die Luft cirkulirte und der uns ein wenig von den geräuschvollen Straßen bannte.

Der Mond war, von einem blaßgelben Rande umgeben, aufgegangen. Außer ihm zeigte sich kein andres Gestirn in dem unheimlich leeren Raume der Nacht, dabei aber war das dunkelblaue Firmament ohne Wolken.

Ich weiß nicht, welche Ahnung mir sagte, daß während dieser ruhigen einsamen Nacht in mir der letzte und entscheidende Kampf stattfinden würde. Ich fühlte, daß von den zufälligen Eingebungen dieser Nacht das Leben oder der Tod meines Herzens abhängen würde.

Je näher die Krisis heranrückte, desto entscheidender schien sie mir für die Zukunft sein zu müssen.

Diese neue Liebe, welche in mir lebte, dieses Gefühl, welches mich absorbirte, und welches dennoch erst diesen Morgen Wurzel in mir gefaßt hatte, war meine erste Liebe.

Bis jetzt war ich Herr meines Herzens gewesen. Von dieser Leidenschaft, welche die alles Andere beherrschende Leidenschaft des Lebens ist, wußte ich noch Nichts. Niemals hatte ein Weib sich zwischen mich und meinen Ehrgeiz, zwischen meine Phantasien und meine Beschäftigungen gestellt. Niemals hatte mir ein Weib vorher die Gefühle eingeflößt, welche ich jetzt empfand. In dem ich den Zustand, in welchem ich mich befinde, mir selbst recht zu definiren suchte, drängte sich vor allen Dingen diese einzige Frage meinem Gemüthe auf: War ich noch stark genug, um der Versuchung zu widerstehen, welche der Zufall mir in den Weg geworfen?

Ich hatte nur *ein* Mittel des Widerstandes: die Ueberzeugung, die mich beseelte, daß, wenn ich unterläge, alle meine Aussichten auf die Zukunft, als Mitglied der Familie, mit Einem Schlage zerstört und vernichtet sein würden.

Ich kannte den Charakter meines Vaters, einen absoluten Charakter, der seinem Standesvorurtheile Neigungen und Sympathieen dienstbar machte und sich mit seinen Principien identificirte.

Auch war ich überzeugt, daß die Folgen einer nicht standesgemäßen Ehe, einer von seinem Sohne geschlossenen Mesallianz, für einen von uns, ja vielleicht für beide furchtbar und entsetzlich sein würden.

Jeder andere Fehltritt konnte von ihm früher oder später verziehen werden – ein solches Verbrechen aber konnte in seinen Augen niemals Verzeihung erlangen, selbst wenn sein Herz darüber gebrochen wäre.

Davon war ich in diesem Augenblicke so fest überzeugt wie von meinem Leben.

Welche Gefühle empfand ich wirklich in Bezug auf Margarethen? Ich fuhr fort, sie so zu nennen, wenn ich an sie dachte. Ich wollte sie analysiren, sie discutiren. Es war mir unmöglich, mir selbst klare Rechenschaft darüber zu geben.

Die Prüfung der Vernunft erhebt sich niemals bis zur Höhe und steigt auch niemals bis in die Tiefen der stärksten und gewaltigsten Gemüthsbewegungen. Den Umfang, die Dauer derselben bemessen, heißt das Unberechenbare berechnen – es heißt einen neuen Thurm von Babel in der Absicht errichten, die Erde mit dem Himmel zu vereinigen.

Ich liebte sie! In diesen drei Worten lag Alles, was ich fühlte, Alles, was ich über sie wußte.

Obschon meine Leidenschaft meinen intellectuellen Fähigkeiten schaden, deren Gleichgewicht sie störte, und obschon sie das Bewußtsein meiner Pflichten gegen die Meinigen schwächte, so blieb doch nicht weniger ein sehr reines Gefühl für diese zurück.

Wenn ich in diesem Augenblicke auf dem Sterbebett läge und überzeugt wäre, daß ich am jüngsten Tage nach der Wahrheit oder Falschheit der so eben geschriebenen Zeilen gerichtet werden würde, so würde ich doch bis zu meinem letzten Hauche wiederholen: – Es ist wahr – ich behaupte es!

Aber war diese Liebe ein genügender Grund? Wie würdig Margarethe dessen auch war, so that ich doch Unrecht daran, sie zu lieben, weil das Schicksal, dasselbe Schicksal, welches ihr einen Rang und eine Familie hätte geben können, sie in einem tief unter dem meinigen stehenden Stande hatte geboren werden lassen.

Wäre sie von guter Geburt gewesen, so würde sie sich die Achtung und Liebe meines Vaters sofort erworben haben, wenn ich sie ihm als meine Gattin zugeführt hätte; aber sie war Tochter eines Krämers, und nur der Zorn meines Vaters, das Unglück meines Vaters und vielleicht mein eigener Ruin war die verhängnißvolle Aussteuer, auf welche ihre Ehe mit mir ihr Anwartschaft gab.

Und worauf beruhte dieser Unterschied? Auf einem socialen Vorurtheile. Ohne Zweifel; dieses Vorurtheil aber war in unserm Hause seit meiner Geburt und schon früher seit Jahrhunderten ein fester Grundsatz – doch, was sage ich? – ein religiöser Glaubensartikel.

Seltsam ist jenes zweite Gesicht der Liebe, welches gleichsam in die Zukunft sieht. Ich dachte jetzt an Margarethen, schon als ob sie bereits mein Weib wäre, ehe sie noch Etwas von der Leidenschaft ahnte, welche sie mir eingeflößt hatte. Mein Herz marterte sich, ich zersann mir den Kopf und ich hatte noch kein Wort mit ihr gesprochen.

Ich zitterte schon, als ob unsre Vermählung bald entdeckt, werden würde. – Wie unwahrscheinlich wäre dies Alles erschienen, wenn ich es in einem Buche gelesen hätte!

Aber wie sollte ich den ungestümen Wunsch bekämpfen, sie schon den nächstfolgenden Morgen wieder zu sehen und zu sprechen?

Sollte ich London, sollte ich England verlassen und die Versuchung meiden, indem ich, gleichviel wohin und gleichviel mit welchem Opfer, die Flucht ergriff? Oder sollte ich Zuflucht bei meinen Büchern suchen, diesen alten, ruhigen und treuen Freunden meiner ersten Nachtwachen? Besaß ich Entschlossenheit genug, um meinem Herzen durch ernsthaftes Nachdenken und ermüdende Arbeit Schweigen zu gebieten? Und wenn ich morgen früh von London abreis'te, sagte mir dann mein Gewissen mit Sicherheit, daß ich nicht übermorgen zurückkehren würde?

Während dieser Nacht, wo ich mich bemühte, kaltblütig mit mir selbst zu Rathe zu gehen, erniedrigte sich mein Gemüth nicht ein einziges Mal, das zu denken, was viele andre Männer sicherlich an meiner Stelle gedacht haben würden.

Warum sollte ich diese junge Dame heirathen, wenn ich weiter keinen Grund dazu hatte als daß ich sie liebte? Warum bestand ich bei dem Vermögen, welches mir zur Verfügung stand, bei dem Range, den ich einnahm, bei den Gelegenheiten, die ich mir verschaffen konnte, hartnäckig darauf, die Liebe und die Ehe in eine und dieselbe Idee zu verschmelzen? Warum diese Verlegenheiten und Befürchtungen, wo weder die einen noch die andern dazusein brauchten?

Wenn ein solcher Gedanke, wie dieser, sich auch nur verschleiert, schüchtern und undeutlich meinem Gemüthe dargestellt hätte, so würde ich ihn mit Abscheu zurückgewiesen und mich vor mir selbst geschämt haben.

Von welcher Art auch die neuen Bitterkeiten sein mögen, die mir noch beschieden sein können, so wird doch diese tröstende Erinnerung mir stets bleiben. Meine Liebe für Margarethe Sherwin war würdig, dem keuschesten und vollkommensten Weibe dargeboten zu werden, welches Gott jemals geschaffen!

Die Nacht rückte weiter vor. Das schwächer werdende Geräusch der Straßen drang in selteneren Zwischenräumen und nur noch verworren bis zu mir.

Meine Lampe verlöschte. Ich hörte den Wagen, welcher Clara vom Balle zurückbrachten; die ersten Dünste des Morgens stiegen auf und verbargen die kleiner gewordene Scheibe des Mondes, die Luft ward immer frischer; der Morgenthau badete die Erde und ich saß immer noch an meinem offenen Fenster und kämpfte gegen die stürmischen Gedanken, welche Margarethens Bild in mir wach rief – ein Kampf, der sich mehrere Stunden lang fortwährend erneute, immer derselbe und gleich vergeblich blieb.

Endlich machte sich die Ermüdung dieser langen Nachtwache in mir fühlbar. Meine Gedanken wurden dunkel – einige Augenblicke später versank ich in einen fieberhaften Schlaf, der weit entfernt war, mich zu erquicken – die Aufregung des Denkens nahm eine andere

Form an und gab sich durch eine Reihenfolge von quälenden Träumen kund. Die Empfindungen und Ideen, gegen welche ich immer matter kämpfte, so wie während der Nachtwache die Ermüdung meines Geistes zunahm, stürmten, jetzt alles Zwanges ledig, mit Gewalt auf mich ein.

Mein Traum war folgender.

Ich sah mich auf einer weiten Ebene, die auf der einen Seite von einem dichten Walde, dessen geheimnißvolle Tiefen das Auge nicht durchdringen konnte, und von der andern durch übereinander aufsteigende Berge begrenzt ward, deren Gipfel sich in hellen, weißen, von heitrem Lichte strahlenden Wolken verloren. Auf der andern Seite über dem Walde war der Himmel düster und nebelig. Es schien, als ob dichte Dünste unter den Bäumen aufgestiegen wären, um die Klarheit des Firmaments auf dieser Seite zu trüben.

Während ich auf der Ebene stehen blieb und meine Blicke um mich her schweifen ließ, sah ich aus dem Walde heraus eine Dame auf mich zukommen. Sie war von hoher Gestalt, ihr schwarzes üppiges Haar umwallte sie, und ihr Gewand, von derselben braunen Farbe wie die über dem Walde hängenden Nebeldünste, fiel in dichten Falten bis auf ihre Füße herab.

Sie kam rasch, aber leise auf mich zu, gleich jenen Wolken Schatten, welche über ein in der Reife stehendes Getreidefeld oder über die ruhige Fläche des Wassers hingleiten.

Ich drehte mich nach der andern Seite herum. Von den Bergen herab kam ebenfalls eine weibliche Gestalt, aber ihr Gewand war von glänzender, reiner und durchsichtiger weißer Farbe. Auf ihrem Gesichte spiegelte sich ein Licht, welches mit dem sanften Glanze des Herbstmondes zu vergleichen war. Hinter sich ließ sie eine leuchtende Spur, gleich der, welche die Sternschnuppen am Winterhimmel zu ziehen pflegen. Sie kam bis an die äußerste Grenze herab, wo die Berge sich mit der Ebene verschmolzen, und ich bemerkte, daß sie mir mit der Hand winkte und mich aufforderte, mich ihr zu nähern.

Mittlerweile kam die aus dem Walde hervorgetretene Gestalt mir so nahe, daß ich ihren keuchenden, heißen Athem an meiner Wange fühlte. Ihre auf die meinigen gehefteten Augen bestrickten mich und sie öffnete mir ihre Arme. Ich berührte ihre Hand, und bei dieser plötzlichen Berührung durchzuckte mich eine Flamme vom Wirbel bis zur Sohle. Und ihre glänzenden Augen hefteten sich immer fester auf mich, indem sie mich mit ihrer Flamme durchbohrten. Ihre geschmeidigen Arme schlossen sich um meinen Hals und sie zog mich einige Schritte in der Richtung des Waldes vorwärts.

Ich fühlte, wie die Lichtstrahlen entschwanden, welche die ausgestreckte Hand der andern Gestalt bis zu mir hatte dringen lassen, und richtete meine Blicke nach den Bergen. Sie ging wieder nach den glänzenden Wolken hinauf, blieb aber von Zeit zu Zeit stehen, drehte sich herum, kreuzte die Hände über ihrer Brust und senkte zum Zeichen der Betrübniß das Haupt.

Als ich sie das letzte Mal nach mir herschauen sah, berührte sie bereits die Wolken. Von da an sah ich aber Nichts mehr von ihr, denn die Gestalt, welche mich nach dem Walde zog, faßte mich fester, ihre glühenden Lippen preßten die meinen, und es war mir, als wenn ihr langes Haar uns Beide einhüllte und sich wie ein Schleier zwischen mich und die fern in Licht gebadeten Berge drängte, wo jene andre Gestalt langsam in die glänzenden Wolken emporstieg.

Ich ging immer weiter – umschlungen von den Armen der braunen Gestalt. Ich ging, während mein Blut kochte und mein Athem keuchte, bis zu dem Augenblicke, wo wir im Schooße dieses schattigen Labyrinthes einen abgelegenen, kleinen freien Platz erreichten.

Hier hüllte sie mich in die Falten ihres braunen Gewandes, näherte ihre glühenden Wangen den meinen und murmelte mir eine bezaubernde Melodie in's Ohr, und jeder Gedanke nach der Ebene zurückzukehren, verließ mich, denn ich hatte die von den leuchtenden Bergen herabgestiegene Gestalt vergessen, um mich mit Leib und Seele der aus dem Walde gekommenen hinzugeben.

Hier war der Traum zu Ende und ich erwachte.

Es war schon heller Tag; die Sonne schien und es zeigte sich keine Wolke am Himmel. Ich sah nach meiner Uhr – sie war stehen geblieben. Nicht lange darauf schlug es auf einer benachbarten Turmuhr Sechs.

Das Ende meines Traumes hatte ganz besonders einen lebhaften Eindruck in meinem Gedächtnisse zurückgelassen. War es eine Verkündung dessen, was mir begegnen

würde? Aber zu welchem praktischen Entschlusse konnte dieser Traum – wie überhaupt alle Träume – mich führen? Warum war er unvollständig geblieben? Warum zeigte die Vision mir nicht die Folgen der That, welche sie andeutete?

Wie abergläubisch war diese Frage! Verdienten die Trugbilder eines Traumes wohl, meine Aufmerksamkeit zu fesseln?

Dennoch aber hatte dieser Traum eine dauernde Spur zurückgelassen. Damals bemerkte ich es nicht, aber später sah ich es ein.

Mit dem Lichte des Tages, welche dem Geiste seine Sicherheit wieder giebt und die Sinne neu belebt, war es mir ziemlich leicht, aus meiner Phantasie, oder vielmehr aus meinem Bewußtsein eine allzu ausgesprochene Tendenz zu verbannen, in diesen beiden Gestalten, welche mein Traum mir vorgeführt, die Personificationen zweier wirklich lebender Wesen zu sehen, deren Namen meine Lippen beinahe zitternd aussprachen.

Aber nicht in gleicher Weise konnte ich aus meinem Herzen die reizenden Bilder verbannen, welche diese Vision der Anbetung meiner Sinne vorgeführt hatte.

Diese Nacht mußte Folgen haben, und jeden Augenblick erschreckten mich die Eindrücke, welche sie in mir zurückgelassen, durch ihren Fortschritt.

Wenn man mir früher gesagt hätte, daß schon das Anbrechen des Tages mich wieder beleben und ermuthigen würde, so hätte ich diese Voraussetzung als eine Beleidigung betrachtet. Und dennoch war dem so.

So wie der Tag erschien, entschwanden meine verworrenen Betrachtungen, meine Befürchtungen und Beklemmungen während dieses innern Kampfes. Nur das anmuthige Bild Margarethens blieb eben so zurück wie die Liebe, welche dadurch wachgerufen ward. Und diese Liebe triumphirte ohne Widerstand. War es denn mit den Ueberzeugungen, die ich so eben noch gehabt, wie mit jenen Nebeln der Nacht, welche vor dem Schimmer des Morgens zerrinnen? Ich weiß es nicht, aber ich war jung und jeder neue Morgen ist in meinem Alter ein Erwachen der Jugend, eben so wie ein Erwachen der Natur.

Ich verließ demnach mein Cabinet und ging aus.

Ich kümmerte mich nicht um die möglichen Folgen meines neuen Gefühls. Es war, als ob ich jeden melancholischen Gedanken an der Schwelle meines Zimmers zurückgelassen hätte, als ob mein Herz jetzt, nachdem es unter der Wucht der schweigenden Nacht gesenkt, sich mit höherer Spannkraft aufrichtete.

Die Gegenwart genießen, für die Zukunft hoffen und mich übrigens dem Zufalle und dem Glück bis zum letzten Augenblicke anvertrauen, dies war das Symbol meines Glaubens, und ich begann durch die Straßen zu eilen, beseelt von dem Wunsche, Margarethen zu begegnen und ihr, noch ehe der Tag endete meine Liebe zu gestehen.

Freudig athmete ich die frische Luft des Nordens; der heitere Sonnenschein entzückte mich und ich lenkte meine Schritte leichtfüßig wie ein Schüler, wenn die Schule aus ist, nach Hollyoak Square.

ZEHNTES KAPITEL.

London erwachte überall zur Thätigkeit des Morgens. Während ich die Straßen durchschritt, öffnete man die Schaufenster der Kaufläden. Die Branntweinverkäufer, diese Vampyre, welche an dem Leben Londons saugen, öffneten die Augen und suchten schon ihre neue Beute für diesen Tag zu erspähen. In den ärmeren Stadttheilen begannen die kleinen Tabak- und Kramläden und unsaubern Schankwirthschaften ihr Tagewerk.

Hier beschleunigte ein verspäteter Arbeiter den Schritt, um auf den Zimmerhof oder in die Maschinenbauwerkstätte zu gelangen. Dort trat ein alter Bürger von pedantischer Lebensweise aus dem Hause, um vor dem Frühstücke seinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen.

Bald fuhr ein schon seiner Fracht entledigter Gemüsekarren an mir vorüber, um auf das Land zurückzukehren; bald war es eine mit Gepäck beladene Droschke, welche bleiche, verschlafene aussehende Reisende nach einem Eisenbahnhofe oder einer Dampfschiffstation brachte.

Die Bewegung der großen Stadt begann und setzte sich nach allen Richtungen hin fort. Ich nahm ein ganz ungewohntes Interesse daran, denn diese Aufregung erinnerte mich an die meines eigenen Herzens.

Auf Hollyoak Square aber ruhte noch immer die Ruhe und Erstarrung der Nacht. Es war, als ob diese eintönigen, verlassenenen Regionen das Vorrecht hätten, die letzten zu sein, die auch nur zu einem Scheine von Thätigkeit und Leben erwachten.

Bis jetzt rührte sich in der Nordvilla noch Nichts. Ich ging weiter bis über die letzten Häuser hinaus und kam in jenes eintönige freie Feld, welches die Umgebung von London bildet.

Ich bemühte mich, an das Mittel zu denken, welches ich anwenden mußte, um Margarethen zu sehen und zu sprechen, ehe ich wieder nach Hause zurückkehrte.

Als aber eine halbe Stunde auf diese Weise verflossen war, kehrte ich ohne Plan und ohne eine bestimmte Idee nach dem Square zurück, war aber nichtsdestoweniger entschlossen, eine Unterredung mit ihr zu haben.

Die Gartenthür der Nordvilla stand jetzt offen. Eine Dienerin des Hauses stand auf der Schwelle, athmete die frische Morgenluft und schaute sich ringsum, ehe sie ihre gewohnte Arbeit begann.

Ich trat näher, entschlossen, mich ihrer Dienste, wo nicht durch Ueberredung, durch ein Geldgeschenk zu versichern. Sie war jung – dies war schon ein Umstand zu meinen Gunsten – munter und drall, und schien mir ganz besonders nicht gleichgültig gegen die Wirkung zu sein, die sie hervorbringen könnte, was ein zweiter günstiger Umstand war. Sobald sie mich näher kommen sah, lächelte sie und fuhr sich rasch mit der Schürze über das Gesicht, gerade wie ein Meubleshändler einen Tisch oder

eine Kommode abwischt, wenn er einen Käufer kommen sieht.

»Steht Ihr in's Mr. Sherwin's Diensten?« fragte ich, als ich bis an die Gartenthür gelangt war.

»Ja, als Köchin, Sir,« antwortete die Gefragte, indem sie sich nochmals mit ihrer Schürze das Gesicht rieb.

»Ihr würdet ohne Zweifel Euch sehr wundern, wenn ich Euch bäte, mir einen großen Dienst zu leisten.«

»Das ist allerdings wahr – ich kenne Sie gar nicht – aber dennoch – ich weiß nicht –«

Sie schwieg und trug die Operation, welche bis jetzt auf ihr Gesicht beschränkt gewesen, auf die Arme über.

»Ich hoffe, daß wir einander nicht mehr lange fremd sein werden. Wie wäre es, wenn ich die Bekanntschaft mit Euch damit begänne, daß ich Euch sagte, Euer Gesicht würde sich noch viel hübscher ausnehmen, wenn Ihr Bänder von lebhafterer Farbe trüget, und Euch bäte, einige dergleichen zu kaufen, blos um zu sehen, ob ich nicht Recht habe?«

Indem ich dies sagte, drückte ich ihr ein Geldstück in die Hand.

»Sie sind sehr freundlich, Sir, und ich danke Ihnen,« entgegnete sie lächelnd und rückte ihre Haube ein wenig.

»Haubenbänder sind aber das Letzte, was mir in einem Dienste wie der meinige erlauben würde zu kaufen. Unser Herr ist hier Herr und er hat Damen, und ich glaube, er machte uns toll durch den Lärm, den er über Hauben und Bänder zu schlagen versteht. Er ist ein so strenger Mann, daß wir hier die Hauben so tragen müssen, wie er

es will. Es ist schon unangenehm, wenn eine Dame sich um die Haubenbänder einer armen Dienerin kümmert; aber einen Herrn zu haben, der in die Küche herunterkommt – doch ich brauche Ihnen dies weiter nicht zu sagen, mein Herr. Ich danke Ihnen aber für Ihr Geschenk und bin Ihnen sehr verbunden.«

»Ich hoffe, es wird dies nicht das letzte Mal sein, daß ich Euch ein Geschenk mache. Ich komme nun auf den Dienst, um den ich Euch ersuchen möchte. Könnt Ihr ein Geheimniß bewahren?«

»Und ob, Sir! Ach, wie viele Geheimnisse hab' ich schon bewahrt, seitdem ich unter den Leuten bin!«

»Schön; ich möchte nämlich Gelegenheit finden, Miß Margarethen zu sehen und unter vier Augen mit ihr zu sprechen; aber man dürfte ihr kein Wort vorher davon sagen – versteht Ihr mich?«

»Ach, Sir, das kann ich nicht wagen!«

»Nun, errathet Ihr denn nicht, warum ich Euere junge Dame sehen möchte und was ich ihr zu sagen habe?«

Die Köchin lächelte und schüttelte verlegen den Kopf.

»Es ist möglich, daß Sie sich in Miß Margarethen verliebt haben, Sir; aber so Etwas werde ich nicht thun. Ich wage es nicht.«

»Nun gut, aber wenigstens könnt Ihr mir sagen, ob Miß Margarethe alle Tage einen Spaziergang zu machen pflegt?«

»Ja, Sir, sie geht fast alle Tage aus.«

»Ihr begleitet sie wohl alle Mal, wenn sie ohne ihre Eltern in die Stadt geht?«

»O, ich bitte, fragen Sie mich nicht!« rief die Köchin mit kläglicher Miene, indem sie zugleich verlegen die Zipfel ihrer Schürze durch die Finger zog. »Ich weiß gar nicht, wer Sie sind, und Miß Margarethe weiß es sicherlich auch nicht. Ich kann Ihnen Nichts sagen, Sir – fragen Sie mich nicht.«

»Na, seht mich doch an! Sehe ich wohl aus wie ein Mensch, der Euch oder Eurer jungen Herrin etwas Uebles zufügen möchte? Bin ich ein gefährlicher Mensch, dem man sich nicht anvertrauen kann? Würdet Ihr auf mein Wort glauben, wenn ich Euch ein Versprechen gäbe?«

»Ja, Sir ganz gewiß könnte ich Vertrauen zu Ihnen haben. Sie sind ja schon so gütig gegen mich gewesen!

»Nun, dann nehmt an, daß ich Euch erstens verspreche, Miß Margarethen kein Wort davon zu sagen, daß ich mit Euch von ihr gesprochen, und zweitens, daß ich, wenn Ihr mir gesagt haben werdet, zu welcher Stunde Miß Margarethe mit Euch ausgeht, nur in Eurem Beisein mit ihr sprechen und sie verlassen werde, sobald Ihr mir einen Wink gebt. Wenn ich Euch dies Alles verspreche, werdet Ihr dann nicht wagen, mich ein wenig zu unterstützen?«

»Nun, dann freilich wäre die Sache etwas Anderes. Aber, sehen Sie, ich fürchte mich gar so sehr vor unserm Herrn. Wollen Sie nicht lieber erst mit diesem sprechen?«

»Denkt Euch einmal an Miß Margarethens Stelle! Würdet Ihr es wohl gern sehen, wenn man Euch mit Erlaubniß Eures Vaters den Hof machte, ohne vorher Euern eigenen Willen befragt zu haben? Würdet Ihr einen Heirathsantrag wie eine Botschaft durch Vermittlung Eures Vaters gemacht haben wollen? Gesteht mir einmal offen – würde so Etwas Euch gefallen?«

Sie lachte und warf auf sehr ausdrucksvolle Weise den Kopf empor. Ich merkte, daß ich mit diesem letzten Argument die richtige Stelle getroffen hatte, und wiederholte:

»Denkt Euch also an Miß Margarethens Stelle.«

»Still, still! sprechen Sie nicht so laut!« hob das Mädchen in leisem, vertraulichem Tone wieder an. »Ich bin überzeugt, daß Sie ein ganz solider, anständiger Herr sind und daß Sie ehrenwerthe Absichten haben – ich möchte Ihnen auch gern behilflich sein, aber ich wage es nicht, denn –«

»Ihr seid ein gutes Mädchen,« entgegnete ich. »Sagt mir blos, zu welcher Stunde Miß Margarethe heute ausgeht und wer sie in die Stadt begleitet.«

»Ach, es ist sehr Unrecht von mir, wenn ich es sage, aber ich muß. – Doch still, still! Unser Herr steht jetzt auf – ach, mein Gott, wenn er an das Fenster käme und uns sähe! – Nun, so hören Sie – sie wird heute Vormittag gegen elf Uhr mit mir auf den Markt gehen. Es ist dies seit voriger Woche alle Tage geschehen. Unser Herr liebt diese Gänge nicht, aber Miß Margarethe hat ihn so lange gebeten, bis er ihr die Erlaubniß dazu gegeben hat. Sie sagt sie würde ja niemals fähig sein, zu heirathen, wenn

sie sich nicht von den Dingen der Wirthschaft unterrichtete, wenn sie nicht den Preis der Waaren, den Unterschied zwischen gutem und schlechtem Fleische und Alles, was sonst noch dazu gehört, kennen lernte – Sie verstehen mich schon, nicht wahr?«

»Tausend Dank. Ihr habt mir nun den Aufschluß gegeben, dessen ich bedurfte. Um elf Uhr werde ich wieder hier sein und warten, bis Ihr das Haus verlasset.«

»Nein, kommen Sie nicht hierher, Sir, ich bitte Sie! Ich hätte Ihnen überhaupt Nichts sagen sollen.«

»Fürchtet Nichts; Ihr sollt nicht bereuen, mir es gesagt zu haben. Ich verspreche Euch Alles, was ich vorhin versprochen habe, jetzt nochmals. Auf Wiedersehen! und vergeßt nicht, jetzt kein Wort zu Miß Margarethen zu sagen, so lange ich sie nicht gesehen habe.«

Während ich mich nun beeilte, nach Hause zurückzukehren, hörte ich die Köchin einige Schritte mir nachlaufen, dann stehen bleiben, umkehren und die Gartenthür leise hinter sich verschließen. Augenscheinlich hatte sie sich noch ein Mal an Miß Margarethens Stelle gedacht, und jeder Gedanke, den Widerstand weiterzutreiben, hatte sie verlassen.

Niemals war Clara mir freundlicher aufmerksamer erschienen als an diesem Morgen, wo wir uns alle drei, mein Vater, sie und ich, am Frühstückstische vereinigt sahen. Gegenwärtig entsinne ich mich mit Beschämung – und ich mache mir bittere Vorwürfe darüber – der geringen Aufmerksamkeit, die ich ihr erwies, der wenigen Worte, die ich an sie richtete, und der Schroffheit, mit

welcher ich mich weigerte, sie diesen Nachmittag in Gesellschaft zu begleiten.

Mein Vater war in die Betrachtung irgend einer Geschäftsangelegenheit versenkt. Meine Schwester wollte ihn nicht stören und richtete daher an mich mit ihrer sanften Stimme jene gewohnten Fragen und Bemerkungen, die der Morgen mit sich brachte.

Ich hörte kaum darauf und antwortete in ausweichender Weise.

Als das Frühstück beendet war, verließ ich das Haus, ohne weiter ein Wort zu sagen. Als ich die Stufen des kleinen Perrons vor dem Hause hinunterging, wendete ich mechanisch den Kopf nach dem Fenster des Speisemanners.

Clara stand daran und sah mir nach. Derselbe Ausdruck träumerischer Unruhe, welchen ich schon am Abende vorher in ihren Zügen bemerkt, war denselben auch jetzt wieder aufgeprägt. Sie lächelte, als ihre Augen den meinigen begegneten, aber dieses peinliche und ein wenig erzwungene Lächeln gab ihr eine ganz andere Miene als welche sie gewöhnlich hatte. Sie machte in diesem Augenblicke keinen Eindruck auf mich; denn mein Herz mein Urtheil, mein ganzes Gemüth waren nur auf mein bevorstehendes Zusammentreffen mit Margarethen gerichtet. Nach dieser Richtung hin fühlte ich eine Ueberfülle von Leben und Feuer in mir, gegen alles Andere war ich kalt, stumpfsinnig und gleichgültig.

Beinahe eine Stunde vor der bestimmten Zeit war ich schon in Hollyoak Square. Von Ungeduld gefoltert, gönnte ich mir keinen Augenblick Ruhe.

Ich schritt auf dem Platze hin und her und machte lange Umwege durch die nächstgelegenen Gassen, während ich alle Viertelstunden auf der Uhr einer benachbarten Kirche schlagen hörte, und mechanisch beschleunigte ich den Schritt, so wie die erwartete Stunde heranrückte.

Endlich hörte ich den ersten Schlag jener für mein Schicksal ewig denkwürdigen Stunde. Ehe noch der elfte erscholl, stand ich der Eingangsthür der Nordvilla gegenüber.

Es vergingen fünf Minuten, dann zehn, aber Niemand kam zum Vorscheine. In meiner Ungeduld hätte ich gern heftig die Klingel gezogen, um trotz der Begegnungen, die mir vielleicht bevorstanden, und alles Dessen, was geschehen konnte, in's Haus zu dringen.

Es schlug ein Viertel auf Zwölf, und in diesem Augenblicke hörte ich die Thür sich öffnen und sah Margarethen mit der Dienerin, mit welcher ich gesprochen, die kleine Terrasse herabkommen.

Sie durchschritten langsam die Gartenthür und gingen über den Square in einer meinem Standorte entgegengesetzten Richtung; aber ich hatte Zeit, den verstohlenen Blick zu erhaschen, den die Dienerin mir zuwarf.

Die junge Dame schien mich nicht gesehen zu haben.

Im ersten Augenblicke bemächtigte sich meiner eine solche Aufregung, daß ich buchstäblich nicht im Stande war, die Füße fortzusetzen. Nach wenigen Augenblicken

jedoch gewann ich den Gebrauch meiner Glieder wieder und eilte den Beiden schnell nach, bevor sie sich in einem belebten Theile der Nachbarschaft befanden.

Als ich ihnen ganz nahe war, drehte Margarethe sich rasch um und sah mich mit Augen an, in welchen sich eben so viel Zorn als Erstaunen malte.

Einen Augenblick später ward ihr reizendes Gesicht von einer lebhaften glühenden Röthe überzogen. Ihr Kopf senkte sich ein wenig. Sie schien zu zögern, dann begann sie mit noch rascherem Schritte weiterzugehen. Dachte sie an mich? Schon diese Vermuthung machte mich dreist und –

Nein, ich kann nicht die Worte niederschreiben, welche ich an sie richtete. Seht, wenn ich bedenke, wohin diese verhängnißvolle Begegnung führte, fühle ich eine mit Entsetzen gemischte Scham, welche mich abhält die Worte, mit welchen ich ihr meine Liebe erklärte, Andern wieder zusagen oder ihnen eine dauernde Form zu geben. Vielleicht ist es verletzter, krankhafter, elender Stolz, aber er beherrscht mich.

Nach Dem, was geschehen ist, scheue ich mich, mit der Feder und in Gedanken mir selbst Alles zu wiederholen, was ich zu Margarethen sagte. Bis jetzt habe ich mich mit strengem Freimuthe ausgesprochen. Ich habe mir zur Pflicht gemacht, meine Eigenliebe der Wahrhaftigkeit meiner Bekenntnisse zu opfern. So wie ich weiterkommen werde und überall – ausgenommen an dieser Stelle meiner Geschichte – bin ich sicher, daß ich vor

Nichts zurückbeben, sondern vielmehr in alle nothwendige Einzelheiten eingehen und meiner Eigenliebe Zwang anthun werde.

Hier aber, auf dem Punkte, wo ich jetzt mit meiner Erzählung stehe, wo, wie es scheint, mir die geringsten Einzelheiten am leichtesten in die Erinnerung zurückkehren und von mir ohne Anstrengung erzählt werden müßten, hier muß ich zum ersten und zum letzten Male abkürzen und schnell darüberhin gehen.

Ich behaupte nicht, daß ich diesen Widerwillen durch gute Gründe rechtfertigen könnte, aber ich kann und will diese nicht analysiren.

Ich ließ es auf jede Gefahr ankommen und redete Margarethen an. Meine Worte konnten verworren sein, aber es war unmöglich, darin die Stimme des Herzens zu verkennen.

In Zeit von wenigen Minuten theilte ich ihr Alles mit, was ich hier mühsam auf so viele Blätter niedergeschrieben – ich sagte ihr noch mehr. Ich bediente mich meines Namens, meines gesellschaftlichen Ranges – die Gluth der Scham steigt mir jetzt noch in die Wangen, wenn ich daran denke – um ihrer mädchenhaften Eitelkeit zu schmeicheln, um sie zu bestimmen, meinem Bekenntnisse aus Rücksicht auf meinen Rang, wenn nicht aus Rücksicht für meine Leidenschaft, Gehör zu leihen, obgleich diese Leidenschaft sich auf vollkommen ehrenwerthe Weise kund gab.

Niemals vorher hatte ich Etwas auf so gemeine Weise berechnet; niemals hatte ich die Vorzüge meiner Geburt

benutzt, um Etwas zu erlangen, das ich nicht durch mich selbst erlangen zu können fürchtete.

Man hat Recht, wenn man sagt, daß die Liebe höher erhebt als andere Leidenschaften, aber es ist auch wahr, daß sie tiefer erniedrigen kann.

Auf all' meine feurigen Worte gab Margarethe verworrene, nichtssagende, ziemlich erkältende Antworten. Ich setzte sie in Erstaunen; ich schreckte sie. Es sei, sagte sie, unmöglich, daß sie solche Worte aus dem Munde eines Mannes anhöre, der ihr vollständig fremd sei. Es sei Unrecht von mir, sie auf diese Weise anzureden, und Unrecht von ihr, daß sie stehen bleibe, um mich zu hören. Ich solle des Anstands eingedenk sein, den ein Mann wie ich stets achte. Ich dürfe solche Erklärungen ihr gegenüber nicht wieder erneuern. Ich wisse ja Nichts von ihr und es wäre unmöglich, daß sie sich in so kurzer Zeit meines Gemüthes in diesem Grade bemächtigt hätte. Sie bäte mich daher, sie ihren Weg ungehindert weiter fortsetzen zu lassen.

So sprach sie, indem sie bald stehen blieb, bald wieder rasch einige Schritte weiter ging. Sie hätte sich in strengeren und härteren Worten aussprechen können, ohne daß der Zauber, den sie auf mich ausübte, im Mindesten geschwächt worden wäre. Ihr Antlitz erschien mir in ihrer Unruhe und in ihrer beweglichen Lebhaftigkeit liebenswürdiger als je.

Ein oder zwei Mal erhob sie ihre schwarzen beredten Augen bis zu den meinen empor, senkte sie aber sofort wieder.

Was mich betraf, so kümmerte ich, schon zufrieden, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen, mich wenig um ihre Antworten.

Sie redete die Sprache, welche die Erziehung sie gelehrt hatte. Nicht ihre Worte waren es, wonach ich ihre Gedanken oder ihre Gemüthsbewegungen zu beurtheilen suchte, sondern der Ton ihrer Stimme, die Sprache ihrer Augen, der ganze Ausdruck ihrer Züge, und in allem Diesem entdeckte ich beruhigende Anzeichen.

Ich bat sie auf die inständigste, aber zugleich ehrerbietigste Weise, mir eine abermalige Begegnung möglich zu machen, aber sie antwortete, indem sie wiederholte, was sie mir bereits gesagt, und während sie noch so sprach, begann sie rasch weiterzugehen.

Die Dienerin, welche einige Schritte zurückgeblieben war, näherte sich nun ihrer jungen Herrin wieder und sah mich auf bedeutsame Weise an, wie um mich an mein Versprechen zu erinnern.

Ich fügte nur noch wenige Worte hinzu, in dem ich mich von ihr trennte. Für eine erste Unterredung hätte ich zu viel auf's Spiel gesetzt, wenn ich sie noch länger hätte aufhalten wollen, und die Beiden setzten ihren Weg weiter fort.

Die Dienerin drehte sich herum, nickte mir zu und lächelte, wie um mir zu versichern, daß meine Handlungsweise nicht allzuhart beurtheilt werde. Margarethens Schritt ward nicht langsamer, auch sah sie sich nicht um.

Dieser letzte Beweis von Bescheidenheit und Zurückhaltung zog, weit entfernt, mich zu entmuthigen, mich

im Gegentheile noch mächtiger zu ihr hin. Es war dies nach einer ersten Unterredung ein Gebot des Anstandes. Die Liebe, welche ich ihr bis jetzt gewidmet, war Nichts im Vergleiche zu der, welche ich für sie in dem Augenblicke fühlte, wo sie mich verließ, ohne mir mit einem Blicke Lebewohl zu sagen.

Gern wäre ich niedergekniet, gern hätte ich den Boden geküßt, welchen sie mit ihren Füßen berührt, obschon dies der Weg war, welchen sie eingeschlagen, um sich von mir zu trennen.

Und zu welchen Auskunftsmitteln sollte ich nun greifen? Konnte ich hoffen, daß Margarethe nach Allem, was sie mir gesagt, den nächstfolgenden Tag wieder zu derselben Stunde ausgehen würde? Nein, diese wohlanständige Schüchternheit und Zurückhaltung, welche sie bei unserer ersten Unterredung bewiesen, wick gewiß nicht so schnell von ihr. Wie sollte ich mich mit ihr in Mittheilung setzen? Wie sollte ich diesen ersten günstigen Eindruck, den ich, wie es schien, hervorgebracht und zu welchem meine Eitelkeit sich noch keinen Beifall zu wünschen wagte, zu einem guten Ende führen? Ich beschloß, ihr zu schreiben.

Ha! wie verschieden war der Styl dieses Briefs von den Blättern meines Romans, an dem ich bis jetzt gearbeitet, an dem ich schon nicht mehr arbeitete, den ich vielleicht ganz liegen ließ!

Wie langsam war diese Ausarbeitung gegangen, mit welcher Vorsicht mit welchem Mißtrauen gegen mich selbst formulirte ich meine Ideen! – Jetzt dagegen, wo

ich nur die Liebe zu Rathe zog, wie eilte da die Feder rasch über das Papier, gerade als ob die geheimen Wünsche meines Herzens ohne alle Mühe Worte fänden, um sich zu dolmetschen.

Meine Gedanken hatten Flügel. Auf diese Weise war das Schreiben keine Kunst mehr, sondern ein Instinct. Ich konnte beredt schreiben, ohne erst lange nach Ausdrücken suchen oder den Sinn meiner Worte erwägen zu müssen.

Im Dienste des Ehrgeizes glich meine Arbeit dem langsamen Erklimmen eines Berges. Im Dienste der Liebe dagegen war es das rasche, leider zu rasche Herabsteigen.

Ich brauche hier meinen Brief an Margarethen nicht wörtlich mitzutheilen.

Ich faßte darin bloß Alles zusammen, was ich bereits gesagt habe. Besonders hob ich wiederholt und mit Nachdruck die Ehrenhaftigkeit meiner Absichten hervor.

Zum Schlusse bat ich Margarethen, mir einige Zeilen Antwort zu schreiben und mir eine zweite Unterredung zu gewähren.

Der Brief ward durch die Dienerin befördert. Ein zweites Geschenk, durch meine überredende Beredsamkeit und besonders durch die Treue unterstützt, mit welcher ich mein Versprechen gehalten, gewann die Dienerin und bewog sie, bereitwillig sich meines Interesses anzunehmen. Sie erklärte, daß sie sich gern dazu verstehe, mir in allen Dingen behilflich zu sein, nämlich so lange als ihr Herr Nichts davon erführe.

Vergebens wartete ich einen ganzen Tag auf die Antwort auf meinen Brief.

Die Dienerin konnte mir keine Erklärung über dieses Schweigen geben. Ihre junge Herrin hatte seit dem Morgen unserer Begegnung auch nicht ein einziges Wort mit ihr über mich gesprochen.

Ich verlor den Muth deswegen aber nicht, sondern schrieb nochmals.

Dies Mal war mein Brief ein Gemisch von Bitten und Drohungen, so wie nur die Liebe sie dictiren kann, und er äußerte seine Wirkung.

Ich bekam eine Antwort.

Es war ein sehr kurzes Billet von eiliger, zitternder Hand geschrieben, worin Margarethe mir einfach sagte, daß der Unterschied unseres Standes es ihr zur Pflicht mache, mich inständig zu bitten, jeden ferneren Verkehr, sowohl mündlichen als schriftlichen, mit ihr abzubrechen.

›Der Unterschied unseres Standes!‹

Dies war also der einzige Einwurf. ›Ihre Pflicht!‹ Also war es nicht ihre Neigung, welche der Beweggrund ihrer Weigerung war.

Ein so junges Wesen bewies demnach schon diese edle Selbstverleugnung, diese Festigkeit der guten Grundsätze.

Ich drückte das Briefchen an meine Lippen – denn ihre Hände hatten es berührt – fest entschlossen, ihr ungehorsam zu sein und sie wiederzusehen.

Mein Stand! Was war mein Stand oder Rang? Ich wollte ihn Margarethen zu Füßen werfen.

Ich nahm abermals meine Zuflucht zu meiner treuen Verbündeten, der Dienerin. Nach einigen Verzögerungen, die, so unbedeutend sie auch waren, doch meine Ungeduld auf den höchsten Gipfel trieben, willigte sie ein, meinen Plänen förderlich zu sein.

Eines Nachmittags, welchen Mr. Sherwin wie gewöhnlich seinen Geschäften widmete, während seine Gattin in die Stadt gegangen war, verstand die Dienerin sich dazu, mich in den hinter dem Hause liegenden Garten einzulassen, wo Margarethe eben beschäftigt war, ihre Blumen zu begießen.

Sie erschrak bei meinem Anblicke und machte Miene, in das Haus zurückzukehren. Ich ergriff sie bei der Hand, um sie zurückzuhalten. Sie entzog sie mir, aber ohne Schroffheit und ohne Zorn.

Die Gelegenheit benutzend, welche sich darbot, während sie nicht wußte, ob sie sich entfernen oder bleiben sollte, wiederholte ich ihr Alles, was ich ihr schon bei unserer ersten Unterredung gesagt.

Besteht die wirkliche Sprache der Liebe wohl in etwas Anderem als in fortwährenden Wiederholungen?

Sie antwortete mir, wie sie schon in ihrem Briefe gethan, daß der Unterschied ihres gesellschaftlichen Ranges und des meinen es ihr zur Pflicht mache, mich nicht zu ermuthigen.

»Aber wenn dieser Unterschied nun nicht bestünde,« sagte ich, »wenn unser gesellschaftlicher Rang genau derselbe wäre, Margarethe?«

Sie schlug mit rascher Bewegung die Augen auf und that einige Schritte, um sich zu entfernen, als sie mich sie bei ihrem Vornamen nennen hörte.

»Beleidige ich Sie, wenn ich Sie so bald schon Margarethe nenne? Margarethe ist es, an die ich denke, aber nicht Miß Sherwin. Wollen Sie mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich spreche, wie ich denke?«

Sie gab keine Antwort.

»Gesetzt, dieser Unterschied des Ranges, den Sie unglücklicher Weise zum Einwande benutzen, bestünde nicht, würden Sie mir dann eben so kalt wie jetzt sagen, daß ich nicht hoffen soll? daß ich mich enthalten soll, mit Ihnen zu sprechen?«

Ich hätte diese Frage nicht an sie stellen sollen. Sie war zwecklos, denn der Unterschied des Range bestand, deßwegen nicht weniger.

»Vielleicht bin ich Ihnen zu spät begegnet. Vielleicht sind Sie schon –«

»Nein, o nein!«.

Sie schwieg, nachdem diese Worte ihren Lippen ent schlüpft waren.

Dasselbe lebendige Incarnat, welches ich schon auf ihrem Antlitze gesehen, kam in diesem Augenblicke wieder zum Vorscheine. Offenbar fühlte sie, daß sie diese Worte thörigter Weise gesprochen und daß sie mir eine Antwort

in einem Falle gewährt, wo ich den Regeln des weiblichen Liebes-Codex zufolge nicht das Recht hatte, eine zu erwarten.

In diesem Augenblicke war die Schönheit ihres Gesichts eine so bezaubernde, daß ich, ganz in ihren Anblick versunken, nicht sprechen konnte. Sie brach zuerst das Schweigen mit der Bitte, daß ich mich entfernen möchte und indem sie mich beschuldigte – hier ward aber ihre Stimme matt und gebrochen – dadurch, daß ich mich bei ihr eingeschlichen, eine Indelicatesse begangen zu haben, welche sie von mir nicht erwartet hätte.

»Ich werde Ihre Achtung wiedergewinnen,« sagte ich, indem ich rasch die günstige Deutung ihrer letzten Worte erfaßte, »wenn ich Sie das nächste Mal und zwar fortan immer mit der Erlaubniß Ihres Vaters besuche.«

Sie sah mich an und gleichzeitig malte sich eine gewisse Unruhe in ihren Augen.

»Ja, Margarethe,« fuhr ich fort, »denn ich muß Sie Margarethe nennen, vielleicht wird es mir bald gestattet sein, *theure* Margarethe zu sagen – noch heute werde ich an Ihren Vater schreiben, um ihn um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten. Ich werde ihm genau sagen, was ich Ihnen gesagt habe. Er soll wissen, mit welcher vollkommenen Würde Sie meine ersten Eröffnungen aufgenommen haben, aber es gab kein anderes Mittel, mich zu erklären. Ich werde ihm sagen, daß Sie in Folge Ihrer Schönheit, Ihrer Herzengüte und alles Dessen, was die reinsten Huldigungen der Männer erwecken und ihr Glück sichern kann, einen Rang einnehmen, der hoch

über dem meinigen steht und der übrigens auch der einzige ist, den ich mit Neid betrachte.«

Ein Lächeln, welches sie sich vergebens bemühte zu unterdrücken, umspielte ihre Lippen.

»Ja, das werde ich thun,« hob ich wieder an. »Sehen Sie vielleicht voraus, wie seine Antwort lauten wird? Ich werde nicht eher Abschied von ihm nehmen als bis ich eine günstige erlangt habe, und wie wird dann die Ihrige lauten? Ein Wort, Margarethe, ein einziges Wort und ich verlasse Sie.«

Ich versuchte zum zweiten Male ihre Hand zu ergreifen, aber sie machte sie rasch wieder los, sah mir eine Secunde lang in's Gesicht – wie beredt war dieser Blick! – und eilte dann schnell in das Haus hinein.

Was konnte ich mehr wünschen? Konnten die natürliche Zurückhaltung und Bescheidenheit eines jungen Mädchens mir mehr gewähren? Sobald ich wieder nach Hause zurückgekehrt war, schrieb ich an Mr. Sherwin. Auf der Adresse stand das Wort ›Eighändig‹, und ich ersuchte ihn ganz einfach, eine passende Stunde zu bestimmen, um mit mir über einen wichtigen Gegenstand zu sprechen.

Da ich diesen Brief nicht mit der Post abschicken wollte, so vertraute ich ihn einem Boten an – nicht einem unserer Diener – dies verbot mir die Klugheit – und sagte meinem Manne, daß er die Antwort und, im Falle von Mr. Sherwin's Abwesenheit, die Rückkunft desselben erwarten solle.

Nach einer langen Frist – lang für mich, denn meine Ungeduld verwandelte die Minuten in Stunden – empfing ich eine Antwort auf Papier mit Goldschnitt und von gemeiner Hand geschrieben, wenigstens ließ sich dies aus den Verzierungen schließen, mit denen die Schrift überladen war.

Mr. Sherwin grüßte mich darin ehrerbietigst und antwortete mir, daß er die Ehre haben werde, mich den nächstfolgenden Tag um fünf Uhr Nachmittags in der Nordvilla zu empfangen, wenn mir diese Zeit gelegen sei.

Ich faltete den Brief wieder sorgfältig zusammen.

Er war mir beinahe eben so kostbar als ein Billet von Margarethen selbst. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, indem ich bei mir alle möglichen Eventualitäten in Bezug auf meine morgende Besprechung überlegte. Ich kannte Mr. Sherwin's Charakter nicht im Mindesten, und dennoch mußte ich ihm ein Geheimniß anvertrauen, welches ich nicht einmal meinem eigenen Vater zu enthüllen wagte.

In Bezug auf den Namen, den ich trug, und auf den Rang meines Vaters ließ jeder Vorschlag, seiner Tochter den Hof zu machen, anfangs nur ungünstige Vermuthungen aufkommen.

Von welcher Art von Heirath sollte zwischen uns die Rede sein?

Eine öffentliche, anerkannte Vermählung war ein Ding der Unmöglichkeit. Von einer geheimen Vermählung sprechen, war eine kritische Eröffnung, deren Folgen verderblich sein konnten.

Vergebens dachte ich über das Problem nach. Die einzige Lösung, die ich dafür fand, war, daß es auf jede Gefahr hin das Beste sein würde, die Sprache der Aufrichtigkeit zu reden. Und konnte es mir wohl schwer fallen, aufrichtig zu sein, wenn ich meiner Leidenschaft gemäß sprach?

Nachdem ich einmal diesen Entschluß gefaßt begann ich meine Phantasie mit den Gedanken zu bezaubern, welche Margarethens Bild in mir erweckte, Gedanken, die erfüllt waren von blinder Hoffnung und fieberhafter Freude, und die meinen Geist mit Ausschluß aller andern beschäftigten.

Erst am nachfolgenden Tage beim Herannahen der von Mr. Sherwin zu unserer Unterredung festgesetzten Stunde beschäftigten mich endlich Gedanken, die einer praktischen Richtung angehörten.

Indem ich den Eindruck bedachte, den selbst mein Aeußeres auf ihn machen könnte, verwendete ich auf meine Toilette ganz ungewöhnliche Sorgfalt.

Dies war aber noch nicht Alles. Ich wendete mich an einen Freund, denn ich für so discret hielt, daß er keine Fragen an mich richten würde, um ihn zu bitten, mich in einem seiner Wagen nach der Nordvilla fahren zu lassen; denn ich kannte jene den Leuten von Mr. Sherwin Classe so gemeinsame Schwäche, ein ungewöhnlich großes Gewicht auf Rang und Vermögen zu legen, und selbst von dieser Schwäche wollte ich den für mich vortheilhaftesten Nutzen ziehen.

Mein Freund stellte mir seine Equipage sehr gern zur Verfügung, und sie holte mich meiner Instruction gemäß an der Thür eines Handelshauses ab, wohin ich mich sehr oft begab.

Hätte ich zu diesem Zwecke den Wagen meines Vaters oder den meiner Schwester verlangt, so hätte ich zu unseren Dienern mehr Vertrauen haben müssen als ich geneigt war, ihnen zu schenken.

Die Ereignisse, welche ich so eben erzählt, nahmen eine ganze Woche in Anspruch.

Ward ich während dieser Zeit von neuen Befürchtungen, von neuen Ahnungen unter unserem Dach behelligt? Nein. Beschäftigte ich mich mit Dem, was Clara fühlen konnte, indem sie eine solche Veränderung in meinen Gewohnheiten gegen sie bemerkte? Nein. Während dieser ganzen Zeit liehen Hoffnung und Eitelkeit der Liebe ihre bereitwillige Mitwirkung, und der Dunst ihres Weihrauches wiegte mein Herz in Vergessenheit aller äußeren Einflüsse, selbst ohne Ausnahme jenes süßen und solange geliebten Einflusses des Familienlebens.

Ich stand aber noch im ersten Acte des düstern Drama's, welches meinen Eintritt in das Mannesalter bezeichnete. Die andern Acte sollten sich entrollen bis zum Tage der Vergeltung.

EILFTES KAPITEL.

In der Nordvilla angelangt, ward ich in ein Gemach geführt, welches, wie ich vermuthete, der Salon war.

Alles war hier so neu, daß es unangenehm berührte. Die Thür mit ihrem frischen glänzenden Firnißanstriche öffnete sich mit einem Knarren, welches einem Pistolenschusse zu vergleichen war. Die Tapete mit ihren blendenden Malereien und vergoldeten rothen und grünen Blumen schien noch nicht trocken zu sein. Die pomphaften weißen und himmelblauen Vorhänge und der noch pomphaftere gelbwollene Teppich schienen erst am Abende vorher aus dem Magazin geholt worden zu sein. Der runde Tisch von Rosenholz war so blank polirt, daß Einem die Augen wehthaten.

Die illustirten Bücher in Maroquinband, die man hier aufgestellt sah, schienen niemals von ihrer Stelle entfernt, ja seit ihrem Ankaufe nicht ein einziges Mal geöffnet worden zu sein. Die auf dem Piano liegenden Musikalien waren ebenfalls neu, und keine Spur verrieth, daß man sich ihrer jemals bedient hatte.

Kein reich möblirtes Zimmer wäre geeigneter gewesen, einen Menschen, der seine Bequemlichkeit liebt, zur Verzweiflung zu bringen. Das Auge ward nach allen Richtungen hin peinlich berührt und fand nirgends einen Ruhepunkt.

Es gab keinen einzigen schattigen, verschwiegenen Winkel, der zwischen diesen glänzenden und funkelnenden vier Wänden zur Ruhe eingeladen hätte. Alle hier den Beschauer umgebenden Gegenstände schienen in die Augen zu springen und ihm näher zu sein als sie wirklich

waren. Ein nervenschwacher Mensch wäre keine Viertelstunde in diesem Zimmer geblieben, ohne Kopfschmerzen zu bekommen.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Ein abermaliges lautes Knarren der neuen Thür verkündete mir den Eintritt Mr. Sherwin's in eigener Person.

Er war ein langer, hagerer Mann, mit ziemlich krummen Schultern und schwachen Beinen, welchen Uebelstand er durch die Weite seiner Beinkleider zu verdecken suchte.

Er trug ein weißes Halstuch und einen übermäßig hohen Hemdkragen. Seine Gesichtsfarbe war fahl, die Augen klein, schwarz, funkelnd und immer in Bewegung.

Ueberhaupt waren alle seine Gesichtszüge in ganz eigenthümlicher Weise beweglich und mit krampfhaften Zuckungen behaftet, welche Stirn, Mund und Wangenmuskeln von oben nach unten und nach allen andern Richtungen hin zerrten. Sein Haar war schwarz gewesen, gewann aber jetzt allmählich eine eisengraue Farbe. Es war sehr trocken, sehr stark und borstig, und ragte fast horizontal über die Stirn hervor.

Eine der besondern Angewohnheiten dieses Mannes bestand darin, daß er sein Haar nöthigte, diese Richtung anzunehmen, indem er von Zeit zu Zeit wüthend mit den Fingern darin herumfuhr. Seine Lippen waren schmal, farblos und von zahlreichen Falten umgeben.

Wenn ich ihn unter gewöhnlichen Umständen gesehen hätte, so würde ich gleich auf den ersten Blick der

Meinung gewesen sein, daß er ein Mann von sehr beschränktem Verstande sei. Ein kleinlicher Mann in seiner kleinen Sphäre gegen Alle, die von ihm abhängig waren – ein niedriger Schmeichler alles Dessen, was in Bezug auf Vermögen und Rang über ihm stand; ein überzeugter Anhänger der herkömmlichen Theorieen in Bezug auf sociale Respectabilität – ein Mann von unerschütterlichem Glauben an seine eigne Unfehlbarkeit beseelt.

Jedoch, er war Margarethens Vater, und ich hatte mir einmal vorgenommen, ihn nach meinem Geschmacke zu finden.

Er begrüßte mich mit übertriebener Höflichkeit, näherte sich dem Fenster, um hinauszusehen, machte, als er den Wagen sah, der mich vor seiner Thür erwartete, mir eine zweite ehrerbietige Verbeugung und wollte mich durchaus mit seinen eignen Händen meines Hutes entledigen.

Nachdem er dies gethan, schneuzte er sich und fragte mich, was er thun könne, um mir angenehm zu sein.

Ich empfand eine gewisse Verlegenheit, wie ich das Gespräch eröffnen sollte. Dennoch aber durfte ich ihn nicht lange auf eine Antwort warten lassen. Ich begann damit, daß ich mich entschuldigte.

»Ich fürchte, Mr. Sherwin, daß Sie meinen Schritt als den eines Fremdlings, der ich für Sie bin –«

»Nun, ein Fremdling sind Sie eigentlich nicht für mich, wenn ich mir erlauben darf, diese Bemerkung zu machen.«

»Wirklich nicht?«

»Ich habe das große Vergnügen, den seltenen Genuß und, wie ich wohl sagen kann, die ausgezeichnete Ehre gehabt, voriges Jahr, während Ihre Familie von London abwesend war, Ihre Stadtwohnung in Augenschein nehmen zu dürfen. In der That ein sehr schönes Haus! Ich hatte Gelegenheit, die Bekanntschaft des Intendanten Ihres Herrn Vaters zu machen, und er hatte die Güte, mich in allen Zimmern herumzuführen. Es ist wirklich interessant, so Etwas zu sehen. Die Möbels, die Draperieen und alles Uebrige war im höchsten Grade geschmackvoll und trefflich arrangirt. Und die Gemälde – einige davon gehören zur Zahl der schönsten, die ich jemals gesehen. Ich war ganz entzückt – förmlich hingerissen!«

Sein Sprachorgan war ein dumpfes und seine Aussprache, besonders bei gewissen Worten, eine auffallend schleppende. Die Nerven seines Gesichts hörten nicht auf zu zucken, eben so wenig als seine Augen zu blinzeln, während er mit mir sprach.

In dem Zustande von Aufregung und Verlegenheit, in welchem ich mich befand, hatte diese Angewohnheit für mich etwas Störendes und brachte mich mehr aus der Fassung, als ich zu sagen wage.

Ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn er mir den Rücken gekehrt und Zeit gelassen hätte, wieder das Wort zu ergreifen.

»Ich freue mich, zu hören, daß meine Familie und mein Name Ihnen nicht unbekannt sind, Mr. Sherwin,« hob ich

wieder an. »In Folge dieses Umstandes fühle ich mich er-muthigt, Sie ohne weitere Umschweife von dem Zwecke meines Besuchs in Kenntniß zu setzen.«

»Ja wohl, ja wohl; kann ich Ihnen mit Etwas dienen? Mit einem Glase Sherry, oder –«

»Ich danke, ich danke, Mr. Sherwin. Vor allen Dingen muß ich Ihnen sagen, daß ich Gründe habe, zu wün-schen, daß die Eröffnung, welche ich Ihnen zu machen habe, wie Sie dieselbe auch aufnehmen mögen, als eine streng vertrauliche betrachtet werde. Kann ich überzeugt sein, daß ich in dieser Beziehung von Ihrer Gefälligkeit nicht zu viel verlange?«

»Versteht sich – versteht sich – die unbedingtste Ver-schwiegenheit. Rechnen Sie darauf. Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.«

Er rückte mir mit seinem Stuhle ein wenig näher. Trotz des Zuckens seiner Gesichtsmuskeln und des Blinzeln seiner Augen erkannte ich in seinem Gesichte den Aus-druck der Neugierde und einer Verschmitztheit, die auf ihrer Hut ist.

Er hielt meine Karte zwischen den Fingern und roll-te sie unaufhörlich zusammen und wieder aus, denn die Ungeduld, zu wissen, was ich ihm zu sagen hätte, ließ ihm keine Ruhe.

»Ich muß Sie auch bitten, sich nicht eher auszuspre-chen, als bis Sie mich zu Ende gehört haben. Vielleicht wären Sie von vorn herein geneigt, mich ungünstig zu be-urtheilen. – Kurz, Mr. Sherwin, ohne weitere Einleitung,

mein Besuch betrifft Ihre Fräulein Tochter, Miß Margarethe Sherwin.«

»Meine Tochter! Meine Margarethe – bei meiner Seele, das hätte ich nicht gedacht!«

Er schwieg, halb außer Athem, neigte den Kopf vorwärts nach mir zu und zerzauste meine Karte in ganz kleine Stückchen.

»Es ist ungefähr eine Woche her,« fuhr ich fort, »so begegnete ich Miß Sherwin zufällig in einem Omnibus. Sie war von einer älteren Dame begleitet –«

»Von meiner Frau,« sagte er, indem er mit der Hand eine ungeduldige Geberde machte, als ob Mistreß Sherwin ein unbedeutendes Hinderniß für unsre Conversation wäre, das er so schnell als möglich zu beseitigen wünschte.«

»Sie werden wahrscheinlich nicht überrascht sein, zu erfahren, daß ich von Miß Sherwin's seltener Schönheit betroffen gemacht ward. In Dem, was ich für sie fühlte, lag nicht blos der Impuls einer lebhaften Bewunderung. Offen gesprochen – haben Sie schon ein Mal von Etwas wie Liebe auf den ersten Blick sprechen hören, Mr. Sherwin?«

»In den Büchern, Sir,« antwortete er, in dem er auf eins der in Maroquin gebundenen auf dem Tische liegenden Bücher tippte. Dabei lächelte er.

Es war ein seltsames, gleichzeitig ehrerbietiges blind sarkastisches Lächeln.

»Sie würden vielleicht weniger geneigt sein, zu lachen, wenn ich Sie bäte, mich anzusehen, um Ihnen zu beweisen, daß so Etwas, was man Liebe auf den ersten Blick nennt, nicht bloß in den Büchern vorkommt. Ohne jedoch jetzt weiteres Gewicht auf diesen Umstand zu legen, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen rund heraus und aufrichtig zu erklären, daß der Anblick Miß Sherwin's sofort einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich von Stund' an nach dem Glücke trachtete, ihre Bekanntschaft zu machen, und um Ihnen Nichts zu verschweigen, gestehe ich Ihnen, daß ich ihre Wohnung dadurch entdeckt habe, daß ich ihr bis an dieses Haus nachschlich.«

»In der That, Sir, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen – bei meiner Seele, das ist –«

»Ich bitte Sie, mich ausreden zu lassen, Mr. Sherwin. Mein Benehmen, davon bin ich überzeugt, wird Ihnen nicht tadelnswerth erscheinen, wenn Sie die Güte haben, mich zu Ende zu hören.«

Er murmelte etwas Unverständliches – seine Gesichtsfarbe ward noch gelber – er ließ meine in tausend Brocken zerknitterte Karte fallen und fuhr sich mit der Hand rasch durch das Haar, so daß es beinahe wie eine Bürste von seiner Stirn emporstand, während die Nerven seines Gesichts heftiger als je zuckten und er mich mit einem gleichzeitig widrigen und unheimlichen Gesichtsausdrucke ansah.

Ich sah, daß es vergeblich sein würde, mit ihm so zu verfahren, wie ich einem Manne aus der guten Gesellschaft gegenüber gethan haben würde. Augenscheinlich

hatten die zarten, schonenden Wendungen, von denen ich bis jetzt in meinen Worten Gebrauch gemacht, nur dazu gedient, ihn die plumpesten und gemeinsten Vermuthungen fassen zu lassen.

Ich änderte daher meinen Plan und ging direct auf die Frage ein – auf unser ›Geschäft‹, wie er es genannt hatte.

»Ich hätte mich deutlicher erklären sollen, Mr. Sherwin. Vielleicht hätte ich Ihnen gleich anfangs sagen sehen, daß ich komme, um – um –«

Ich wollte sagen : »um bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten,« aber so vergeßlich in Bezug auf mich selbst hatte die Liebe mich gemacht, daß in diesem Augenblicke der Gedanke an meinen Vater mich durchzuckte, so daß jene Worte nicht über meine Lippen wollten.

«Nun, Sir, warum denn? warum denn?»

Der Ton, in welchem dies gesagt ward, war so schroff, ich möchte fast sagen, so insolent, daß er in mir eine Reaction zu Wege brachte, und sofort war ich wieder im Besitze meiner vollständigen Selbstbeherrschung.

»Um Sie, Mr. Sherwin, um die Erlaubniß zu bitten, Ihrer Tochter meine Huldigungen darbringen zu dürfen.«

Und um mich noch verständlicher zu machen, setzte ich hinzu:

»Und um ihre Hand anzuhalten.«

Die Worte waren gesprochen. Mein Herz pochte gewaltig; ich fühlte, daß ich bleich ward. Wenn selbst es

von mir abgehangen hätte, auf das, was ich so eben gesagt, zurückzukommen, so würde mir doch der Wille dazu gefehlt haben. Dennoch aber zitterte ich wider Willen, indem ich den ersten und entscheidenden Schritt in diesem gewagten Spiele, das ich unternommen, that, indem ich in geeigneten und gewöhnlichen Ausdrücken den Wunsch aussprach, den ich bis jetzt in meinen wonnigen Träumen gehegt, die von nun an aufhörten, nur mir bekannt zu sein.

»Mein Himmel!« rief Mr. Sherwin, indem er sich kerzengerad an der Lehne seines Stuhles emporrichtete und mich mit so überraschter Miene ansah, daß seine beweglichen, zuckenden Züge einen Augenblick lang das Bild der Ruhe darboten; »Himmel, das ist ja etwas ganz Anderes – das ist sehr erfreulich! Ich fühle mich sehr geschmeichelt, mein werther Herr; denn vorhin fing ich an zu glauben, Sie würden mir den Vorschlag machen – Sie wissen schon! Die jungen Herren des Standes, welchem Sie angehören, setzen sich zuweilen Ideen in den Kopf, die in Bezug auf die Frauen und Töchter der Leute, die sich nicht als ihres Gleichen betrachten können, sehr frei und ungenirt sind. Aber darum handelt es sich also nicht. Ich Dummkopf! Ich bitte Sie, gestatten Sie mir, Ihnen nochmals ein Glas Wein anzubieten – Sie wollen durchaus nicht? Gut. – Also meine Tochter hat einen solchen Eindruck auf Sie gemacht – in der That, dies rührt mich. Sie haben aber wohl noch gar nicht mit ihr gesprochen?«

»O ja,« sagte ich die Augen niederschlagend.

»So so! Das sollte ich Ihnen eigentlich übel nehmen, aber man muß sich in die Dinge zu schicken wissen. Meine Tochter verdient aber auch Ihre Bewunderung – sie verdient sie wirklich.«

»Niemand ist davon mehr überzeugt als ich, Mr. Sherwin. Jetzt muß ich Sie bitten, mir Ihre Aufmerksamkeit noch ein wenig länger zu schenken, denn ich muß Ihnen erklären, in welche ungewöhnliche Stellung ich mich versetze, indem ich diesen Antrag an Sie richte.«

»Ja, ja.«

Er neigte sich wieder mit dem Kopfe vorwärts und sein Gesicht gewann einen durchdringenderen und schlaurenen Ausdruck als je.

»Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, Mr. Sheriwin, daß ich es möglich gemacht habe, mit Ihrer Tochter zu sprechen, ja, sogar zwei Mal mit ihr zuzusprechen; Ich habe ihr als ehrlicher Mann meine Erklärung gemacht, und sie hat sie mit jener Bescheidenheit und jenem vollkommenen Anstande des Tones und der Manieren aufgenommen, den ich von ihr erwartete, und welchen die vornehmste Dame der Erde nicht auf bessere Weise hätte an den Tag legen können.«

Mr. Sherwin drehte sich nach dem an der Wand hängenden Bildnisse der Königin herum, dann suchten seine Augen die meinigen und er machte eine feierliche Verneigung mit dem Kopfe.

»Obschon sie,« fuhr ich fort, »mir kein einziges Wort gesagt hat, welches geeignet wäre, mich zu ermuthigen, so glaube ich doch ohne Anmaßung hoffen zu können,

daß mehr das wohlverstandene Gefühl ihrer Pflicht als eine Abneigung gegen mich sie bewogen hat, so zu sprechen.«

»Ja, ja, ich verstehe; ich habe ihr die bewundernswürdigsten Grundsätze eingeprägt. Sie würde Nichts thun, ohne vorher meine Einwilligung erlangt zu haben, das versteht sich von selbst.«

»Ohne Zweifel ist dies einer von den Gründen, welche sie gehabt hat, mich so zu empfangen, wie sie gethan. Es ist aber auch noch ein anderer vorhanden, den sie mir auf die bestimmteste Weise entgegengestellt hat – die Ungleichheit unsres Standes.«

»Ah, davon hat sie also gesprochen! Sie hat daran gedacht! Das steht zu erwägen. Sie hat hierin eine Schwierigkeit gesehen. Ohne Zweifel, ohne Zweifel! Es sind das ganz vortreffliche Grundsätze, mein Herr. Gott sei Dank, meine Tochter hat vortreffliche Grundsätze.«

»Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, Mr. Sherwin, wie ich das zarte Ehrgefühl zu würdigen weiß, welches Ihre Tochter durch diesen Einwand bethätigt hat: Was mich natürlich persönlich betrifft, so ist der Einwand so gut wie keiner, das werden Sie leicht begreifen. Von Miß Sherwin hängt das Glück meines ganzen Lebens ab. Die Schönheit und die Herzensgüte des Weibes, welches wir lieben sind Eigenschaften, die wir höher stellen als alle anderen. Was mich betrifft, so besteht das größte Glück, welches ich mir denken kann, darin, Ihre Tochter meine Gattin zu nennen. Dies habe ich ihr gesagt und ihr zugleich angedeutet, daß ich hierüber mit Ihnen sprechen

würde. Sie hat Nichts dagegen eingewendet, und deswegen bin ich, glaube ich, zu entschuldigen, wenn ich denke, daß, wenn Sie durch Ihre väterliche Autorität die Bedenklichkeiten Ihrer Tochter beseitigen – diese Bedenklichkeiten, welche ihr gegenwärtig zur Ehre gereichen – sie sich vielleicht dazu verstehen würde, weniger streng und unerbittlich gegen mich zu sein.«

»Das nenne ich eine vortreffliche Anschauung. Man kann die Sache nicht besser darstellen als Sie eben gethan, ich nenne dies eine praktische Auffassung, wenn Sie mir erlauben, diesen Ausdruck zu gebrauchen. Und nun, mein werther Herr, müssen wir uns nach einer andern Seite hinwenden. Was wird Ihre Familie – Ihre sehr ehrenwerthe Familie dazu sagen, die mit Recht in so hohem Ansehen steht – wie?«

»Sie berühren gerade den kritischen Punkt. Mein Vater, von welchem ich in meiner Eigenschaft als jüngerer Sohn abhängig bin, ist in seiner Anschauungsweise hinsichtlich der socialen Ungleichheiten sehr eigenthümlich. Er hat Vorurtheile – ich sollte vielmehr sagen Ueberzeugungen –«

»Ah, das läßt sich denken, – das ist sehr natürlich. Ich, mein werther Herr, achte solche Ueberzeugungen. Wenn man so schöne Landgüter besitzt, wenn man einer Familie angehört wie die Ihrige, die, wie ich glaube, besonders von Seiten Ihrer seligen Mutter, mit mehreren adeligen Häusern verwandt ist, dann kann man sich schon

Etwas einbilden. Ich sage daher, die Ueberzeugungen Ihres Herrn Vaters gereichen ihm zur Ehre und ich achte sie eben so sehr als ich ihn selbst achte –«

»Ich freue mich, daß die Ideen meines Vaters in Bezug auf die socialen Unterschiede Ihnen in einem so günstigen Lichte erscheinen. Mr. Sherwin. Sie werden dann auch weniger überrascht sein, zu hören, wie sehr diese Ideen geeignet sind, mich lebhaft zu beschäftigen, namentlich in dem Augenblicke, wo ich bei Ihnen diesen Schritt thue.«

»Er mißbilligt ihn, das versteht sich – er mißbilligt – ihn vielleicht sehr. Allerdings, mag meine Tochter eines noch so hohen Ranges würdig sein, und mag ein Mann, der sich den Handelsinteressen mit solchem Eifer widmet wie ich, auch glauben, daß er das Recht habe, den Kopf hoch zu tragen, denn er ist eine der Stützen unsers Handel treibenden Vaterlandes –« hier fuhr er sich rasch mit den Fingern durch die Haare und schien sich die Miene einer unabhängigen Würde geben zu wollen – »so bin ich doch bereit, zuzugeben, daß unter allen Umständen – bemerken Sie wohl, sage unter allen Umständen – die Mißbilligung Ihres Vaters eine sehr natürliche ist und daß man sich darauf gefaßt halten mußte.«

»Er hat keine Mißbilligung ausgesprochen, Mr. Sherwin.«

»Aber wie meinen Sie das?«

»Ich habe ihm noch keine Gelegenheit dazu gegeben. Ich habe bis jetzt weder ihm noch irgend einem andern Mitglied meiner Familie ein Wort von meiner Begegnung

mit Ihrer Tochter gesagt und werde auch fernerhin dieses Geheimniß bewahren. Ich spreche nicht leichtfertig, sondern gestützt auf die Kenntniß, die ich von dem Charakter meines Vaters habe, wenn ich Ihnen sage, daß ich überzeugt bin, er würde, wenn ich ihn von meinem Wunsche, Sie zu besuchen, in Kenntniß gesetzt hätte, vor keinem Mittel zurückgetreten sein, um diesen Besuch zu einem erfolglosen zu machen. Er ist für mich immer der beste und aufmerksamste Vater gewesen, aber ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich auf seine Einwilligung wartete, meine inständigsten Bitten eben so vergeblich sein würden als die der Personen, die sich mir angeschlossen. Mein Schmerz, und selbst wenn mich derselbe vor seinen Augen verzehrte, würde ihn nicht bestimmen, seine Einwilligung zu der Heirath zu geben, die ich Ihnen vorzuschlagen gekommen bin.«

»Aber, mein Himmel, da Sie von ihm abhängig sind, wie zum Teufel soll denn dann die Sache zu Stande kommen?«

»Wir müssen mein Verhältniß zu Ihrer Tochter und unsre Vermählung streng geheim halten.«

»Eine heimliche Ehe – mein Himmel!«

»Ja, wir würden das Geheimniß sorgfältig unter uns bewahren bis zu dem gelegenen Augenblicke, den ich zu wählen wissen würde, um diesen Schritt meinem Vater zu entdecken, ohne allzu große Gefahr zu laufen, daß er – daß er –«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es ist dies die außerordentlichste Sache, die mir in meinem Leben vorgekommen ist. Aber wie sollen wir denn überhaupt dabei zu Werke gehen?«

»Es würden uns mehrere Mittel freistehen. Zum Beispiel, wenn einmal die Heirath geschlossen und jeder Widerstand und alle Bedenken beseitigt wären, würde ich es so einrichten, daß mein Vater Gelegenheit bekäme, Ihre Tochter zu sehen, ohne sie zu kennen, allmählich, ohne ihre Absichten durchschauen zu lassen, würde sie seine Liebe und Achtung gewinnen und bei ihrer Schönheit, der Distinction ihrer Manieren und ihrer Liebenswürdigkeit kann sie des Sieges sicher sein, während ich den günstigen Augenblick erwarten würde, um Alles zu gestehen. Wenn ich dann zu ihm sagte: ›Diese junge Dame, welcher Du Deine Sympathieen schenkst, lieber Vater, ist meine Gattin,‹ glauben Sie, daß er uns dann seine Verzeihung verweigern könnte? Wenn ich dagegen *jetzt* zu ihm sagte: ›Dies ist das Mädchen, welches ich heirathen will,‹ dann würden seine Vorurtheile selbst die günstigsten Eindrücke wieder zu Nichte machen und er uns seine Einwilligung verweigern. Um die Sache kurz zu machen, Mr. Sherwin, *vor* der Vermählung wäre es unmöglich, meinen Vater zur Zustimmung zu bewegen. *Nach* der Vermählung wenn sein Widerstand Nichts mehr verhindern kann, ist die Sache eine ganz andere, und wir würden sicher sein, früher oder später die günstigsten Resultate zu erlangen. Deßhalb also wäre es unbedingt nothwendig, unsre Vermählung anfangs geheim zu halten.«

Ich wunderte mich damals und habe mich später noch mehr über mich selbst gewundert, daß es mir gelang, so zuversichtlich und bestimmt zu sprechen, während doch mein Gewissen jedes meiner Worte Lügen strafte.

Aber schon hatte die Liebe mit meinem Charakter eine Umgestaltung vorgehen lassen, die ich nicht geahnt hätte.

»Ja, ja, ich verstehe, ja, ich verstehe,« sagte Mr. Sherwin, indem er ziemlich verlegen mit einem Schlüsselbunde in seiner Tasche klimperte, »das ist aber eine sehr delikate Sache, wissen Sie; eine sehr krittliche und schwierige Sache. Allerdings ist ein junger Mann von Ihrer Geburt und Erziehung ein Schwiegersohn welcher – das versteht sich von selbst. Dann aber kommt auch noch die Geldfrage, für den Fall, daß Sie Ihren Vater zuletzt vielleicht doch nicht herumkriegen. Mein Geld ist vollständig in meinem Handel angelegt – ich kann Nichts geben – auf mein Wort, ich weiß nicht – Sie versetzen mich da in eine Lage, in welcher – in welcher ich mich noch niemals befunden.«

»Ich habe einflußreiche Freunde, Mr. Sherwin, und kann in mehr als Einer Branche einen einträglichen Posten erhalten, sobald ich mir die Mühe nehme, mich darum zu bewerben. Auf diese Weise würde ich mich gegen die Möglichkeit dieses Schlages waffnen.«

»Nun, das ist allerdings Etwas! – Wohlan, mein werther junger Herr, Sie müssen mir einen oder zwei – wir wollen sagen zwei Tage Zeit lassen, um mich von den Gesinnungen meiner Tochter zu unterrichten und um über

Ihren Vorschlag nachzudenken, auf den ich, wie Sie sich leicht denken können, durchaus nicht gefaßt war. Ich versichere Ihnen aber, daß ich mich sehr geschmeichelt und sehr geehrt fühle, und daß es mein innigster Wunsch ist

–«

»Ich hoffe, Mr. Sherwin, daß Sie mir das Resultat Ihrer Erwägungen so bald als möglich mittheilen werden.«

»Ich werde nicht verfehlen – darauf können Sie sich verlassen. Können Sie mich vielleicht übermorgen zu derselben Stunde wieder mit einem Besuche beehren?«

»Mit dem größten Vergnügen.«

»Und bis dahin, während dieser Zwischenzeit, werden Sie mir Versprechen, sich jeder Mittheilung mit meiner Tochter zu enthalten, nicht wahr?«

»Ich verspreche es, Mr. Sherwin, denn ich glaube, ich kann hoffen, daß Sie mir eine günstige Antwort geben werden.«

»Na, die Liebenden, sagt man, dürfen niemals verzweifeln. Nachdem ich mir die Sache ein wenig überlegt und mit meiner lieben Tochter gesprochen – doch, wollen Sie wenigstens nicht jetzt noch ein Glas von meinem Sherry trinken? Sie lehnen es wieder ab? Nun gut denn – also übermorgen um fünf Uhr.«

Die gefirnißte Thür öffnete sich mit stärkerem Knarren als je vor mir. Auf dieses Geräusch folgte unmittelbar das eines Gewandes, welches man im Vorübergehen streift, während eine zweite Thür sich nicht weniger geräuschvoll am andern Ende des Corridors schloß. Hatte uns denn Jemand behorcht? Wo war Margarethe?

Mr. Sherwin begleitete mich bis an die Gartenthür, wo er mir eine letzte Verbeugung machte und mich dann fortgehen sah. So dicht auch die Atmosphäre der verliebten Illusion war, in welcher ich mich bewegte, so schauderte ich doch unwillkürlich, indem ich ihm seinen Gruß zurückgab, denn ich bedachte, daß dieser Mann mein Schwiegervater sein würde.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Je mehr ich mich unserem Hause näherte, einen desto größeren Widerwillen empfand ich, hier die kurze Zwischenzeit zuzubringen, welche meinen ersten Besuch bei Mr. Sherwin von dem zweiten trennen sollte. Indem ich den Fuß in die Gemächer setzte, verwandelte sich diese Furcht in eine Art geheimnißvolle Scheu.

Ich fühlte mich nicht aufgelegt, die Personen zu sehen, die mir die theuersten auf der Welt waren. Es war ein Trost für mich, zu erfahren, daß mein Vater ausgegangen war. Meine Schwester dagegen war zu Hause. Ein Diener sagte mir, daß sie in diesem Augenblicke in die Bibliothek gegangen sei, und fragte mich, ob er sie von meiner Rückkunft benachrichtigen solle. Ich verbot ihm, sie zu stören, da ich die Absicht hätte, sofort wieder auszugehen.

Ich trat in mein Arbeitscabinet und schrieb an Clara ein kleines Billet, in welchem ich ihr ganz einfach meldete, daß ich zwei Tage auf dem Lande zubringen würde.

Hierauf ging ich in den Stall und ließ unverzüglich mein Pferd satteln. Ich dachte nicht einmal darüber nach,

welche Richtung ich einschlagen sollte. Ich war blos entschlossen, die zwei Tage, während welcher ich in Ungewißheit bleiben sollte, anderwärts als in unserem Hause zuzubringen und mich weit genug zu entfernen, um nicht in Versuchung zu kommen, das Versprechen, welches ich gegeben, Margarethen nicht zu sehen, zu brechen.

Sobald ich einmal im Sattel saß, überließ ich mein Pferd seinem Instincte und vertiefte mich in die Betrachtungen, wie sie mir durch meine Erinnerungen eine nach der andern an die Hand gegeben wurden.

Das Thier nahm die Richtung, welche es während unseres Verweilens in London am Häufigsten einzuschlagen gewohnt war, nämlich die nördliche Landstraße. Es war schon eine halbe Meile über die letzten Vorstädte hinausgetrabt, als ich daran dachte, zu sehen, in welcher Gegend ich mich eigentlich befände.

Ich machte Halt, warf mein Pferd herum und galopirte in südlicher Richtung weiter. Ich besaß weder Muth noch Gleichgültigkeit genug, um an diesem Tage allein die Straße zu passiren, auf welcher Clara und ich so oft unsere Spazierritte gemacht hatten, und vielleicht an einem unserer Lieblingsplätze Halt zu machen.

So ritt ich in Einem Striche bis Ewell, wo ich zu übernachten beschloß. Das Abenddunkel hatte mich schon unterwegs ereilt und es wäre zwecklos gewesen, mein Pferd durch einen weiteren Ritt noch mehr zu ermüden.

Am nächstfolgenden Morgen war ich mit Sonnenaufgang auf den Füßen und brachte den größten Theil des

Tages damit zu, daß ich Dörfer, Felder und Wiesen durchstrich.

Während der Nacht bemächtigten sich die Ideen, die ich seit der letzten Woche aus meinem Gemüthe verbannt, wieder meiner Phantasie. Es waren dieselben düstern Ahnungen, welche den Geist ermüden und belästigen, gerade so wie der Körper zuweilen ein Leiden empfindet, welches ihn niederdrückt und dessen Sitz ungewiß ist.

Fern von Margarethen versuchte ich nicht einmal meine Energie zu Hilfe zu rufen, um gegen diesen moralischen Druck zu reagiren. Ich bemühte mich blos, die Wirkung desselben durch unaufhörliche Thätigkeit zu neutralisiren. Bald im Schritte, bald im Galopp reitend, gelang es mir aber dennoch nicht, die Ermüdung des Geistes durch die des Körpers zu bändigen, und die Stunden verflossen. Was mir auf dem Herzen lastete, war nicht sowohl die Verpflichtung, das Ende der vorgeschriebenen Frist abzuwarten als vielmehr die Beengung, die aus den Winkelzügen und der gezwungenen Verstellung hervorging, zu der ich mich durch meinen Antrag selbst verurtheilt.

Diesen Abend verließ ich Ewell und machte mich auf den Weg nach Hause, wenigstens bis Richmond, wo ich ziemlich spät am Abende ankam, um hier die Nacht und den Morgens des dritten Tages zuzubringen. Nachmittags kam ich nach London zurück und begab mich gegen fünf Uhr sofort nach der Nordvilla, ohne erst unser Haus zu betreten.

Derselbe Hang zur Niedergeschlagenheit verfolgte mich. Selbst der Anblick des Hauses in welchem Margarethe wohnte, selbst das Herannahen der Unterredung, in welcher mein Schicksal sich entscheiden sollte, war nicht im Stande, meinen Geist aufzurichten und mich aus der Lethargie, in die ich versunken war, zu rütteln.

Als mir dies Mal die Thür des Salons geöffnet ward, traf ich in demselben Master und Mistreß Sherwin, die mich erwarteten. Auf dem Tische, neben dem neu gebackenen Kuchen, stand der Sherry, der mir bei der vorigen Unterredung so wiederholt und dringend angeboten worden war.

Mistreß Sherwin schnitt den Kuchen, als ich eintrat, und ihr Gatte verfolgte die Operation mit kritischem Blicke. Ich sah, wie die mageren, wachsartigen Finger der armen Frau zitterten, indem sie unter dem Blicke ihres Gatten das Messer führte.

»Sehr erfreut, Sie zu sehen, mein werther Herr,« sagte Mr. Sherwin mit gastfreundlichem Lächeln und indem er mir die Hand bot. »Erlauben Sie mir, Ihnen meine bessere Hälfte, Mistreß Sherwin, vorzustellen.«

Die ›bessere Hälfte‹ erhob sich wie plötzlich aus dem Schlafe auffahrend und machte mir eine Verbeugung, indem sie das Messer in dem Kuchen stecken ließ.

Mr. Sherwin warf ihr sofort einen strengen Blick zu, zog rasch und ungeduldig das Messer aus dem Kuchen und legte es auf den Teller.

Die arme Mistreß Sherwin! An dem Tage, wo sie mit ihrer Tochter in den Omnibus gestiegen war, hatte ich sie

kaum beachtet, und es war, als wenn ich sie jetzt zum ersten Male sähe.

Die Frauen besitzen von Natur weit mehr als die Männer die Gabe, ihre Gemüthsbewegungen mitzutheilen. Eine glückliche Frau verbreitet auf geheimnißvolle Weise die Ausstrahlungen ihres Glückes um sich her und übt einen Einfluß, der sich mit dem eines schönen sonnenhellen Tages vergleichen läßt.

Dagegen ist es eben so wahr, daß die Melancholie eines melancholischen Weibes unabänderlich ansteckend ist, selbst in ihrem Schweigen, und Mistreß Sherwin war eine Frau dieser Art. Ihre krankhaft blasse Gesichtsfarbe, ihre großen, feuchten, sanften und hellblauen Augen, ihre schüchterne, unruhige, furchtsame Haltung, das Gemisch von Zögern und krampfhafter unwillkürlicher Lebhaftigkeit, welches sich in jeder ihrer Bewegungen kundgab – alles Dies waren eben so viele Symptome, welche ein Leben des Zwanges und unaufhörlicher Furcht verriethen, eben so wie einen schwachen, bescheidenen Charakter, obschon derselbe erfüllt sein konnte von edelmüthigen Bestrebungen, die nun verdammt waren, im Schatten eines eingeschüchterten Gewissens zu zittern.

Hier, in diesem Gesichte mit den hohlen Zügen und von durchsichtiger Sanftmuth, in diesen peinlichen Zuckungen und in der gleichsam ruckweisen Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, in dem Tone dieser matten, zitternden Stimme entdeckte ich eins jener so ergreifenden Dramen des Herzens, welche sich nicht beschreiben lassen, die aber Scene um Scene und Jahr für Jahr auf

dem geheimen Theater des häuslichen Heerdes aufgeführt werden; Dramen, die ihren Verlauf in dem Dunkel haben, welches immer dichter wird, so wie der Tod langsam, Falte für Falte und Tag für Tag den schwarzen Vorhang fallen läßt, hinter welchem Alles verschwindet.

»Wir haben seit einigen Tagen recht schönes Wetter, Sir,« sagte Mistreß Sherwin mit so schwacher Stimme, daß man sie kaum hörte und indem sie fortwährend auf ihren Gatten einen Blick heftete, dessen unruhiger Ausdruck wahrhaft Mitleid erregend war, als ob sie sich hätte überzeugen wollen, daß es ihr erlaubt sei, diesen wahrhaft erbärmlichen Gemeinplatz zu äußern. »Sehr schönes Wetter, das läßt sich nicht leugnen,« fuhr die arme Frau so schüchtern fort wie ein Kind, welches vor einem Fremden seine erste Lection hersagt.

»Ja, sehr schönes Wetter, Mistreß Sherwin. Ich wollte es auf dem Lande genießen und habe die zwei letzten Tage zu einer Partie in die Umgegend von Ewell verwendet, die ich noch nicht kannte.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein.

Mr. Sherwin hustete.

Augenscheinlich war dies das im Voraus zwischen den beiden Gatten verabredete Signal, denn Mistreß Sherwin sah ihren Mann plötzlich unverwandt an.

»In Deiner Eigenschaft als Wirthin solltest Du einem Gaste wie diesem Herrn doch ein Glas Wein und ein Stück Kuchen anbieten,« sagte er. »Ich glaube nicht, daß dies Deiner Gesundheit viel schaden würde.«

»Ach, mein Freund, ich bitte um Verzeihung. Aus reiner Zerstreung habe ich es vergessen.«

Und sie füllte ein Glas Wein mit so zitternder Hand, daß der Wein beinahe daneben geflossen wäre. Obschon ich Nichts bedurfte, so aß und trank ich doch sofort aus Rücksicht für die Verlegenheit der armen Frau. Wenn mir in diesem Augenblicke eine Dosis Medicin geboten worden wäre, so glaube ich, ich würde sie aus demselben Grunde eben so rasch und bereitwillig zu mir genommen haben.

Mr. Sherwin schenkte sich selbst ein Glas voll, hielt es gegen das Licht, wie um das Spiegeln des Weines zu bewundern, und sagte:

»Auf Ihre Gesundheit, Sir; auf Ihre Gesundheit!«

Und er stürzte den Wein mit Kennermiene hinunter und schnalzte dann auf sehr bezeichnende Weise mit der Zunge. Seine Frau, welcher er Nichts anbot, sah ihn während dieser ganzen Zeit mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit an.

»Nun, Madame, wollen Sie Nichts genießen?« fragte ich Sie.

»Meine Frau, Sir,« unterbrach mich Mr. Sherwin, »trinkt niemals Wein, und Kuchen kann sie nicht verdauen. Sie hat einen gar so schwächlichen Magen – einen sehr schlechten Magen. Wohl an, Sir – trinken wir noch ein Glas – dieser Sherry ist von dem Hause Sneyd und Comp. bezogen und kommt mich die Flasche sechs Schilling zu stehen – zu diesem Preise kann man schon Etwas verlangen. Er ist aber auch von der besten Qualität.

Wohlan, da Sie nicht mehr trinken wollen, so wollen wir von unserem Geschäfte sprechen. Ha! ha! von unserem Geschäfte – ich hoffe, es wird Ihnen Vergnügen machen.«

Mistreß Sherwin hustete. Es war ein kurzer, trockener, schwacher, gleichsam in der Kehle halb unterdrückter Husten.

»Fängst Du schon wieder an?« sagte Mr. Sherwin, indem er sich unwillig nach ihr herumdrehte. »Immer wieder Husten! Sechs Monate lang haben wir den Arzt gehabt und nur erst gestern habe ich ihm die Rechnung bezahlt und dennoch kein gutes Resultat!«

»O ja – ich fühle mich jetzt weit besser.«

»Nun also, Sir,« hob Mr. Sherwin wieder an, noch am Abende des Tages, an welchem Sie mich verließen, habe ich mit meiner Tochter gesprochen. Natürlich war sie ein wenig schüchtern und verlegen. Es versteht sich von selbst, daß es in ihrem Alter keine Kleinigkeit ist, sich, und zwar nach einer so kurzen Bekanntschaft, über eine Sache entscheiden zu sollen von welcher das Glück der ganzen Zukunft abhängt.«

Hier drückte Mistreß Sherwin ihr Tuch vor die Augen, aber ohne das mindeste Geräusch zu machen, denn sie hatte sich ohne Zweifel durch lange Praxis die Gewohnheit angeeignet, im Stillen zu weinen. Dennoch aber zog ihr diese Bewegung sofort einen durchbohrenden Blick ihres Mannes zu – einen Blick, der nichts weniger als theilnehmend war.

»Mein Himmel, welche Nothwendigkeit ist für Dich denn vorhanden, die Sache auf diese Weise aufzufassen?« sagte er im Tone der Entrüstung. »Was ist denn geschehen, daß Du anfängst zu weinen? Margarethe ist nicht krank und auch nicht unglücklich. Wie kannst Du Dich vor diesem Herrn nur so geberden! Weit besser hättest Du gethan, wenn Du uns mit einander allein gelassen hättest. Aber alle Mal kommst Du mir bei meinen Geschäften in die Quere und mischest Dich in Dinge, die Dich Nichts angehen.«

Mistreß Sherwin schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, ohne ein einziges Wort zu entgegnen. Ich bemitleidete sie von ganzem Herzen, konnte aber Nichts sagen. Nur meinem ersten Impulse Gehör gebend, erhob ich mich, um ihr die Thür zu öffnen, bereute es aber sofort. Bei der Bewegung, die Sie mich machen sah, stieg ihre Verlegenheit so hoch, daß Sie mit dem Fuße an einen Stuhl stieß, und ohne einen Ausruf des Schmerzes vollständig unterdrücken zu können, verließ Sie das Zimmer.

Mr. Sherwin schenkte sich ein zweites Glas ein, ohne auf die Entfernung seiner Gattin im Mindesten zu achten.

»Ich will doch hoffen,« bemerkte ich, »daß Mistreß Sherwin sich nicht Schaden gethan hat?«

»O nein, es lohnt nicht der Mühe, davon zu sprechen. Es ist Nichts als Unbeholfenheit von ihr – dabei ist sie zuweilen auch ein wenig nervenschwach, weiter ist es Nichts. Sie ist von jeher nervenschwach gewesen, und

die Aerzte, diese Charlatane, wissen Nichts mit ihr anzufangen. Es ist das freilich sehr schlimm, aber wer kann dafür?«

In diesem Augenblicke sank er trotz meiner Bemühungen, Margarethens Vater in ihm zu achten, mit einem Male auf seinen natürlichen Standpunkt herab.

»Wohl an, Sir,« hob er wieder an, »kommen wir wieder auf den Punkt zurück, wo ich von meiner Frau unterbrochen ward. Also ich sagte Ihnen, meine Tochter sei ein wenig verlegen gewesen. Es versteht sich von selbst, daß ich sie auf alle Vortheile, die aus einer Verbindung mit Ihnen für sie hervorgehen könnten, aufmerksam gemacht habe, besonders da ich Ihre Familie ja so gut kenne. Gleichzeitig habe ich sie von den – von den Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, von der Nothwendigkeit, die Heirath, wenn Sie noch zu Stande kommt, geheim zu halten, unterrichtet. Dann habe ich mit ihr von gewissen Beschränkungen in Bezug auf die Heirath gesprochen, Beschränkungen, die ich als Vater verpflichtet zu sein glaube auszubedingen, und von welchen ich Sie in wenigen Worten in Kenntniß setzen will. In Ihrer Eigenschaft als Mann von Welt wissen Sie eben so gut als ich, mein werther Herr, daß die jungen Mädchen in Bezug auf Das, was sie vom dem oder jenem Manne denken, keine klaren, bestimmten Antworten geben. Dennoch aber hat sie mir genug gesagt, um mir zu beweisen, daß Sie Ihre Zeit gut zu benutzen gewußt haben. Ich lasse Ihnen daher volle Freiheit, sich ihr gegenüber zu erklären, denn die Arrangements werden durch Sie

besser geordnet werden als durch mich. Jetzt wollen wir die vorläufigen Bedingungen feststellen. Ich brauche Ihnen wohl weiter Nichts zu sagen als: Wenn Sie meine Vorschläge annehmen, so nehme ich auch die Ihrigen an. Ich glaube, das heißt sich coulant zeigen – wie?«

»Sehr coulant, Mr. Sherwin.«

»Nun gut, dann werde ich Ihnen vor allen Dingen sagen, daß meine Tochter jetzt noch zu jung ist, um zu heirathen. Sie hat erst ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt.«

»Sie setzen mich in Erstaunen! Ich hätte geglaubt, sie müsse wenigstens zwanzig zählen.«

»Allerdings hält Jedermann sie für älter als sie ist, und ihrem Ansehen nach sollte man es auch glauben. Sie ist körperlich entwickelter als die meisten jungen Mädchen ihres Alters, doch davon handelt es sich jetzt weiter nicht. Die Thatsache steht fest, daß sie noch zu jung ist, um schon jetzt zu heirathen, zu jung vom moralischen Gesichtspunkte, zu jung vom Gesichtspunkte ihrer Ausbildung, zu jung vom Gesichtspunkte ihrer Gesundheit aus betrachtet – zu jung in jeder Beziehung. Sie können sich denken, daß ich in dieser Beziehung meine Meinung nicht gern ändern möchte, denn es ist in meiner Familie – in einer Nebenlinie – schon ein trauriges Beispiel von den verderblichen Folgen einer allzu frühzeitigen Heirath vorgekommen. Alles Das, was ich Ihnen hier sage, hat den Zweck, mich zu rechtfertigen, wenn ich Ihnen eröffne, daß ich in Margarethens Vermählung nicht eher als nach Ablauf Eines Jahres – Eines Jahres von heute an

gerechnet – willigen werde. Während dieses Jahres können Sie ihr den Hof machen, ihre Ausbildung wird sich vervollständigen, ihre körperliche Constitution wird kräftiger werden – Sie verstehen mich, ihre Constitution wird kräftiger werden.«

Ein Jahr sollte ich warten!

Die Liebe wird durch die Nothwendigkeit zahm gemacht und durch die Hoffnung belehrt; trotz dieser beiden Gebieterinnen aber behält sie nichtsdestoweniger Etwas von ihrer ersten Natur – von ihrer Ungeduld und ihren lebendigen Impulsen!

Ein Jahr sollte ich warten! Anfangs schien mir dies eine unendlich lange Prüfung zu sein, welcher ich mich nicht unterziehen könnte; nach wenigen Augenblicken aber sah ich den Aufschub von einer andern Seite an.

Konnte ich nach einem herrlicheren Vorrechte trachten als dem, Margarethen vielleicht jeden Tag, vielleicht mehrere Stunden hintereinander zu sehen? – War es nicht Glück genug für mich, die Entwicklung ihres Charakters beobachten zu können, ihre schüchterne jungfräuliche Liebe keimen und dann immer mehr zunehmen und sich kräftigen zu sehen, sowie wir einander besser kennen lernten? Als ich hieran dachte, unterdrückte ich alles Zögern und antwortete Mr. Sherwin:

»Dies wird allerdings eine ziemlich starke Prüfung für meine Geduld sein, aber nicht für meine Beständigkeit und eben sowenig für die Macht meiner Zuneigung. Warten wir also ein Jahr.«

»So ist's recht!« entgegnete Mr. Sherwin. »Ich erwartete indessen schon diese Offenheit und Billigkeit von einem so distinguirten jungen Manne wie Sie sind. Jetzt aber kommen wir auf den schwierigsten Punkt. Ich muß nämlich einen gewissen Vorbehalt –«

Er stockte und fuhr sich mit den Fingern nach allen Richtungen hin im Haare herum. Seine Gesichtsmuskeln zuckten und verzerrten sein Gesicht auf fürchterliche Weise, während er mich ansah.

»Erklären Sie sich, wenn ich bitten darf, Mr. Sherwin. Ich versichere Ihnen, daß Ihr Schweigen einen beengenden Eindruck auf mich macht.«

«Allerdings – ich verstehe – Indessen, Sie müssen mir versprechen, sich durch Das, was ich Ihnen vorschlagen werde, nicht beleidigt zu fühlen.«

»Gewiß nicht.«

»Nun gut. Es kann sonderbar erscheinen, aber auf alle Fälle, das heißt, insoweit Sie selbst und ohne Ihren Vater entscheiden, erachte ich es für unumgänglich nothwendig, daß Ihre Vermählung mit meiner Tochter sofort stattfinde, ohne daß wir ein Jahr damit warten. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen.«

»Ich muß gestehen, daß dies nicht der Fall ist.«

Er hustete verlegen, ging nach dem Tische und schenkte sich wieder ein Glas Wein ein. Seine Hand zitterte ein wenig. Er stürzte den Wein auf *einen* Zug hinunter, dann hustete er wieder drei oder vier Mal, ehe er wieder das Wort ergriff.

»Nun denn, meine Meinung ist die: Wenn Sie in Bezug auf sociale Stellung unseres Gleichen wären, wenn Sie mit der formellen Erlaubniß und Zustimmung Ihres Vaters sich um Margarethen bewürben, so würden wir, nachdem Sie in den Aufschub eines Jahres gewilligt hätten, über alle Punkte einverstanden sein und der Handel wäre von beiden Seiten geschlossen. In Erwägung der Stellung aber, in der Sie sich befinden, kann ich meine Forderung nicht hierauf beschränken, oder mit andern Worten, ich muß noch eine anderweite Bedingung stellen.«

Ohne Zweifel bemerkte er, daß der Wein ihm die Zunge geläufig machte, denn er füllte sein Glas zum vierten Male.

»Sie werden gleich sehen, was ich damit sagen will,« fuhr er fort. Nehmen wir einmal an, daß Sie, wie wir bereits gesagt, meiner Tochter ein Jahr lang den Hof gemacht haben und daß Ihr Vater es erführe – wir werden unser Geheimniß natürlich auf's Strengste bewahren, dies versteht sich von selbst, aber dennoch werden Geheimnisse, man weiß nicht wie, zuweilen verrathen – nehmen wir an, sage ich, daß Ihr Vater hinter die Sache käme und daß die Heirath rückgängig würde. Wenn in einem solchen Falle der Bräutigam demselben Stande angehörte wie die Braut, so würden wir die ganze Sache auseinandersetzen und man würde uns glauben. Was aber würde die Welt in Bezug auf Sie sagen? Würde

die Welt wohl glauben, daß Sie die Absicht gehabt, meine Tochter zu heirathen? – Das ist eben die Frage, die es gilt!«

»Aber dieser Fall würde nicht eintreten. Ich wundere mich, daß Sie die Möglichkeit desselben annehmen. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß –«

»Sie haben ganz Recht – es ist sehr wahrscheinlich, daß das Geheimniß verschwiegen bleibt. Sie haben mir aber auch, wie Sie sich erinnern werden, bei unserer ersten Unterredung gesagt, daß Ihr Vater, wenn er von diesem Bündnisse erführe, vor keinem Mittel zurücktreten würde, um sich zu widersetzen – dies sind Ihre eigenen Worte. Da ich nun aber dies weiß, so kann ich, obschon ich das vollkommenste Vertrauen zu ihrer Ehre und zu ihrem festen Vorsatz, Ihr Wort zu halten, habe, mich doch nicht eben so leicht überreden, daß Sie im Voraus bedacht sein werden, sich Allem zu widersetzen, was Ihr Vater thun könnte, wenn er unser Geheimniß entdeckte. Sie wissen ja selbst nicht, welche Mittel er in's Werk setzen und von welchem Einfluß er uns gegenüber Gebrauch machen würde. Es ist, sagen Sie, nicht wahrscheinlich, daß dergleichen Machinationen stattfinden werden; von dem Augenblicke an aber, wo sie es werden können – und in Einem Jahre kann viel geschehen – ist es ganz natürlich, daß ich mich gegen der gleiche Unfälle vorsehe, um die Interessen meiner Tochter sicher zu stellen.«

»Ich bitte Sie, Mr. Sherwin, gehen wir rasch über dieses unmöglichen Hindernisse, die Sie sehen, hinweg. Ich

wünsche kurz und gut zu hören, was Sie mir vorzuschlagen haben.«

»Nur sachte, mein werther junger Herr, nur sachte. Mein Vorschlag ist dieser. Sie werden sich binnen Einer Woche durch eine heimliche Trauung mit meiner Tochter ehelich verbinden, sodann – ich bitte Sie, nehmen Sie mir Nichts übel – also angenommen, daß die Trauung auf diese Weise vollzogen wird, stelle ich dann nur ein einzige Bedingung. Ich verlange nämlich, daß Sie mir ihr Ehrenwort geben, meine Tochter an der Kirchenthür zu verlassen und während des Zeitraums Eines Jahres keinen Versuch zu machen, sie anders zu sehen und zu sprechen als in Gegenwart einer dritten Person. Nach Verlauf dieser Zeit mache ich mich verbindlich, sie Ihnen ihre Ihre Frau sowohl *de facto* als dem Namen nach zu überlassen. Nun, was sagen Sie zu diesem Vorschlage?«

Ich war zu sehr verblüfft als daß ich in diesem Augenblicke im Stande gewesen wäre zu antworten.

Mr. Sherwin fuhr fort:

»Dieser Plan söhnt, wie Sie sehen, alle Interessen miteinander aus. Auf diese Weise beugen wir Allem vor. Wenn irgend ein Unfall sich ereignet, wenn wir entdeckt werden, wohl an, dann kann Ihr Vater Nichts thun, um die Heirath zu verhindern, weil sie ja schon geschlossen sein wird. Gleichzeitig gewinne ich noch Ein Jahr, um meine Tochter in den schönen Kenntnissen zu vervollkommen, in welchen ich sie unterrichten lasse, und um ihre Constitution sich kräftigen zu lassen, wie ich schon vorhin bemerkte. Einerseits wird sie dann nicht zu jung

heirathen und andererseits wird sie dennoch sich unverweilt vermählen. Bedenken Sie übrigens, wie bequem Sie dadurch in den Stand gesetzt werden, die günstige Gelegenheit zu erlauern und die Sache Ihrem Vater allmählich beizubringen, ohne Furcht vor den Folgen für den Fall, daß er sich ganz unerbittlich zeigen sollte. Bei meiner Ehre, ich glaube dieser Plan verdient Ihren Beifall, er entspricht vollkommen allen Erfordernissen und befriedigt wie sich von selbst versteht, die Wünsche aller Parteien. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß es ihnen fortwährend freistehen wird, Margarethen zu besuchen, natürlich unter der vorhin erwähnten Beschränkung. Leute, die sich in alles mischen, werden allerdings über Ihre häufigen Besuche allerlei schwatzen; sobald ich aber einmal den Trauschein in den Händen habe und weiß, daß ich in dieser Beziehung gedeckt bin, so kümmerge ich mich um dieses Gerede weiter nicht. Nein, nein! Wir werden unser Geheimniß bewahren und die Leute schwatzen lassen. Es wird nach Verlauf eines Jahres der Tag kommen, wo sie nicht wenig erstaunen werden. Nun, was sagen Sie dazu? Nehmen Sie sich Bedenkzeit, wenn Sie es wünschen. Erinnern Sie sich dabei, daß ich zu Ihrer Ehre das vollkommenste Vertrauen habe und daß ich meiner Vaterpflicht gemäß handle, welche mir gebietet, die Interessen meiner Tochter richtig zu verstehen.«

Er schwieg, ganz außer Athem von seiner Rede, die er mit außerordentlicher Zungenfertigkeit von sich gegeben hatte.

Andere Männer, die sich von der Liebe hätten weniger beherrschen lassen als ich, würden an meiner Stelle in diesem Vorschlage eine nicht lobenswerthe Forderung, ja sogar eine Art Beleidigung erkannt haben. Noch Andere hätten wahrscheinlich die egoistischen Beweggründe entdeckt, welche zu dieser Forderung Anlaß gegeben, und die unruhige Hast, welche Mr. Sherwin trieb, einen für ihn vortheilhaften Handel fest abzuschließen, damit der andere Theil nicht etwa bereuen und wieder zurücktreten möchte, würde sie betroffen gemacht haben. Ich dagegen sah, nachdem ich mich ein wenig von dem natürlichen Erstaunen, in welches mich diese Worte versetzt, erholt, in diesem seltsamen Plane weiter Nichts als eine Bürgschaft für den Besitz Margarethens und die Gewißheit, meine Liebe um den Preis gleichviel welches Opfers und trotz aller Zufälle und Verzögerungen triumphiren zu sehen.

Als Mr. Sherwin aufgehört hatte zu sprechen, konnte ich weiter Nichts sagen als die Worte: »Ich nehme Ihre Bedingungen an – ich gehe bereitwillig darauf ein.«

Wie es schien, hatte er nicht erwartet, mich so vollständig und so rasch auf seinen Vorschlag eingehen zu sehen, denn seine Züge verriethen zunächst großes Erstaunen. Bald jedoch erlangte er seine Geistesgegenwart – jene verschmitzte Geistesgegenwart des Geschäftsmannes – wieder, erhob sich rasch und schüttelte mir cordial die Hand.

»Ich freue mich,« rief er, »ich freue mich sehr, daß wir uns so rasch verständigen und unsere Ideen so gut harmoniren. Trinken wir noch ein Glas! Zum Teufel, nun haben wir hinreichende Veranlassung dazu. Wir wollen einen Toast ausbringen, auf den Sie sich nicht weigern können, Ihr Glas zu leeren. Ihre Gattin soll leben! – Ich wußte wohl, daß Sie nicht von ihr lassen würden. – Meine Margarethe soll leben!«

»Sonach können wir wohl alle Schwierigkeiten als beseitigt betrachten?« sagte ich, denn ich wünschte lebhaft meine Unterredung mit Mr. Sherwin so schnell als möglich zu Ende zu bringen.

»Ja wohl, die Sache ist abgemacht. Ich bitte Sie noch, Ihr Leben mit einer mäßigen Summe zu Gunsten meiner Tochter zu versichern und vielleicht – blos der Form wegen – mir ein schriftliches Versprechen zu geben, daß Sie einen gewissen Theil des Vermögens, in dessen Besitz Sie einmal kommen können, ihr und ihren Kindern vermachen wollen. Sie sehen, daß ich schon im Voraus an die Zeit denke, wo ich Großvater sein werde! – Doch ersparen wir dies Alles bis auf die nächste Gelegenheit, wo wir uns wiedersehen, vielleicht in einem oder zwei Tagen.«

»Es steht wohl nun kein Hinderniß mehr entgegen, daß ich Miß Sherwin spreche?«

»Durchaus nicht, Sie können Sie sofort sprechen, wenn Sie es wünschen. Kommen Sie mit, lieber Freund, kommen Sie mit.«

Und er führte mich quer über den Corridor bis an das Speisezimmer.

Dieses war mit weniger Luxus aber vielleicht noch geschmackloser ausgestattet als das, welches wir eben verlassen hatten.

Margarethe saß am Fenster. Es war dasselbe, an welchem ich sie an jenem Abende gesehen, wo ich auf dem Platze vor ihrem Hause nach unserer Begegnung im Omnibus umherirrte. Der Vogelkäfig hing noch an demselben Platze.

Ich bemerkte sofort und mit augenblicklicher Ueerraschung, daß Mistreß Sherwin ziemlich fern von ihrer Tochter am anderen Ende des Zimmers saß, und nahm neben Margarethen Platz.

Sie trug ein hellgelbes Kleid, welches ihren feinen braunen Teint und ihr prachtvolles schwarzes Haar noch mehr hervorhob. Noch einmal fühlte ich alle meine Zweifel schwinden. – Die Unruhe meines Gewissens und die unklare Gedrücktheit meines Geistes wichen dem Gefühle des Glückes, der Freude, der Hoffnung und der Liebe. Als ich sie ansah, war es mir, als wenn mein Herz aus meiner Brust heraus und ihr entgegen hüpfte.

Nachdem Mr. Sherwin etwa fünf Minuten im Zimmer geblieben war, sagte er einige Worte zu seiner Frau und verließ uns.

Mistreß Sherwin blieb auf ihrem Platz sitzen, sagte aber Nichts, und ihre Augen hefteten sich kaum ein oder zwei Mal auf uns.

Vielleicht war sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, vielleicht wollte sie aus reinem Zartgefühl nicht den

Anschein haben, als überwachte sie ihre Tochter und mich.

Ich suchte jedoch nicht mir Rechenschaft von den Gefühlen zu geben, welche sie beherrschten. Mir genügte schon, daß mir vergönnt war, mit Margarethen zu sprechen, ohne von Jemandem gestört zu werden – daß ich ihr endlich ohne Zögern und ohne Rückhalt meine Liebe erklären konnte.

Wie viel hatte ich ihr zu sagen und wie wenig blieb mir an diesem Abende noch Zeit dazu! Die Zeit war ja so kurz, um ihr alle die neuen Gedanken zu erzählen, welche sie in mir erweckt; die persönlichen Opfer, in welche ich um ihretwillen mit Freuden gewilligt; die Pläne für die Zukunft, die ich um ihretwillen entwarf und die sicherlich sich verwirklichten, dafern meine Liebe nur durch Gegenliebe vergolten ward.

Selbst wenn mir ganze Tage zu dieser Unterredung vergönnt gewesen wären, hätte ich doch Alles erschöpfen können, was ich zu sagen hatte, Alles, was die beiden so reichen Quellen – Jugend und Glück – in so großer Fülle von liebenden Worten spenden.

Margarethe sprach wenig, aber diese wenigen Worte entzückten mich nicht weniger. Jetzt lächelte sie mich an; sie ließ mich ihre Hand ergreifen und machte keinen Versuch, sie mir wieder zu entziehen.

Der Abend senkte sich immer tiefer herab und begann uns in seine Schatten zu hüllen. Das ruhige, melancholische Antlitz Mistreß Sherwin's, die immer noch unbeweglich an derselben Stelle saß, ward für unsern Blick

immer undeutlicher, denn wir waren durch die ganze Breite des Zimmers von einander getrennt, aber nicht ein einziges Mal dachte ich an die vorrückende Zeit und daran, daß man mich zu Hause erwartete.

Gern wäre ich die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um mit Margarethen zu plaudern, ohne die Stunden zu zählen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so trat Mr. Sherwin wieder in's Zimmer und rief mich selbst wieder zurück, indem er sich uns näherte, um mit uns zu sprechen. Ich begriff, daß ich nun lange genug geblieben sei und daß man uns für dieses Mal nicht länger beisammen lassen würde. Ich erhob mich daher und nahm Abschied, nicht ohne mir vorher die Stunde bestimmen zu lassen, zu welcher Margarethe den nächstfolgenden Tag sichtbar sein sollte. Mr. Sherwin begleitete mich ceremoniös bis an die Hausthür.

Alls ich ihn hier verließ, berührte er mich am Arme und sagte in heiter vertraulichem Tone zu mir:

»Kommen Sie morgen eine Stunde früher – wir wollen mit einander die wegen der Trauung erforderlichen Meldungen bei der Behörde machen. Auf welchen Tag der nächstkünftigen Woche wir dieselbe festsetzen, stelle ich ganz in Ihren Willen, denn es kommt mir durchaus nicht zu, Ihnen Vorschriften zu machen. Sie haben also Nichts weiter einzuwenden? – Sehr gut! Daß von Seiten Margarethens keine Einwendungen erhoben werden, dafür stehe ich. Somit gute Nacht!«

DREIZEHNTES KAPITEL.

Als ich an diesem Abende mich wieder auf dem Wege nach unsrer Wohnung befand, empfand ich keine jener geheimen Befürchtungen, welche mich das letzte Mal gequält, als ich mich anschickte, wieder vor den Meinigen zu erscheinen. Ich schöpfte Kraft aus der Gewißheit des Erfolges, welchen die Ereignisse des Nachmittags entschieden hatten. Es war lange her, daß ich mich nicht so überzeugt von meiner Herrschaft über mich und von meiner Geschicklichkeit, die gefährlichen Fragen zu umgehen, gefühlt hatte. Ich empfand nicht, wie zwei Tage vorher, jene Scheu, mich bald und vielleicht auf lange Zeit wieder in der Gesellschaft Clara's und meines Vaters zu sehen.

Es war ein großes Glück für mein Geheimniß, daß ich mich in dieser Stimmung befand, denn als ich die Thür meines Arbeitscabinets öffnete, traf ich alle Beide in meinem Zimmer.

Clara maß mit einem langen Bande die Brettgestelle meiner mit Büchern überladenen Bibliothek und schien in diesem Augenblicke beschäftigt zu sein, die Länge derselben mit der des Raumes zu vergleichen, der in dem nahen Alkoven noch leer war.

Als sie mich sah, hielt sie inne und warf einen bedeutenden Blick auf meinen Vater, der mit einem Bündel Papieren in den Händen neben ihr stand.

»Du hast Recht, über diese Invasion Deines Gebietes erstaunt zu sein, Sidney,« sagte er in seinem gewohnten, ruhigen Tone, aber mit ganz besonders wohlwollender Geberde. »Du mußt Dich an den Minister des Hauses wenden, wenn –« er zeigte hierbei auf Clara – »wenn Du eine nähere Erklärung hierüber haben willst. Ich bin blos das Werkzeug einer häuslichen Intrigue, deren macchiavellistischen Urheber Du hier vor Dir siehst.«

Einen Augenblick lang schien Clara zu zögern. Es war das erste Mal, daß ich auf ihrem Antlitz, wenn sie mich ansah, diesen Ausdruck von Zurückhaltung und Verlegenheit bemerkte.

Begann die gewohnte Offenheit unsres Verkehrs auch ihrerseits durch Zurückhaltung beeinträchtigt zu werden?

Aber wer war mit dem Beispiele dieser Zurückhaltung vorangegangen?

Auf diese Frage antwortete mein Herz rascher und bestimmter als ich gewünscht hätte.

»Wir sind ertappt, Papa,« sagte Clara, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen, »und müssen uns erklären. Du weißt aber, daß ich so oft als möglich alle Erklärungen Dir überlasse.«

»Gut, gut,« sagte mein Vater lächelnd, »in dem vorliegenden Falle wird meine Aufgabe sehr leicht sein. Als ich mich in mein Zimmer begeben wollte, wo der Intendant mich erwartete, ward ich unterwegs hinterlistiger Weise von Deiner Schwester angehalten, die mich hierher führte, um sich mit mir über die Aufstellung eines

neuen Repositorium für Deine Bücher zu berathen, während ich doch einen guten Theil der Nacht mit der Revision meiner Privatrechnungen werde zubringen müssen. Clara hatte die Idee, dieses neue Büchergestell heimlich machen lassen, um die Bücher einmal, wenn Du einen Tag abwesend würdest, ohne Dein Vorwissen aufzustellen. Jetzt jedoch, da Du sie ertappt hast, während sie eben mit der ganzen Geschicklichkeit eines erfahrenen Tischlers Maß nahm, muß alle Verstellung beiseite gesetzt werden. Wir müssen demnach aus der Noth eine Tugend machen und Alles bekennen.«

Die arme Clara! Auf diese Weise wußte sie sich für eine zehntägige vollständige Vernachlässigung zu rächen und fürchtete obendrein, selbst mit mir zu sprechen.

Ich näherte mich ihr und dankte ihr, nicht allzu warm, fürchte ich, denn ich war zu verlegen, als daß ich mich frei und ungezwungen hätte aussprechen können.

Es schien dies ein förmliches Verhängniß zu sein. Je mehr ich im Geheimen den Principien meiner Familie entgegen handelte, desto mehr Gutes erwies mir meine Familie durch die Hand meiner Schwester.

»Es versteht sich von selbst,« fuhr mein Vater fort, »daß ich gegen dieses Project keine Einwendung erhoben habe, denn es ist augenscheinlich, daß Du keinen Raum mehr hast, um alle Bücher unterzubringen, die Du hier in Deinem Zimmer aufgehäuft hast; nur aber rieth ich ihr, den Plan nicht sofort auszuführen. Du wirst diese Vergrößerung Deiner Bibliothek erst in fünf Monaten brauchen,

denn nächste Woche werden wir wieder auf's Land zurückkehren.«

Ich konnte eine krampfhaftige Bewegung, welche mir diese überraschende Nachricht entlockte, nicht unterdrücken. Es war dies eine Schwierigkeit, die ich hätte voraussehen sollen, aber es war mir unerklärlich, daß der Gedanke an diese Eventualität mir nicht ein einziges Mal auch nur eingefallen war, während wir doch jetzt in der Zeit des Jahres standen, wo wir London gewöhnlich verließen.

Also nächste Woche, und zwar gerade an dem Tage, welchen Mr. Sherwin zu meiner Vermählung festgesetzt hatte!

Ein Schauer durchrieselte mich und die Worte erstorben mir auf der Zunge, während ich zu überlegen versuchte, welchen Entschluß ich fassen sollte.

»Ich fürchte, lieber Vater,« antwortete ich, »daß ich nicht im Stande sein werde, so bald als Du beabsichtigst, mit Dir und Clara abreisen zu können. Ich wünsche noch ein wenig länger in London zu bleiben.«

Ich sagte diese Worte mit leiser Stimme und ohne daß ich meine Schwester anzusehen gewagt hätte. Wohl aber hörte ich den Ausruf, der ihr entschlüpfte, während ich sprach, und der Ton ihrer Stimme war ziemlich verständlich. Mein Vater that einige Schritte, um sich mir zu nähern, und sah mir mit jenem durchdringenden und freimüthigen Blicke, der ihn charakterisirte, aufmerksam in's Gesicht.

»Du willst nicht mit uns auf's Land zurückkehren!« sagte er, während seine Manieren und sein Ton sich merklich änderten; »das scheint mir ein ziemlich seltsamer Entschluß zu sein. Deine unvermuthete Abwesenheit während der beiden letzten Tages ist mir schon aufgefallen. Dein so ganz im Stillen gefaßter Plan aber, in London zu bleiben, während wir abreisen, scheint mir unbegreiflich. Was könntest Du hier zu thun haben?«

Eine Entschuldigung, doch nein, eine Lüge schwebte mir auf der Zunge, aber mein Vater hinderte mich, sie auszusprechen. Meine Verlegenheit ward von ihm sofort bemerkt, obschon ich mir große Mühe gab, sie ihm zu verbergen.

»Schweig'!« sagte er, ohne aus seinem gewohnten Phlegma zu fallen, während jene lebhafteste Röthe, deren Erscheinen so bedeutsam war, sich auf seinen Wangen zu zeigen begann.

»Schweig', ich sehe, daß Du Dich entschuldigen willst, Sidney. Ich darf keine Fragen an Dich richten. Du besitzt ein Geheimniß, welches Du mir nicht gern anvertrauen willst, und ich bitte Dich, es zu bewahren. Nein, kein Wort mehr! Ich begegne meinen Söhnen eben so, wie ich allen andern jungen Herren begegne, mit welchen der Zufall mich in Berührung bringt. Wenn es sich um Privatangelegenheiten handelt, so darf ich mich nicht darein mischen. Mein Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit meiner Söhne ist die einzige Garantie, die ich habe, nicht

von ihnen hintergangen zu werden; unter Leuten von guter Geburt ist aber dieses Vertrauen eine vollkommen hinreichende Bürgschaft. Wir wollen nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen, wenn es dir beliebt. Bleib' so lange hier als Du willst. Wir werden uns freuen, Dich auf dem Lande wiederzusehen, sobald du geneigt bist die Stadt zu verlassen; Brauchst Du Geld? Ich habe gerade einige Anweisungen bei mir, wenn ich Dir damit dienen kann.«

»Ich danke, ich brauche keins.«

Er wendete sich hierauf zu Clara und sagte:

»Ich hoffe, liebes Kind, daß Du mich nicht länger aufzuhalten wünschest. Während ich mit meinen Rechnungen beschäftigt sein werde, kannst Du Dich mit Deinem Bruder über die Einrichtung seiner Bibliothek besprechen.«

Er verließ das Zimmer, ohne nochmals das Wort an mich zu richten, ja, ohne mich nur anzusehen. Ich sank auf einen Stuhl nieder – buchstäblich niedergedrückt von der Wucht eines jeden der letzten Worte, die er an mich gerichtet. Sein Vertrauen auf meine Ehrenhaftigkeit war die einzige Garantie, die er hatte, nicht von mir betrogen zu werden! Wenn ich an diese Erklärung dachte, war es mir, als ob jede dieser Sylben wie ein glühendes Eisen mein Herz berührte, um ihm das Wort Heuchler aufzubrennen.

Binnen wenigen Augenblicken hatte ich mich in den Augen meines Vaters auf das Furchbarste compromittirt. Ich konnte mich dieser Gefahr nicht anders entreißen als

wenn ich die frisch erblühte Hoffnung meines Lebens opfert, eine in ihrem Gegenstande reine und erhabene, und an und für sich unschuldige und natürliche Hoffnung. Meine Liebe zu Margarethen war ehrenhaft, und schon machten mir die Umstände eine Schande daraus. Es war hart zu ertragen, aber es war noch härter, daran zu denken.

Und dann meine Schwester, meine so sanfte, so guldige Schwester! Selbst ihr gegenüber fand ich mich nicht wieder. Zum ersten Male, seitdem mein Vater hinausgegangen war, wendete ich mich jetzt zu Clara. Sie stand in geringer Entfernung stumm, schweigend und mit leichenblassem Gesichte vor mir, rollte mechanisch das Band zwischen ihren zitternden Fingern und heftete so liebevolle, so sanfte und gleichzeitig so wehmüthige Blicke auf mich, daß mein Muth mich bei ihrem Anblicke verließ. In diesem Augenblicke war es mir als vergäße ich Alles, was seit dem Tage, wo ich Margarethen zum ersten Male begegnet, geschehen war, und als kehrte ich mit Vergnügen zu meinen süßen Gewohnheiten von früher zurück. Die Familiensympathieen erschienen mir kostbarer als je. Mein Kopf neigte sich abermals auf die Brust herab, und ich brach in Thränen aus.

Clara näherte sich mir leise und sanft, setzte sich neben mich und schlang ihren Arm um meinen Hals. Sie vergoß keine Thräne und sprach kein Wort, aber sie

ließ diese liebkosende Demonstration für sich selbst sprechen. In unsrer Kindheit hatte sie die Gewohnheit gehabt, mich auf diese Weise über irgend einen kindischen Schmerz zu trösten, und jetzt tröstete sie mich wirklich.

Als ich wieder ein wenig ruhiger geworden war, sagte sie in sanftem Tone zu mir:

»Du hast mich sehr beunruhigt, Sidney, und vielleicht habe ich die Sorge, welche Du mir verursachtest, so durchblicken lassen, daß ich Dich dadurch beleidigt habe. Die kleine Ueberraschung, die ich Dir in Bezug auf Deine Bibliothek bereitete, sollte Dir beweisen, daß es mir leid thut, den Anschein gehabt zu haben, als zweifelte ich an Dir, oder als überwachte ich Deine Schritte, und daß ich bereit bin, nur zu Deinem Besten, mein lieber Bruder, und ganz nach Deinen Wünschen zu handeln.«

»Du hast das Beste gewählt, Clara, wie Du immer thust. Aber was mußt Du von mir denken, nachdem –«

»Still, still, kein Wort, weiter. Ich brauche Dich nicht nach Deinem Geheimmisse zu fragen, denn ich bin überzeugt, daß Du mir es sagen wirst, wenn die Zeit gekommen sein wird, mich es wissen zu lassen. Ich habe aber noch etwas Anderes, worüber ich Dich fragen möchte, Etwas, was mir große Unruhe bereitet.«

Sie schwieg und wendete das Gesicht ab. Als sie wieder anfang zu sprechen, war ihre Stimme weniger fest und der Klang derselben nicht mehr so hell.

»Wisse denn, Sidney,« sagte sie zu mir, »daß es vorhin eine grausame Enttäuschung für mich war, zu erfahren, daß Du keine Lust hast, mit uns auf's Land zurückzukehren. Ich war schon so glücklich in dem Gedanken, was wir diesen Herbst gemeinschaftlich thun würden. Ich hatte mir vorgenommen, unsre Zeit in unserm lieben alten Schlosse so gut anzuwenden, und dann dachte ich an Dein Buch, welches ich so gern fertig sehen möchte, und ich bin überzeugt, daß Du auf dem Lande bei uns damit zu Stande kommen würdest. Es ist so lange her, daß ich an Deine Aufmerksamkeiten gewöhnt bin! Und dann bedenke doch, daß ich Niemanden habe, mit dem ich so plaudern könnte wie ich mit Dir plaudere. Papa ist sehr gut, aber es ist für mich doch nicht das, was Du bist. Ralph wohnt nicht mehr bei uns, und als er noch bei uns wohnte, machte er sich, glaube ich, ohnehin nicht viel aus mir. Ich habe Freundinnen, aber Freundinnen sind nicht –«

Sie stockte abermals; die Stimme versagte ihr. Einen Augenblick lang versuchte sie gegen ihre Gemüthsbewegung zu kämpfen, und es gelang ihr, dieselbe durch jene Herrschaft zu bezwingen, welche in gewissen Fällen nur die Frauen über sich besitzen.

Sie umschlang meinen Hals fester mit ihrem Arme, aber ihre Stimme war heller und sicher, als sie wieder anhub:

»Es wird mir nicht so leicht sein, auf dem Lande, unsern Promenaden zu Roß oder zu Fuße zu entsagen, eben so wenig als unsern Plaudereien des Abends in der alten

Bibliothek im Hintergrunde des Parks. Ich freute mich so sehr, diesen Herbst ganz genau diese Lebensweise wieder beginnen zu können. Ich glaube aber, diesem Allen muß ich Lebewohl sagen und mit Papa allein fortgehen – zum ersten Male! Indem wir uns aber trennen, Sidney, will ich Nichts sagen und Nichts thun, was Dich betrübt, dafern Du mir versicherst, daß Du immer noch Vertrauen zu mir hast, und mir versprichst, bei jeder Gelegenheit, wo Du Dich in Mißlichkeiten befindest, mich ein wenig zu Rathe zu ziehen. Ich glaube, ich werde Dir immer nützlich sein können, weil ich mich stets für Alles, was Dich betrifft, interessiren werde. Ich will Dich nicht wider deinen Willen zur Mittheilung deines Geheimnisses veranlassen; wenn dieses Geheimniß Dir aber jemals Sorge oder Kummer verursachen sollte – ich hoffe und bete, daß dem nicht so sein möge – so bedarf ich der Ueberzeugung, daß Du mich für fähig hältst, Dir, trotz der Hindernisse, einigen Beistand zu leisten. Laß mich daher auf's Land gehen, Sidney, und die Gewißheit mitnehmen, daß Du Dich mir stets anvertrauen wirst, selbst wenn die Zeit kommen sollte, wo Du Dein Vertrauen noch irgend einer anderen Person schenkst. Gieb mir diese Gewißheit, gieb sie mir!«

Ich gab ihr aufrichtig und von ganzem Herzen die Versicherung, die sie zu haben wünschte. Die wenigen einfachen Worte, welche sie soeben gesprochen, schienen ihr ihren ganzen Einfluß auf mich zurückgegeben zu haben, besonders als eine so zärtliche Stimme, so liebevolle Blicke sich damit verbanden.

Einen Augenblick lang fragte ich mich, ob ich nicht einen Act der Dankbarkeit übte, wenn ich ihr auf der Stelle mein Geheimniß anvertraue, da ich ja gewiß sein konnte, daß sie es treulich bewahren würde, selbst wenn sie auf peinliche Weise davon überrascht und ergriffen wäre. Ich glaube, ich würde ihr auch in der nächsten Minute Alles gesagt haben, wenn nicht der Zufall dazwischen getreten wäre. Es ward nämlich in diesem Augenblicke an die Thür gepocht.

Einer unsrer Diener trat ein. Mein Vater wünschte Clara zu sprechen, um sie über gewisse Arrangements zu befragen, welche sich auf die bevorstehende Abreise aus der Stadt bezogen.

Sie war in diesem Augenblicke kaum in der geeigneten Stimmung, um diesem Rufe zu entsprechen, aber mit dem Muthe mit welchem sie gewöhnlich ihre persönlichen Gefühle den von einer Person, die sie liebte, kundgegebenen Wünschen unterzuordnen wußte, beschloß sie, sich sofort zu meinem Vater zu begeben.

Eine kurze Pause, während welcher sie schwieg, ein leichtes, bald unterdrücktes Zittern, ein Kuß auf meine Wange, die ermuthigenden Worte, die sie auf der Schwelle der Thür als Lebewohl an mich richtete: »Gräme Dich nicht über das, was Papa gesagt hat – Du hast mich in Bezug auf Dich beruhigt, Sidney, ich werde ihn auch beruhigen,« und Clara war verschwunden.

In Folge dieser Ueberraschung war die Zeit, ihr mein Geheimniß anzuvertrauen, entflohen. Kaum war meine

Schwester aus dem Zimmer hinaus, so erfaßte mich wieder mein erster Widerwille, es irgend einem Mitgliede meiner Familie anzuvertrauen, und blieb während jenes ganzen langen Prüfungsjahres, zu welchem ich mich verbindlich gemacht, in mir unverändert.

Doch darauf kam wenig an. Die Ereignisse nahmen eine solche Wendung, daß, selbst wenn ich Clara Alles gesagt hätte, der Ausgang dennoch derselbe gewesen wäre und mein Verhängniß sich auf dieselbe Weise erfüllt haben würde.

Kurze Zeit, nachdem meine Schwester mich verlassen, ging ich wieder aus, denn zu Hause konnte ich mich während der noch übrigen Nacht mit Nichts beschäftigen, und ich wußte auch, daß ich vergeblich versuchen würde zu schlafen.

Während ich so auf den Straßen umherwandelte, kamen mir bittere Gedanken in Bezug auf meinen Vater ein; bittere Gedanken an seinen unbeugsamen Stolz, der mich zu der Verstellung nöthigte, durch welche ich mich schon so bedrückt fühlte; bittere Gedanken gegen jene Vorurtheile – die Tyrannen der Gesellschaft, welche den natürlichen Sympathieen und Neigungen keine Rechnung tragen und die für mich in diesem Augenblicke in der Person meines Vaters verkörpert waren.

Nach und nach führten jedoch diese Betrachtungen mich auf andere und weit bessere. Ich dachte wieder an Clara und ihr Name erweckte in mir stets den Gedanken an das Vertrauen und an die Hoffnung, welche ich ihr versprochen zu bewahren. Auf welche Art auch mein

Vater die Nachricht von meiner Vermählung aufnehmen würde, so tröstete ich mich mit der Ueberzeugung, daß um meinetwillen meine Schwester sich gegen meine Gattin stets liebevoll und gefällig zeigen würde.

Dieser Gedanke führte mein Herz zu Margarethen – das heißt in eine süße, glückliche Träumerei zurück. Ich kehrte gefaßter und wenigstens für diese Nacht beruhigter wieder nach Hause zurück.

Die Ereignisse dieser Woche, die für meine Zukunft so wichtig war, entrollten sich mit verhängnißvoller Schnelligkeit. Die gesetzlich vorgeschriebene Trauungslizenz ward ausgewirkt, die andern Präliminarien wurden von Mr. Sherwin und mir besorgt; ich sah Margarethen jeden Tag und gab mich immer mehr und mehr und rückhaltlos dem Zauber hin, den sie bei jeder neuen Unterredung auf mich ausübte.

Zu Hause schienen in Folge der Reiseanstalten, durch Abschiedsbesuche und eine Menge anderer damit zusammenhängender Dinge die Stunden immer schneller zu verfliegen, so wie der Tag der Trennung Clara und für mich der Tag zu meiner Vermählung herannahte. Unaufhörliche Unterbrechungen hinderten meine Schwester und mich, eine zweite, längere vertrauliche Unterredung zu haben, und mein Vater war selbst für die Leute, die ihn in einer ganz besonderen Angelegenheit zu sprechen kamen, niemals mehr als fünf Minuten hinter einander zugänglich.

Im Schooße meiner Familie ergab sich daher für mich kein weiterer Anlaß zu Unruhe oder Verlegenheit. Der

Tag brach an. Ich hatte die ganze Nacht vorher nicht geschlafen und erhob mich frühzeitig, um nach der Zeit zu sehen.

Man kann sich nicht genug wundern, wie sehr jener instinctartige Glaube an Vorbedeutungen, den wir thörichter Weise Aberglaube nennen, sein Uebergewicht selbst über die ihn streitig machenden Gemüther jedes Mal behauptet, wenn ein wichtiger Act des Lebens bevorsteht.

Meine Meinung ist, daß, wenn auch wenig Menschen gestehen, daß sie diesem Einflusse unterliegen, doch Viele ihm gehorchen, ohne es zu bekennen. Zu jeder andern frühern Zeit meines Lebens hätte ich gelacht, wenn man mir blos angedeutet hätte, daß ein abergläubischer Gedanke sich in mein Gemüth eingeschlichen; aber als ich an diesem Tage den Zustand des Himmels prüfte und düstere Wolken sah, welche sich auf allen Punkten des Horizonts aufthürmten, konnte ich mich eines mir das Herz zusammenschnürenden Gefühls nicht erwehren.

Während der letzten zehn Tage war fast ununterbrochen schönes sonnenhelles Wetter gewesen; mit dem Tage meiner Vermählung kamen die Wolken, der Nebel, der Regen.

Dieser Anblick erweckte in mir Vorgefühle, die, wie ich zu mir selbst sagte, lächerlich waren, und doch lachte ich nicht darüber.

Die Abreise auf's Land sollte zu ziemlich früher Stunde angetreten werden. Wir frühstückten alle Drei gemeinschaftlich – man beeilte sich, man aß nur wenig und

sprach fast gar nicht. Mein Vater machte sich fast während der ganzen Zeit des Frühstücks Notizen oder sah Rechnungen durch, welche ihm sein Intendant vorgelegt, und Clara fürchtete augenscheinlich, ihre Gemüthsbewegung sehen zu lassen, wenn sie ein einziges Wort spräche.

An dem Tische, an welchem wir alle Drei saßen, herrschte ein so vollständiges Schweigen, daß das Geplätscher des draußen fallenden Regens – so wie der Morgen weiter vorrückte, bewölkte sich der Himmel immer dichter – und die eiligen, aber leisen Tritte der Diener, die sich um den Tisch herum bewegten, deutlich hörbar waren.

Diese Mahlzeit, unser letztes Familienfrühstück für diese Saison in London, war in ihrem Fortgange und Ende so traurig, daß mir für immer eine schauerliche, eisige Erinnerung davon zurückgeblieben ist.

Endlich schlug die Stunde der Trennung. Clara schien sogar zu fürchten, mich in diesem Augenblicke anzusehen, und schlug daher rasch ihren Schleier herab, sobald der Wagen angemeldet ward.

Mein Vater drückte mir auf ziemlich kalte Weise die Hand. Ich hatte gehofft, daß er mir im letzten Augenblicke Etwas sagen würde, aber es war bloß ein sehr einfaches und sehr kurzes Lebewohl. Zorn wäre mir lieber gewesen als diese kalte höfliche Zurückhaltung.

Er ersparte mir auch nicht einen stummen, anscheinend unbedeutenden Tadel, der mich aber sehr schmerzlich berührte. Als meine Schwester mir Lebewohl sagte,

wartete er an der Thür des Zimmers, um ihr den Arm zu bieten und sie die Treppe hinunterzuführen. Er hatte errathen, daß es die letzte kleine liebevolle Kundgebung war, die ich meiner Schwester in dieser Stunde der Trennung zu beweisen wünschte.

Clara murmelte mir mit leiser, zitternder Stimme, so daß ich sie kaum verstehen konnte, zu:

»Vergiß nicht, was Du mir in Deinem Zimmer versprochen hast, Sidney, so oft Du an mich denken wirst. Ich werde oft an Dich schreiben.«

Als sie ihren Schleier auf eine Minute hob, um mich zu küssen, fühlte ich meine Wangen durch die Thränen benetzt werden, die über die ihrigen herabrannen.

Ich folgte meinem Vater und ihr bis an den Fuß der Treppe. An der Hausthür bot sie mir die Hand. Es war gleichsam der Druck einer Sterbenden. Ich begriff, daß sie sich vergebens vorgenommen hatte, Muth zu zeigen, und daß sie immer schwächer und schwächer ward. Ich ließ sie daher sofort in den Wagen steigen, ohne sie durch müßige und überflüssige Abschiedsworte aufzuhalten.

Einen Augenblick später rollte der Wagen rasch davon.

Als ich in das Haus zurückgekehrt war, zog ich meine Uhr zu Rathe und sah, daß ich noch eine Stunde zu warten hatte, ehe ich mich nach der Nordvilla begeben konnte. Unter dem Eindrucke dieses Abschieds und im Hinblick auf den bevorstehenden Auftritt, in welchem ich figuriren sollte, ward mein Gemüth von den widerstreitendsten Gefühlen bestürmt und ich litt während dieser Stunde mehr als viele Menschen während ihres ganzen

Lebens gelitten haben. Es war mir, als wenn während dieses kurzen Zwischenraumes der letzten Frist meines Schicksals, mein ganzes Empfindungsvermögen sich erschöpfte und als ob mein Herz nothwendig sodann sterben müßte.

Die Ruhe schien mir eine Marter und dennoch drückte meine Aufregung mich nieder. Ich durcheilte alle Zimmer des Hauses, ohne in einem einzigen derselben zu verweilen. Ich zog ein Buch nach dem andern aus meiner Bibliothek und öffnete es, um darin zu lesen; den nächsten Augenblick aber schon stellte ich es wieder auf die Bretter. Ich trat zwanzig Mal an's Fenster, um meiner Gedanken mich dadurch zu entledigen, daß ich sah, was auf der Straße passirte; aber nicht ein einziges Mal blieb ich eine volle Minute lang. Endlich lenkte ich meine Schritte, ohne recht zu wissen, was ich that, nach dem Arbeitscabinet meines Vaters, dem einzigen Zimmer, welches ich noch nicht besucht hatte.

Ein Bildniß meiner Mutter hing hier über dem Kamine. Meine Augen hefteten sich darauf und zum ersten Male machte ich eine lange Pause. Die Betrachtung dieses Gemäldes beschwichtigte mich, aber dennoch wußte ich kaum, von welcher Art der Einfluß war, den es auf mich ausübte. Vielleicht versetzte sein Anblick meine Gedanken in die Nähe der Geister, welche von uns geschieden sind. Vielleicht sprachen jene geheimen Stimmen, die aus der unbekanntten Welt herübertönen und die nur die Seele allein zu hören vermag, in mir. Ich hatte mich während

der Betrachtung dieses Bildnisses auf einen Stuhl niedergelassen – ich schmeckte wonnige Ruhe.

Ich dachte an eine lange Krankheit, die ich als Kind gehabt, als meine kleine Wiege neben dem Bett meiner Mutter stand. Ich erinnerte mich, daß sie lange Abende hintereinander bei mir gewesen und mich selbst gewiegt hatte.

Dieser Gedanke erzeugte plötzlich einen andern. Vielleicht schaute meine Mutter, umgeben von den Engeln Gottes, auf mich herab. Alles war so ruhig um mich herum. Ich versank in stilles Hinbrüten und bedeckte mir das Gesicht mit den Händen.

Die Schläge einer Wanduhr weckten mich plötzlich zum Gefühle des wirklichen Lebens. Ich verließ das Haus und lenkte meine Schritte sofort nach der Nordvilla.

Als ich hier eintrat, fand ich Margarethen mit ihrem Vater und ihrer Mutter in dem Salon.

Auf den ersten Blick sah ich, daß die Eltern in der vorigen Nacht nicht gut geschlafen hatten. Die Bestimmung dieses Tages hatte auf sie wie auf mich ihren störenden Einfluß geäußert. Die Blässe, welche Mistreß Sherwin's Gesicht bedeckte, erstreckte sich bis auf ihre Lippen und sie sprach kein Wort.

Mr. Sherwin bemühte sich, unerschütterlich zu scheinen, aber er war weit entfernt, ruhig zu sein. Alle Augenblicke maß er mit großen Schritten das Zimmer, in welchem wir beisammen waren, redete in die Kreuz und Quer, that die abgeschmacktesten Fragen und erlaubte sich die gemeinsten Scherze.

Ich war überrascht, Margarethen weit weniger aufgeregt zu finden als ihre Eltern. Die Augenblicke ausgenommen, wo ein frisches Incarnat ihre Wangen überzog, um sodann wieder zu verschwinden, entdeckte ich bei ihr kein äußeres Zeichen von Gemüthsbewegung.

Die Kirche war nicht weit. Als wir uns hinbegaben, fiel ein starker Platzregen und der Morgennebel bildete gleichsam einen dichten Vorhang. Wir mußten in der Sakristei auf die Ankunft des Geistlichen warten, welcher die Ceremonie vollziehen sollte. Die ganze Getrübtheit und Feuchtigkeit dieses Tages schienen sich in diesem Gemache concentrirt zu haben.

Es war ein düsteres, eisigkaltes, schauriges Zimmer. Das einzige Fenster ging auf einen Kirchhof, dessen Rasen von Feuchtigkeit dampfte. Draußen hörte man das eintönige Plätschern des Regens auf dem Pflaster.

Während Mr. Sherwin mit dem Substituten des Geistlichen – einem langen, hageren Manne in schwarzem Gewande – Bemerkungen über das Wetter wechselte, blieb ich schweigend neben Margarethen und Mistreß Sherwin sitzen und betrachtete mit mechanischer Aufmerksamkeit die in einem halb offenen Schranke hängenden weißen Chorhemden, den Taufstein und den Wasserkrug, und die massiven Bücher mit ihren braunen Ledereinbänden, die auf dem Tische standen.

Ich war während dieser Zwischenzeit des Wartens nicht im Stande zu sprechen, ja nicht einmal zu denken.

Endlich kam der Geistliche und wir traten in die eigentliche Kirche mit ihren Reihen von leeren Bänken und

ihrer kalten, schwerfälligen Werktagsatmosphäre. Als wir uns um den Altar herumstellten, bemächtigte sich ein eigenthümlicher Schwindel meines Geistes. Immer undeutlicher war ich mir des Platzes, auf welchem ich stand, und selbst der Ceremonie bewußt, an welcher ich Theil nahm. Während der ganzen Handlung war ich unaufhörlich zerstreut. Ich stotterte und beging Fehler in den Antworten auf die an mich gerichteten Fragen. Einige Mal ward ich sogar ungeduldig über die Länge der Ceremonie, welche mir zwei oder drei Mal so lange zu dauern schien als in gewöhnlichen Fällen.

Mit diesem Eindrücke mischte sich verworren eine oder bizarre und quälende Idee, als ob sie durch einen Traum hervorgebracht worden wäre. Ich bildete mir ein, mein Vater habe mein Geheimniß entdeckt und verlöre, in irgend einem Winkel der Kirche versteckt, mich nicht aus den Augen, während er das Ende der Ceremonie abwartete, um mich dann öffentlich anzuklagen und sich von mir loszusagen. Diese phantastische Idee klammerte sich an mein Gemüth, bis die Ceremonie beendet war und wir die Kirche verließen, um in die Sakristei zurückkehren.

Die Gebühren für die vollzogene Trauung wurden bezahlt, wir schrieben unsere Namen in die Kirchenbücher und in das Certificat; der Geistliche wünschte mir Glück, der Substitut ahmte ihm gravitatisch nach und die Betstuhlschließerin lächelte und machte einen Knix. Mr. Sherwin bedankte sich bei den beiden Geistlichen, küßte seine Tochter drückte mir die Hand, sah seine weinende

Gattin mit unfreundlicher, gerunzelter Stirn an und ging endlich mit Magarethen voran aus der Sacristei hinaus.

Der Regen strömte immer noch.

Als Margarethe mit ihren Eltern in den Wagen stieg, zogen sich die Wolken immer dichter zusammen, und ich, der allein unter dem Porticus der Kirche stehen blieb, suchte mir selbst verständlich zu machen, daß ich nun ›verheirathet‹ war.

Verheirathet! Der Sohn des stolzesten Mannes in England, der Erbe eines der ältesten Namen, verheirathet mit der Tochter eines Modewaarenhändlers! Und was für eine Heirath war es! Welche Bedingungen hatte man mir gestellt! Welche Billigung konnte ich erwarten! Warum war ich so leicht auf Mr. Sherwin's Bedingungen eingegangen! Würde er nicht nachgegeben haben, wenn ich ein wenig Festigkeit gezeigt hätte, um meine Ansprüche aufrecht zu erhalten? Warum hatte ich hieran nicht eher gedacht?

Was nützte es, daß ich mir jetzt diese Fragen vorlegte? Ich hatte das Uebereinkommen unterschrieben und mußte mich daran halten.

Die Blume, welche ich so innig begehrt, war mir unwiderruflich versprochen. Ich hatte ein Jahr, um sie zu cultiviren, um alle ihre Reize, ihren ganzen Werth zu studiren, und dann sollte sie auf immer mein gehören.

Dies mußte fortan mein einziger Gedanke an die Zukunft sein und er war wohl hinreichend, um mich vollständig zu beschäftigen. Darum keine Betrachtungen

weiter über die Folgen, keine traurigen Ahnungen in Bezug auf die Entdeckung meines Geheimnisses – die Ehe war geschlossen, mit *Einem* Sprung hatte ich mich in ein neues Leben gestürzt und es war mir nicht mehr vergönnt, umzukehren.

Mr. Sherwin hatte mit jener unbilligen Hartnäckigkeit, welche die Art und Weise charakterisirt, auf welche engherzige Menschen ihre wichtigen Angelegenheiten behandeln, darauf bestanden, daß die erste Bestimmung unseres Vertrags – die Trennung von meiner Gattin an der Kirchthür – buchstäblich erfüllt würde. Um mich jedoch einigermaßen dafür zu entschädigen, sollte ich an diesem Tage in der Nordvilla speisen.

Wie sollte ich nun die Zwischenzeit hinbringen, die mich von der Stunde des Diners trennte? Ich kehrte nach Hause zurück und ließ mein Pferd satteln. Ich war weder aufgelegt, in einem leeren Hause, zu bleiben, noch die Gesellschaft eines meiner Freunde zu suchen. Ich taugte zu weiter Nichts als toll und mit wildbewegtem Herzen trotz des strömenden Regens im Freien umher zu galoppiren.

Meine ganze Ermüdung und die entnervenden Gemüthsbewegungen des Morgens, alle meine unklaren Befürchtungen während der Trauungszeremonie gingen jetzt in eine außerordentliche Ueberreiztheit des Körpers und des Geistes über.

Als das Pferd mir zugeführt ward, bemerkte ich mit Vergnügen, daß der Reitknecht es kaum zu halten vermochte.

»Halten Sie es ja recht kurz, Sir,« sagte er. »Es ist jetzt seit drei Tagen nicht aus dem Stalle gekommen.«

Diese Mahnung versprach mir einen Ritt, wie ich ihn wünschte.

Wie sprengte ich entlang, als ich London einmal hinter mir hatte und in den Zwischenräumen, wo die Atmosphäre sich ein wenig aufhellte, die glatten, menschenleeren Straßen vor mir sah! Unter dem immer noch strömenden Regen hingaloppiren, unter mir die regelmäßige muthige Bewegung des feurigen Thieres zu fühlen, zu träumen, daß sich durch die Muskeln eine stählende Sympathie zwischen Mann und Roß begründe, wie ein Orkan an den schwerfälligen Frachtwagen, die ich überholte, vorbeizusausen, während die darin sitzenden oder daneben herlaufenden Hunde mir ein wüthendes Gebell nachschickten, wie der Wind vor den Wirthshäusern an der Straße vorbeizufiegen, zum großen Vergnügen junger halbbetrunkenener Leute, deren Geschrei einen Augenblick hinter mir her hallte, um sich sodann in der Ferne zu verlieren – dies hieß so wie mein Herz es wünschte, die langwierigen, einsamen Stunden dieses seltsamen Hochzeittages tödten.

Bis auf die Haut durchnäßt, kam ich nach Hause zurück, mein Körper aber war durch die Bewegung eigenthümlich geschmeidig und rührig geworden, während meine Stimmung sich ermuntert und aufgeheitert hatte.

Als ich in der Nordvilla ankam, setzte die in meinem Benehmen vorgegangene Veränderung alle Welt in Erstaunen. Dies Mal hatte Mr. Sherwin nicht nöthig mich lange zu bitten, um mich zu bewegen, von seinem Sherry zu trinken, den er eben so wie die andern Weine, die er auf die Tafel gebracht, so sehr rühmte, indem er seine Gäste vorher sowohl von dem Jahrgange als auch von dem Preise jeder Flasche in Kenntniß setzte.

So erkünstelt meine Lebhaftigkeit auch war, so hielt sie doch aus bis zuletzt.

Jedes Mal, wo ich Margarethen sah, fühlte ich, daß ihr Anblick mich aufstachelte. Sie schien in Gedanken versunken zu sein und war während des Diners schweigsamer also gewöhnlich. Ihre Schönheit war aber gerade jene wollüstige südliche Schönheit, welche durch die Ruhe so anbetungswürdig gemacht wird.

In dem Salon, als das Diner beendet war, zeigte Margarethe gegen mich ein zutraulicheres Benehmen und schien mir mehr Vertrauen zu beweisen als sie bis jetzt gethan. Sie sprach mit mehr Ausdruck in ihrer Stimme und auch ihre Blicke waren bedeutsamer.

Dieser Abend meines Hochzeittages ward durch hundert verschiedene kleine Vorfälle bezeichnet, die meiner Erinnerung stets gegenwärtig geblieben sind.

Es gehörte dazu auch der, daß ich meiner Braut an diesem Abende den ersten Kuß gab.

Mr. Sherwin hatte den Salon verlassen. Mistreß Sherwin begoß am andern Ende des Zimmers einige auf dem Fenster stehende Blumen und Margarethe zeigte mir auf

den Wunsch ihres Vaters einige seltene Kupferstiche. Sie reichte mir ein Vergrößerungsglas, durch welches ich eins dieser Blätter, welches für ein Meisterwerk galt, betrachten sollte. Anstatt aber das Vergrößerungsglas auf den Kupferstich, an welchem mir sehr wenig gelegen war, zu richten, bediente ich mich seiner, um Margarethen anzusehen. Ihr schwarzes, glänzendes Auge schien durch das Glas hindurch Flammen in das meinige zu schießen, ihr heißer Athem spielte auf meiner Wange. Dies dauerte nur einen Augenblick, aber in diesem Augenblicke gab ich ihr den ersten Kuß.

Welche Gefühle hauchte dieser Kuß mir damals ein und welche Erinnerungen hat er jetzt in mir zurückgelassen!

Ein neuer Beweis dafür, daß ich ihr eine tiefe, zärtliche und reine Liebe gewidmet, lag darin, daß ich vor dieser Zeit, selbst wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, mich gescheut hatte, ihr diese erste Gunst der Liebe zu rauben, nach welcher ich schmachtete. Von Männern kann dies nicht begriffen werden, die Frauen aber werden mich, glaube ich, verstehen.

Die Stunde des Abschiede schlug, die unerbittliche Stunde, welche mich noch am Abende meiner Hochzeit von meiner Gattin trennen sollte.

Soll ich gestehen, was ich fühlte, indem ich dem Mr. Sherwin so unüberlegt gegebenen Versprechen treu blieb? Nein; ich sagte auch Margarethen Nichts von dem, was in mir vorging, und werde das Geheimniß für mich allein bewahren.

Mit auffallender Hast nahm ich Abschied von ihr. Ich fühlte mich nicht fähig, sie auf andere Weise zu verlassen. Es war ihr gelungen, sich in den dunkelsten Theil des Salons zu schleichen, so daß ich beim Abschiede ihr Gesicht nur undeutlich sah.

Ich kehrte sofort nach Hause zurück.

Sobald ich mich niedergelegt hatte und das Dunkel der Nacht mich umgab, begann ich den Rückschlag des gewaltsamen Zwanges zu fühlen, den ich mir den ganzen Tag über aufgelegt. Meine Nerven, deren Spannung den ganzen Tag hindurch eine außerordentliche gewesen, erschlafften. Ein Frösteln schüttelte meine Glieder, so daß das Bett unter mir zitterte. Eine räthselhafte Angst bemächtigte sich meiner, eine Angst, die durch keinen Gedanken veranlaßt ward und keinen zur Folge hatte; die Thätigkeit meiner ganzen Denkkraft war gelähmt. Die physische und moralische Erschütterung, welche auf diese fieberhafte Aufregung folgte, war gleichzeitig so heftig, daß das geringste Geräusch auf der Straße mich erschreckte. Das Pfeifen des Windes, der sich seit Sonnenuntergang erhob, jagte mir ebenfalls Furcht ein, mein Herz schien zuweilen förmlich still zu stehen und mein Blut ward kalt in den Adern. Dann hörte, selbst wenn keine Geräusch sich vernehmen ließ, mein Ohr das erst kommende und ich hielt den Athem, um zu horchen, ohne daß ich irgend eine Bewegung zu machen gesucht hätte.

Endlich ging diese Abspannung des ganzen Nervensystems in eine so schmerzhaft Krisis über, daß ich mich

vergebens dagegen zu sträuben suchte. Wie ein Kind fürchtete ich mich vor der Finsterniß. Ich suchte tastend meinen Tisch und zündete mehrere Lichter an, dann hüllte ich mich in meinen Schlafrock und setzte mich vor Frost klappernd in die Nähe des Lichtes, entschlossen, die noch übrige Zeit bis Tagesanbruch auf diese Weise zu verbringen.

Dies war meine Hochzeitsnacht und auf diese Weise endete der Tag, welcher mit meiner Vermählung mit Margarethe Sherwin begonnen hatte.

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL.

Meine Erzählung tritt nun in ein neues Stadium. Bis zur Zeit meiner Vermählung handelte ich, wie ich in meinem Berichte über diese verschiedenen Ereignisse gezeigt, durch meine eigne Thätigkeit. Von diesem Augenblicke aber an, und einen oder zwei Fälle ausgenommen, änderte sich während des ganzen Jahres, welches meine Prüfung dauerte, meine Stellung eben so wie mein Leben und ward eine rein passive.

Während dieses Zwischenjahres erweckten gewisse Vorfälle meine Neugier, aber niemals meinen Argwohn. Mehrmals fühlte ich vorübergehende Befremdung, aber niemals erwachte in mir der geringste Verdacht.

Jetzt betrachte ich diese Thatsachen wie eben so viele verkannte Warnungen eines noch nicht absolut feindseligen Geschickes. Ich trotzte ohne Zweifel meinem Schicksale; aber konnte ich wohl, durch die Liebe schon verblindet, diese Vorbedeutungen richtig würdigen?

Während der ganzen Dauer dieser Periode ging ich beharrlich dem Rande des Abgrundes entgegen, aber niemals neigte ich mich dem Glauben an ein unheilvolles Resultat zu und vergebens kamen Andeutungen zum Vorscheine, welche mich zur Klugheit hätten ermahnen sollen.

Die Schilderung dieser Warnungen und der Thatsachen, durch welche sie herbeigeführt wurden, ist gleichzeitig die Erzählung der Geschichte dieses langen Jahres,

während dessen ich nach dem Augenblicke schmachtete, wo ich sie, die jetzt blos dem Namen nach mein Weib war, laut als solches begrüßen dürfte.

Diese Thatsachen bezeichnen meinen Weg während dieser Zeit und werden daher der ausschließliche Gegenstand der nächstfolgenden Kapitel sein. Kurz dargelegt, werden sie dazu dienen, diese Epoche meines Lebens in ihr wahres Licht zu setzen, eine Epoche, welche, mit den späteren Ereignissen verglichen, eine lange, aber trügerische Ruhe zu sein scheint, unter welcher sich die Elemente der Unruhe und der Gewaltthat verbergen und condensiren.

Vor allen Dingen ist es jedoch nothwendig, die Beziehungen genau zu bezeichnen, welche ich während dieser Prüfungszeit, die auf unsre Vermählung folgte, mit Margarethen unterhielt.

Mr. Sherwin schien darauf bedacht zu sein, meine Besuche in der Nordvilla so viel als möglich zu beschränken. Augenscheinlich fürchtete er die Folgen, welche allzuhäufige Besuche bei seiner Tochter haben könnten.

Von dieser Seite aber schöpfte ich aus dem wohlverstandenen Bewußtsein meiner Interessen so viel Entschlossenheit als nöthig war, um allen Widerstand Mr. Sherwin's zu besiegen. Ich verlangte von ihm, mir das Recht zu gewähren, Margarethen alle Tage zu sehen, indem ich ihm die Bestimmung der Zeit vollständig anheimstellte. Nachdem er allerlei Einwände erhoben, ging er widerstrebend auf mein Verlangen ein.

Ich hatte mich in Bezug auf meine Besuche bei Margarethen durch kein Versprechen gebunden und zeigte mich entschlossen, meinerseits Mr. Sherwin eben so Bedingungen zu stellen, wie er mir die seinigen aufgezwungen.

Demzufolge kamen wir überein, daß Margarethe und ich uns alle Tage sehen sollten. Gewöhnlich kam ich Abends. Wenn die Stunde meines Besuchs eine andere war, so hatte dies seinen Grund in der von Allen begriffenen Nothwendigkeit, die Begegnung mit einem von Mr. Sherwin's Freunden so viel als möglich zu meiden.

Jene Stunden des Tages oder des Abends, welche ich Margarethen widmete, verflossen nur selten in der wonnigen Unthätigkeit der Liebe. Nicht zufrieden, mir bei unsrer ersten Unterredung alle Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche seine Tochter besaß, aufgezählt zu haben, versäumte Mr. Sherwin auch später keine Gelegenheit, sich mit eitler Selbstgefälligkeit über diesen Gegenstand zu verbreiten, und er nöthigte sogar Margarethen, mir eine Probe von ihren Sprachkenntnissen zu geben, wobei er niemals verfehlte, uns daran zu erinnern, daß ihm dies Alles ein schönes Stück Geld gekostet habe.

Eine dieser Gelegenheiten war es, wo mir der Gedanke einkam, mir selbst neue Freuden in Margarethens Gesellschaft zu schaffen, indem ich sie die Literatur, deren Studium augenscheinlich bis jetzt für sie eine ihr aufgezwungene Aufgabe gewesen, richtig verstehen und Geschmack daran finden lehrte.

Meine Phantasie freute sich im Voraus bei dem Gedanken an die Zeit, die wir auf diese Weise verbringen würden. Es schien mir, als begännen wir noch ein Mal die Geschichte Abälard's und Heloisens und würden für uns den romantischen und poetischen Zauber aufleben lassen, unter dessen Herrschaft die unsterblichen Studien dieser Liebenden begonnen hatten, ohne zu fürchten, daß dieselben Schatten des Verbrechens und des Unglücks das Ende verdunkeln und beschmutzen würden.

Eben so stellte ich mir auch ein ganz besonderes Ziel, indem ich die Leitung von Margarethens Studien in meine eigne Hand zu nehmen wünschte. Sobald das Geheimniß meiner Vermählung offenbart werden konnte, war mein Stolz nicht wenig dabei interessirt, daß die schönen Eigenschaften meiner Gattin die Umwege rechtfertigten, welche ich eingeschlagen, um in ihren Besitz zu gelangen. Ganz besonders meinem Vater gegenüber wollte ich, daß ihr kein anderer Vorwurf zu machen wäre als der ihrer Geburt – ein armseliges Argument des verletzten Stolzes, und daß durch die Ausbildung ihres Geistes eben so wie durch so viele andre kostbare Gaben der Natur, sie ihm würdig erschiene, einen der ersten Plätze unter den Frauen der Gesellschaft einzunehmen.

Dieser Gedanke ließ mich meinen Plan lieb gewinnen. Ohne Verzug begann ich diese neuen freudenreichen Pflichten zu erfüllen und setzte sie mit einem Eifer fort, der niemals auch nur einen einzigen Augenblick lang erkaltete.

Giebt es wohl unter allen Genüssen, welche ein Mann in der Gesellschaft einer Dame, die er liebt, findet, einen höheren als den, gemeinschaftlich ein und dasselbe Buch zu lesen? In welchem andern Falle bestehen die süßen Vertraulichkeiten der reizendsten Intimität so lange, ohne eintönig zu werden? Wann treten sie freier zu Tage und wann tauschen sie sich natürlicher und rechtzeitiger aus?

Die Abende vergingen daher einer glücklicher als der andere mit dem, was Margarethe und ich unsre Lectionen nannten. Niemals hatten Lectionen in der Literatur so große Aehnlichkeit mit Lectionen in der Liebe. Am häufigsten lasen wir die leichte Poesie der Italiener. Wir studirten die in der Sprache der Liebe geschriebene Poesie der Liebe.

Was jedoch meinen Plan in Bezug auf praktischen Nutzen betraf, indem ich Margarethens Intelligenz zu bereichern und immer mehr auszubilden gedachte, so ward ich unmerklich gezwungen, darauf zu verzichten, denn trotz meines Willens sah ich ein, daß meine Mühe vergebens war.

Das Wenige, was ich in Bezug auf ernsten Unterricht versuchte, hatte nur sehr armselige Resultate. Vielleicht ward der Lehrer all zu sehr durch den Liebhaber in den Hintergrund gedrängt. Vielleicht hatte ich die Fähigkeiten, die ich auszubilden gedachte, zu hoch angeschlagen; aber ich untersuchte damals nicht genau, worin der Fehler eigentlich lag. Ich gab mich ohne Rückhalt dem Wonnegeföhle hin, mit Margarethen ein und dasselbe Buch

zu lesen, und bemerkte niemals und wünschte nicht zu bemerken, daß ich es war, der langsamer las, während ich Margarethen nur die Erklärung einer sehr kleinen Zahl leichter Stellen versuchen ließ.

Zum Glücke für meine Geduld war während dieser von Mr. Sherwin festgesetzten Prüfungszeit gewöhnlich seine Gattin beauftragt, in dem Zimmer zu bleiben, wo wir uns befanden. Niemand hätte diese undankbaren Pflichten der Ueberwachung auf tactvollere und zartfühlendere Weise zu erfüllen gewußt als sie. Sie hielt sich immer so weit von uns entfernt, daß sie nicht hören konnte, was wir einander zu murmelten. Selten überraschten wir sie dabei, daß sie uns auch nur angesehen hätte. Sie besaß das Geheimniß, ganze Stunden in einem und demselben Winkel des Zimmers sitzen bleiben zu können, ohne jemals ihre Position zu ändern, ohne sich mit irgend einer Arbeit zu beschäftigen, ohne ein Wort zu sprechen oder einen Seufzer hören zu lassen.

Bald entdeckte ich jedoch, daß sie in diesem Augenblicke nicht, wie ich anfangs gedacht, in ihre Betrachtungen, sondern in eine seltsame geistige und körperliche Lethargie versunken war, gleich jener Schlafsucht und allgemeinen Erschlaffung, welche die ersten Stunden der Genesung nach einer langen Krankheit zu begleiten pflegt.

Dabei blieb ihr Zustand immer derselbe und ward niemals besser oder schlimmer. Oft redete ich sie an und bemühte mich, ihr Theilnahme zu beweisen und ihr

Vertrauen und ihre Freundschaft zu gewinnen. Die arme Frau war auch stets dankbar dafür und sprach stets freundlich, aber nur kurz mit mir. Niemals sagte sie mir, worin ihre Leiden oder ihre Kümernisse bestanden.

Die Geschichte dieser einsamen Existenz, welche langsam dem Verlöschen entgegenging, war ein undurchdringliches Geheimniß für ihre eigne Familie, für ihren Gatten und für ihre Tochter eben so wie für mich. Es war ein Geheimniß zwischen ihr und Gott.

Man wird leicht begreifen, daß ich mit einer Wächterin, wie Mistreß Sherwin, keinem zu harten Zwange unterworfen war. Ihre Gegenwart als dritte Person, mit dem Auftrage, uns nicht aus den Augen zu verlieren, vermochte nicht, die kleinen Liebkosungen zu hindern, die wir während der Abendlection einander bewiesen. Dennoch aber machte sie sich hinreichend bemerkbar, so daß diese Liebkosungen immer den Charakter verstohlener und gestohlener Freuden behielten und aus diesem Grunde nur um so kostbarer wurden. Mistreß Sherwin wußte niemals, und ich selbst erfuhr erst später, wie sehr meine Geduld während dieses Prüfungsjahres ihren Grund in ihrem Benehmen hatte, während sie mit Margarethen und mir in demselben Zimmer saß.

In der Einsamkeit, in welcher ich jetzt, wo ich dies schreibe, lebe, und im Schoße dieses neuen Lebens, welches auf das Leben todter Hoffnungen und Freuden gefolgt ist, versetze ich mich in Gedanken oft in die Zeit jener Abende in der Nordvilla und dann schaudre ich.

In diesem Augenblicke sehe ich das Zimmer wieder wie in einem Traume, mit dem kleinen runden Tische, der Schirmlampe und den vor uns aufgeschlagenen Büchern. Margarethe und ich sitzen dicht neben einander. Ihre Hand ruht in der meinen. Mein Herz pocht an dem ihrigen. Liebe, Jugend und Schönheit – dieses so leicht verwelkende Kleeblatt, welches diese Welt anbetet – sind hier in diesem von mildem Lampenschimmer erleuchteten Zimmer gegenwärtig, aber wir sind nicht allein.

Dort in dem ernsten und düstersten Theile des Zimmers sitzt eine einsame Gestalt in der unbeweglichen Haltung des Kummers. Es ist eine Frauengestalt, aber wie gebeugt und niedergedrückt! Ein Frauengesicht, aber starr und leichenhaft; Augen, welche in den leeren Raum hineinschauen, Lippen, in welchen keine Faser zuckt, Wangen, welche das Blut nicht röthet und die nie wieder von dem frischen Incarnate der Gesundheit und Freude beseelt werden sollen.

Doch, ich entferne mich von meiner Aufgabe.

Ich muß meine Erzählung wieder aufnehmen, obschon ich tastend meinen Weg im Finstern zu suchen beginne.

Der theilweise Zwang und eine gewisse Verlegenheit in Manieren und Sprache, die anfangs durch die Seltsamkeit des Fußes verursacht ward, auf welchem meine Gattin und ich lebten, traten in Folge meiner häufigen Besuche in der Nordvilla allmählich in den Hintergrund.

Es dauerte nicht lange, so sprachen wir gegenseitig mit jener ungezwungenen Freimüthigkeit, welche die Frucht des längern Umgangs ist.

Margarethe machte gewöhnlich von ihrem Talente für die Conversation bloß Gebrauch, um das meinige dadurch zu wecken. Niemals ward sie müde, mich auf das Kapitel meiner Familie zu bringen. Sie hörte mir aufmerksam zu und gab ihr Interesse auf die lebhafteste Weise zu erkennen, wenn ich von meinem Vater, meiner Schwester oder von meinem Bruder erzählte.

Jedes Mal aber, wo sie in Bezug auf eine dieser Personen das Wort an mich richtete, geschah es, um mich zu bewegen, von Dingen zu sprechen, die weniger ernsthaft waren als der Charakter. Ihre Fragen bezogen sich stets auf die äußere Erscheinung, auf die täglichen Gewohnheiten, auf die Toilette, auf Bekanntschaften, auf die Dinge, für welche Geld ausgegeben ward, und andere dergleichen Gegenstände mehr.

So hörte sie mir z. B. allemal sehr aufmerksam zu, wenn ich ihr von dem Charakter meines Vaters und von den Principien und Vorurtheilen erzählte, welche sein Leben regelten. Sie zeigte sich vollkommen geneigt, die Lehren zu benutzen, die ich ihr im Voraus über die Zurückhaltung gab, die sie zeigen sollte, wenn er ihr vorgestellt werden würde.

Es war dies überhaupt ein Gegenstand, auf welchen ich sehr häufig zurückkam, denn zuweilen ertappte ich mich dabei, daß ich wirklich die Hoffnungen hegte, die ich in Bezug auf die Vorstellung meiner Gattin aussprach.

Bei diesen Gelegenheiten aber interessirte es sie mehr, zu erfahren, wie viel Diener mein Vater hielte, ob er oft an den Hof ginge, wie viel Lords und Ladies er kannte,

wie er sich gegen seine Diener benahm, wenn diese ein Versehen begingen, ob er jemals unwillig auf seine Kinder sei, wenn sie Geld von ihm verlangten, und ob er meiner Schwester eine bestimmte Summe zu ihren Toiletteausgaben gewähre.

So oft ferner unsre Conversation sich um Clara drehte, wenn ich anfang von ihrer Güte, von ihrer Sanftmuth von ihren zarten Aufmerksamkeiten und den einfachen Manieren zu sprechen, welche alle Herzen gewannen, konnte ich sicher sein, unmerklich zu einer Abschweifung über ihren Wuchs, ihr Gesicht, ihren Teint und ihre Toilette verleitet zu werden.

Dieser letztere Gegenstand interessirte Margarethen namentlich, und sie ward nicht müde, zu fragen, wie Clara sich des Morgens kleide, wie sie sich coiffüre, welche Nachmittagstoilette sie mache, ob sie sich für ein großes Diner anders costümire als für einen Ball, welche Farben sie am meisten liebe, wer ihr Friseur sei, ob sie viel Schmuck trage, was sie vorzugsweise in das Haar stecke, ob sie Blumen eleganter fände als Perlen, wie viel neue Toiletten sie jährlich anschaffe und ob sie eine Dienerin speciell für sich habe.

Dann wollte sie auch wissen, ob sie einen eignen Wagen habe, welche Damen ihr bei ihren Besuchen in der Gesellschaft als Begleiterinnen dienten, ob sie den Tanz liebe, welche Tänze in den Soiréen der vornehmen Welt jetzt Mode wären, ob die jungen Damen der höhern Gesellschaft viel Fleiß auf das Pianofortespiel verwendeten, wie viele Bewerber meine Schwester schon gehabt, ob sie

auch bei Hofe empfangen werde wie mein Vater, was sie von den Herren spräche und was diese über sie äußerten, ob, wenn sie mit einem Herzoge spräche, dieser ihr einen Stuhl oder ein Glas Eis böte und gegen sie überhaupt die Pflichten der Courtoisie erfülle, welche die Herren gewöhnlich den Damen der Gesellschaft gegenüber auf sich nehmen.

Meine Antworten auf diese und hundert ähnliche Fragen wurden von Margarethen mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit angehört. Ueber das beliebtes Thema der Toilette Clara's waren meine Antworten für sie eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Sie gefiel sich darin, mich siegreich aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn ich mich bei Beschreibung von Shawls, Kleidern und Hüten unbeholfen ausdrückte, und lehrte mich, der Sprache der Modewaarenhändler gemäß, die Ausdrücke, deren ich mich hätte bedienen sollen. Ihre triumphirende Miene, ihr ernst komischer Ton, wenn sie mich in diesen Dingen belehrte, entzückten mich.

Zu jener Zeit dünkte jedes Wort, welches sie sprach, wie unbedeutend und nichtssagend es auch sein mochte, meinen Ohren die süßeste Musik zu sein. Nur durch die bittere Erfahrung, welche ich später erlangte, lernte ich ihre Conversation analysiren. Zuweilen, wenn ich nicht bei ihr war, faßte ich den Gedanken, ihre mädchenhafte Neugier auf ein edleres Ziel zu lenken; sobald ich sie aber wieder sah, entschwand dieser Gedanke und ich fand schon genug Genuß darin, sie sprechen zu hören, ohne weiter zu überlegen, weißhalb und was sie sprach.

Dies waren die Tage, welche für mich in Glück und Gedankenlosigkeit verfloßen, während meine Brust sich im hellen Sonnenscheine der Liebe erweiterte. Meine Augen waren geblendet und dadurch ward mein Verstand eingeschläfert. Ein oder zwei Mal schien eine drohende Wolke Alles um mich her erkälten und verdüstern zu wollen, aber sie zerrann wieder und die Sonne brach wieder hervor und war für mich dieselbe wie vorher.

ZWEITES KAPITEL.

Der erste Vorfall, welcher die ruhige Gleichförmigkeit des Lebens in der Nordvilla unterbrach, war folgender:

Eines Abends, als ich in den Salon trat, fand ich hier nicht Mistreß Sherwin, sondern zu meinem großen Aerger ihren Gatten, der sich für diesen Abend hier festsetzen zu wollen schien. Er schien in einiger Aufregung zu sein, und die ersten Worte, mit welchen er mich anredete, waren:

»Denken Sie sich nur – Mr. Mannion ist wieder da! Er ist wenigstens zwei Tage eher zurückgekommen, als ich ihn erwartete.«

Zunächst fühlte ich mich versucht zu fragen, wer Mr. Mannion sei und in welcher Beziehung seine Rückkunft meine Person interessiren könne; beinahe in demselben Augenblicke aber besann ich mich, daß Mr. Mannion's Name schon bei meiner ersten Unterredung mit Mr. Sherwin erwähnt worden war. Gleichzeitig versuchte ich mir das Portrait zurückzurufen, welches man mir von ihm entworfen.

Man hatte mir ihn als Mr. Sherwin's Geschäftsführer oder Buchhalter und als einen Mann von etwa vierzig Jahren geschildert, welcher einen hohen Grad von Bildung besäße und Margarethen bei der Fortsetzung der in dem Pensionat begonnenen Studien an die Hand gegangen sei.

Mehr wußte ich über ihn nicht, und meine Neugier trieb mich auch nicht, aus Mr. Sherwin's Munde mehr zu erfahren.

Margarethe und ich setzten uns wie gewöhnlich an den Tisch und nahmen unsere aufgeschlagenen Bücher zur Hand. Ich bemerkte etwas Lebhaftes und Aufgeregtes in dem Empfange, den sie mir angedeihen ließ. Als wir anfangen, zu lesen, gab sie alle Minuten Beweise von auffallender Zerstretheit, und mehrmals drehte sie sich nach der Thür herum. Mr. Sherwin ging fortwährend im Zimmer auf und ab, und blieb ein einziges Mal stehen, um mir mitzuthemen, daß Mr. Mannion noch denselben Abend ihn besuchen würde und daß er nichts mir Unangenehmes zu thun hoffe, wenn er mich einem Manne vorstelle, der ganz wie ein Mitglied der Familie betrachtet und mir wegen seiner literarischen Bildung ganz gewiß gefallen werde.

Ich fragte mich im Stillen, was für ein ganz außerordentlicher Mann dieser Mr. Mannion sein müsse, daß seine Ankunft in dem Hause seines Principals eine solche Sensation hervorrief. Ich flüsterte Margarethen leise einige Worte hierüber zu; sie begnügte sich jedoch, auf ein wenig verlegene Weise zu lächeln und antwortete Nichts.

Endlich ließ der Ton der Klinge! sich vernehmen. Margarethe zuckte ein wenig zusammen. Mr. Sherwin setzte sich und suchte eine würdevolle Haltung anzunehmen. Die Thür öffnete sich und Mr. Mannion trat ein.

Mr. Sherwin empfing seinen Buchhalter, indem er in seinen Worten die Autorität des Herrn affectirte; aber sein Ton und seine Manieren standen mit dieser studirten Sprache in Widerspruch. Margarethe erhob sich rasch und setzte sich auf nicht weniger schnelle Weise wieder, während Mr. Mannion ihr ehrerbietig die Hand reichte und die gewöhnlichen Fragen der Höflichkeit an sie richtete. Hierauf ward er mir vorgestellt, während Margarethe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter ging, um sie herunterzuholen.

Während ihrer Abwesenheit konnte ich meine Aufmerksamkeit ganz nach Belieben auf diesen Mr. Mannion richten. Ich empfand, indem ich ihn ansah, ein Gefühl von Neugier, gemischt mit einem Interesse, welches ich mir anfangs kaum zu erklären vermochte.

Wenn außerordentliche Regelmäßigkeit der Züge für sich allein hinreicht, um die Schönheit eines männlichen Gesichts auszumachen, so war Mr. Sherwin's Buchhalter sicherlich einer der schönsten Männer, die ich jemals gesehen. Abgesehen von dem Kopfe, der hinten wie vorn ein wenig zu breit war, zeigte sein ganzer Wuchs die vollkommenste Symmetrie.

Der obere Theil des Kopfes war kahl, glatt und massiv wie Marmor. Seine hohe Stirn und seine schmalen

Augenbrauen besaßen ebenfalls die Festigkeit und Unbeweglichkeit des Marmors, während sie auch nicht weniger kalt zu sein schienen. Ausgenommen wenn er sprach, waren die feingeschnittenen Lippen gewöhnlich fest geschlossen und so ruhig und unbeweglich, als wenn der Hauch des Lebens nicht zwischen ihnen aus- und einginge. Ohne diese kahle Stirn aber und ohne das ergrauende Haar, welches sich an seinem Hinterhaupte und zu beiden Seiten des Kopfes zeigte, wäre es unmöglich gewesen, nach seinem Aeußern auf sein Alter zu schließen, ohne sich wenigstens um zehn Jahre zu irren.

Von dieser Art war die äußere Erscheinung Mr. Mannon's; aber dabei entdeckte ich auf seinem Gesichte keinen Ausdruck und in seinen Zügen keinen Abglanz der unsterblichen Seele.

Niemals hatte ich ein Gesicht gesehen, welches so sehr wie das seine aller physiognomischen Conjecturen spottete. Es sagte Nichts von seinen Gedanken, wenn er sprach, Nichts von seinem moralischen Charakter, wenn er schwieg. Seine hellen durchsichtigen grauen Augen waren den Bemühungen des Beobachters, ihn zu durchschauen, nicht förderlich. Sie bewahrten unabänderlich einen festen, geradeausgehenden Blick, der für Margarethen ganz genau derselbe war wie für mich, und für Mr. Sherwin derselbe wie für dessen Gattin, mochte er nun plaudern oder schweigen, mochte er von gleichgültigen oder von ernstern Dingen sprechen.

Wer war er? Wovon lebte er? Seinen Namen, seinen Beruf zu nennen, wäre eine sehr ungenügende Antwort

auf diese Frage gewesen. War seine Natur so kalt, daß sie durch Nichts in Bewegung gesetzt werden konnte? Oder hatte eine gewaltige Leidenschaft das Leben in ihm so vollständig vernichtet, daß nur diese todte Hülle übrig geblieben war?

Hier öffnete sich ein weites Feld für Muthmaßungen. Es war auf den bloßen Anblick hin unmöglich zu bestimmen, ob er ein kaltes oder feuriges Temperament hatte, und ob seine Intelligenz sich der Beobachtung oder dem Nachdenken zuneigte. Man hatte in ihm ein undurchdringliches, alles Ausdrucks entkleidetes Gesicht vor sich, ohne daß es deßhalb Nichts sagend gewesen wäre – ein lebendiges Räthsel, welches weder mit den Augen noch mit dem Verstande gelöst werden konnte – eine Außenseite, die Etwas verbarg – aber war es Tugend oder Laster?

Sein durchaus schwarzes Costüm erhöhete noch diesen Ausdruck von Verschlossenheit und Undurchdringlichkeit.

Was seinen Wuchs betraf, so war derselbe mehr als Mittelstatur. Nur durch seine Manieren schien er Etwas für die Beobachtung Anderer zu liefern. In Rücksicht auf den Posten, den er bekleidete, verrieth seine Haltung, so discret sie auch war, einen Mann, der nicht an seinem rechten Platze war. Er besaß jene vollkommene und ruhige Ungezwungenheit eines Mannes vom besten Tone. Er bewahrte seine elegante höfliche Haltung, ohne ein

einziges Mal Dünkelhaftigkeit zu verfallen. Seine Sprache war bestimmt und präcis wie seine Geberde, ohne daß er deswegen anmaßend oder dreist erschien.

Ehe ich noch fünf Minuten in seiner Gesellschaft zugebracht, war ich überzeugt, daß er von seinem eigentlichen socialen Standpuncte auf den, welchen er jetzt einnahm, *herab* gestiegen war.

Als er mir vorgestellt ward, verneigte er sich, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn er mit Mr. Sherwin sprach, war seine Stimme beinahe eben so monoton als sein Gesicht, besaß aber dabei entschiedenen Wohlklang. Er sprach besonnen, ruhig und langsam, aber ohne, wie so viele Leute, die dies thun, gewisse Worte mit besonderem Nachdrucke hervorzuheben und ohne im Bezug auf die Wahl der Ausdrücke lange unschlüssig zu sein.

Als Mistreß Sherwin eingetreten war, begann ich diese in ihrem Benehmen gegen den Buchhalter ihres Gatten zu beobachten. Als er sich ihr näherte und ihr einen Stuhl bot, konnte sie ein leichtes krampfhaftes Zusammenfahren nicht verbergen. Als er sich nach ihrer Gesundheit erkundigte, antwortete sie ihm, ohne ihn ein einziges Mal anzusehen. Ihre Augen blieben vielmehr während dieser ganzen Zeit auf Margarethen und auf mich mit einem Ausdrücke von Schwermuth und Trauer geheftet, der seit jenem Tage oft wieder in meiner Erinnerung aufgetaucht ist. In Gegenwart ihres Gatten schien die arme Frau stets mehr oder weniger in Furcht zu sein; vor Mr. Mannion aber war sie geradezu wie von eisigem Erstarren ergriffen.

Mit Einem Worte, schon bei dieser ersten Unterredung, während welcher ich Muße hatte, diesen sogenannten Buchhalter in der Nordvilla zu beobachten, war ich überzeugt, daß er hier der Herr sei; aber ein Herr, der sich auf gemessene und discrete Weise zu benehmen wußte. Er stellte sich die Aufgabe, Nichts von dieser Ueberzeugung durchblicken zu lassen; aber die Wahrheit offenbarte sich durch die Blicke und die Manieren seines Principals und der Familie desselben, jetzt, wo er an einem und demselben Tische mit ihm saß. Die Augen Margarethens befragten die seinigen weit öfter als die ihrer Eltern; aber Mr. Mannion beobachtete gegen sie durchaus nicht dasselbe Verfahren, denn er sah sie nur an, wenn die gewöhnliche Höflichkeit es durchaus verlangte.

Wenn mir Jemand vorhergesagt hätte, daß ich meine gewöhnlichen Abendbeschäftigungen mit meiner jungen Gattin aussetzen würde, um den Mann, der eben die Ursache dieser Unterbrechung war – noch dazu Mr. Sherwin's Buchhalter! – besser zu beobachten, so würde ich eine solche Voraussetzung verlacht haben.

Aber dennoch war dem so. Unsere Bücher lagen auf dem Tische unbeachtet von mir, vielleicht auch unbeachtet von Margarethen, und zwar blos um Mr. Mannion's willen.

Die Conversation spottete, wenigstens während dieses ersten Beisammenseins, meiner Neugier eben so vollständig als sein Gesicht. Ich bemühte mich, ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete mir – und dies war Alles – in den anständigsten und ehrerbietigsten Redensarten,

und drückte sich auf sehr verständliche, aber dabei auf sehr lakonische Weise aus.

Nachdem Mr. Sherwin ihm ein Langes und Breites über die Speculation vorgeschwatzt, weißwegen er ihn nach Lyon geschickt, um einen Einkauf von Seidenwaaren zu machen, richtete er im Bezug auf Frankreich und die Franzosen einige Fragen an ihn, die augenscheinlich von der lächerlichsten Unkenntniß dieses Landes und seiner Bewohner eingegeben wurden.

Mr. Mannion berichtigte seine Irrthümer, erlaubte sich aber Nichts weiter. Es lag dabei in seiner Stimme nicht der mindeste sarkastische Ton, und sein Blick widerlegte den Verdacht heimlichen Spottes.

Wenn wir unter uns sprachen, nahm er nicht Theil an der Conversation, sondern wartete ruhig und ohne seinen Platz zu verlassen, bis eine fernerweite Frage direct an ihn gerichtet würde. Es tauchte nun ein unklarer Argwohn auf, der mir selbst in der Zeit, wo ich seinen Charakter zu studiren suchte, als Zielpunct diente, und oft drehete ich mich rasch nach ihm herum, um zu sehen, ob er mich ansähe; aber niemals ertappte ich ihn dabei.

Seine so wenig lebhaften grauen Augen waren weder auf mich noch auf Margarethen geheftet, sondern am häufigsten auf Mistreß Sherwin, die aber diesen Blick niemals auszuhalten vermochte.

Nachdem er ein wenig über eine halbe Stunde geblieben, erhob er sich, um wieder fortzugehen. Während Mr. Sherwin sich vergebens bemühte, ihn zu bestimmen, noch länger zu bleiben, lenkte ich meine Schritte nach

dem runden Tische am andern Ende des Zimmers, auf welchem das Buch lag, in welchem Margarethe und ich uns vorgenommen hatten, diesen Abend zu lesen.

Ich stand an diesem Tische, als Mr. Mannion auf mich zukam, um Abschied von mir zu nehmen.

Sein Blick heftete sich auf das Buch, welches ich in der Hand hielt, und er sagte mir in einem Tone, der zu leise war, um an dem andern Ende des Zimmers gehört werden zu können:

»Ich will nicht fürchten, daß ich Sie heute Abend in Ihren Beschäftigungen gestört habe, Sir. Mr. Sherwin, welcher überzeugt ist von dem Interesse, welches ich nothwendig an Allem nehme, was die Familie eines Principals betrifft, dem ich seit so langen Jahren diene, hat mich im Vertrauen – und ich weiß, welche Verschwiegenheit mir dieses Vertrauen zur Pflicht macht – von Ihrer Vermählung mit seiner Tochter und von den eigenthümlichen Umständen unterrichtet, unter welchen diese Heirath geschlossen worden ist. Ich hoffe, daß es mir gestattet sein wird, Sir, dieser jungen Dame zu der Veränderung ihres Standes und zu den neuen Quellen intellectueller Freuden, welche Sie ihr erschließen werden, Glück zu wünschen.«

Er verneigte sich und zeigte mit dem Finger auf das Buch, welches ich mittlerweile auf den Tisch gelegt hatte.

»Ich glaube, Mr. Mannion,« sagte ich, »daß ich Ihnen viel Dank für den Beginn und die Leitung der Studien schuldig bin, auf welche Sie, wie ich vermuthe, eben anspielten.«

»Ich bin stets bemüht gewesen, Sir, mich meinem Principale hier wie überall, wo ich ihm habe dienen können, nützlich zu machen.«

Er verneigte sich abermals, indem er diese Worte sprach, und verließ dann den Salon, während Mr. Sherwin ihm folgte und in dem Nebenzimmer noch einige Worte mit ihm sprach.

Was hatte er zu mir gesagt? blos einige höfliche in sehr ehrerbietigem Tone gesprochene Worte.

Diesen wenigen Worten ward weder durch eine besondere Betonung noch durch einen Blick eine hervortretende Bedeutung gegeben. Vielleicht hatte er, indem er sie sprach, nur noch ein wenig mehr Phlegma und Ruhe gezeigt, als ich bis jetzt an ihm bemerkt; aber dies war Alles.

Dennoch aber begann ich in dem Augenblicke, wo er mir den Rücken wendete, über seine Worte nachzudenken, als ob sie einen verborgenen Sinn enthielten, der mir anfänglich entgangen sei, und mir so viel als möglich seine Stimme und seine Geberde wieder zu vergegenwärtigen, um dadurch zur Entdeckung des wirklichen Sinnes geleitet zu werden. Ich fühlte in mir eine lebhaftere Neugier im Bezug auf diesen Mann erwachen. Es war, wie ich so eben gefunden, unmöglich, seinen Charakter an irgend einem Zeichen, sei es nun in der Physiognomie, sei es in der Conversation, zu erkennen.

Ich befragte Margarethen hierüber. Sie konnte mir auch nicht viel mehr sagen, als ich schon wußte. Er war stets gefällig gewesen; er hatte ihr eine Menge Dienste

zu leisten gewußt; er war ein gewandter Mann, der eine Conversation lange im Gange zu erhalten verstand, wenn er sonst wollte, und er hatte sie im Studium der Sprachen und der fremden Literaturen in Einem Monate mehr Fortschritte machen lassen, als sie im Pensionat innerhalb eines ganzen Jahres gemacht hatte.

Während sie mir dies sagte, achtete ich kaum auf den mürrischen Ton ihrer Worte und auf die Hast, mit der sie ihre Bücher und ihre Arbeit auf dem Tische zurechtlegte.

Mistreß Sherwin zog meine Aufmerksamkeit noch mehr auf sich. Ich war überrascht, zu sehen, wie ihr Körper, sobald Margarethe sprach, sich vorwärts bog und wie ihre Augen sich auf ihre Tochter hefteten, und zwar mit einem Grade von Energie, den man der sonst so schwachen und passiven Frau nicht zugetraut hätte.

Ich dachte eben daran, sie ebenfalls über Mr. Mannion zu befragen; in diesem Augenblicke aber trat Mr. Sherwin in das Zimmer, und nun suchte ich mir durch diesen mehr Auskunft zu verschaffen.

»Ja, ja,« rief Mr. Sherwin, indem er sich mit triumphirender Miene die Hände rieb, »ich wußte wohl, daß Mannison Ihnen gefallen würde. Ich hatte es Ihnen wohl gesagt. Sie werden sich erinnern, daß ich es Ihnen schon vor seinem Besuche sagte. Er ist ein interessanter Mann, ein sehr interessanter Mann, nicht wahr?«

»Ich kann weiter Nichts behaupten, als daß ich in meinem ganzen Leben noch kein Gesicht gesehen habe, welches die entfernteste Aehnlichkeit mit dem seinigen hätte. Ihr Buchhalter, Mr. Sherwin, ist ein lebendiges Räthsel welches ich nicht lösen kann. Margarethe wird mir, fürchte ich, dabei auch nicht sehr förderlich sein können. Als Sie eintraten, stand ich eben im Begriffe, zu Mistreß Sherwin meine Zuflucht zu nehmen, um vielleicht von dieser ein wenig Beistand zu erlangen.«

»O, thun Sie das nicht, denn Sie würden sich in Ihrer Erwartung täuschen. Meine Frau scheint sich in seiner Gesellschaft nicht sehr wohl zu fühlen, und wenn ich erwäge, wie sie sich gegen ihn benimmt, so wundere ich mich, daß er so höflich gegen sie sein kann.«

»Das mag sein; aber können denn Sie selbst, Mr. Sherwin, meine Neugier im Bezug auf diesen Mann befriedigen?«

»Ich kann Ihnen sagen, daß es in ganz London kein Handelshaus giebt, welches einen solchen Buchhalter und Disponenten besitzt, wie dieser ist. Er ist mein Factotum, meine – meine rechte Hand, mit Einem Worte, und auch meine Linke Hand, so viel Dienste leistet er mir. Er versteht meine Art, Geschäfte zu machen, ausgezeichnet und ist im Abschließen eines Handels unübertrefflich. Er würde schon wegen der Art und Weise, auf welche er die jüngeren Commis zu schulen weiß, so viel Gold werth sein als er schwer ist. Die armen Teufel! Sie scheinen nicht zu wissen, wie er es macht, aber er besitzt eine ganz besondere Manier, sie mit seinem kalten

Auge anzusehen, vor welchen sie sich, glaube ich, mehr fürchten als vor Deportation und Galgen. Sie können mir auf mein Ehrenwort glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß er, seitdem er bei mir ist, nicht einen einzigen Tag krank gewesen ist und auch nicht ein einziges Versehen begangen hat. Stets mit Ruhe, Festigkeit und Pünktlichkeit zu Werke gehend, ist er in der Arbeit unverwüstlich. Und wie dienstfertig und gefällig ist er auch außerhalb des Geschäfts! Ich brauche bloß zu ihm zu sagen: ›Margarethen ist aus dem Pensionat wieder da – sie hat Ferien,‹ oder: ›Wir haben uns vorgenommen, Margarethen die Hälfte des Jahres zu Hause zu behalten – was ist zu thun, damit sie nicht der Frucht ihrer Lectionen verlustig gehe; denn ich kann weder eine Gouvernante bezahlen – ein schlechtes Unterrichtssystem ist das der Gouvernanten – noch sie länger in der Pension lassen,‹ und sofort entreißt sich Mannion seinen Büchern und seinem stillen Kamine, an welchem er seine Abende zuzubringen pflegt. O, es ist Etwas, denke ich, für einen Mann von seinem Alter, ohne weitere Entschädigung den Lehrer zu machen, und zwar einen Lehrer von erster Qualität. Das nenne ich einen Juwel besitzen, und dennoch und trotz der vielen Jahre, die er bei uns verlebt hat, ist meine Frau fortwährend mürrisch und unfreundlich gegen ihn. Ich möchte wissen, was für einen Grund sie dazu hätte – ich bin überzeugt, sie wird keinen angeben können.«

»Wissen Sie denn, wo er beschäftigt gewesen ist, ehe er zu Ihnen kam?«

»Ah, da haben Sie den delikaten Punct berührt. In dieser Beziehung haben Sie allerdings Recht, wenn Sie von Räthsel und Geheimniß sprechen. Sie wollen wissen, was er gemacht hat, ehe er mit mir in Verbindung trat? Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Er kam zu mir mit der Empfehlung und Bürgschaft eines hochgestellten Mannes, dessen ehrenwerther Charakter offenkundig ist wie der Tag. Ich hatte in meinem Geschäfte einen Posten vacant und nahm ihn auf Probe. Sehr bald erkannte ich seinen Werth. Ich verstehe mich ein wenig darauf, meine Leute zu beurtheilen. Ehe ich mich an dieses ganz eigenthümliche Gesicht, welches er den Leuten zeigt, an seine gemessenen Manieren und Alles dergleichen gewöhnen konnte, empfand ich den lebhaften Wunsch, mehr von ihm zu wissen. Zu diesem Zwecke wendete ich mich an seinen Freund, an denselben, der mir ihn empfohlen. Dieser konnte mir aber auch keine Aufklärung geben und ich erhielt von ihm bloß die Zusicherung, daß sein Schützling das vollständigste Vertrauen verdiene. Eines Tages ging ich nun geraden Weges auf das Ziel los und befragte Mannion selbst über seine Vergangenheit. Er antwortete mir, er habe Gründe, Niemanden von seinen Familienangelegenheiten zu unterrichten; weiter erfuhr ich Nichts. Sie kennen nun seine Art und Weise, und er hat seit dieser Zeit unausgesetzt verstanden, mir im Bezug auf solche Fragen den Mund zu verschließen. Ich wollte nicht gern mich der Gefahr aussetzen, den besten Gehilfen, den man haben kann, zu verlieren, daß ich weiter in ihn dränge, um seine Geheimnisse zu erfahren. Mit

den Geschäften und mit mir hatten diese ja Nichts zu schaffen, und deßhalb that ich meiner Neugier Zwang an. Ich weiß demnach über ihn weiter Nichts, als daß er meine rechte Hand und der ehrlichste Mann ist, der jemals Gottes Erdboden betreten hat. Und wenn er der verkappte Großmogul wäre, so würde ich mich weiter nicht darum kümmern. Vielleicht haben Sie, mein lieber Freund, das große Talent, zu erforschen, was er verbergen will; ich meines Theils verzichte darauf.«

»Nach Dem, was Sie mir da gesagt haben, Mr. Sherwin, glaube ich, daß ich auch nicht mehr Glück haben würde als Sie.«.

»Hm! das weiß ich weiter nicht. Es giebt mitunter sonderbare Möglichkeiten, wissen Sie. Jedenfalls werden Sie sehr oft Gelegenheit haben, ihn zu sehen. Er wohnt hier ganz in der Nähe und wir sehen ihn beinahe alle Abende. Wir haben unsere festbestimmten Stunden, um von Geschäften zu sprechen, und außerdem kommt er auch oft hier herauf, um ein wenig mit mir zu plaudern. Wir betrachten ihn als Familienglied; begegnen Sie auch ihm als einem solchen und sehen Sie zu, daß er sich gegen Sie so vertraulich als möglich ausspricht. Ja, ja, liebe Frau, schmolle wie Du willst. Ich sage nochmals, er gehört zur Familie. Früher oder später werde ich ihn zu meinem Associé machen, und dann wirst Du Dich an ihn gewöhnen müssen, magst Du wollen oder nicht.«

»Noch eine einzige Frage: Ist er verheirathet?«

»Nein, er ist Garçon – ein alter solider Junggeselle. Die Damen würden sich umsonst bemühen, ihn in ihr Netz locken zu wollen.«

Während dieses ganzen Zwiegesprächs hatte Mistreß Sherwin uns mit der ernstesten und aufmerksamsten Miene betrachtet, die ich bis jetzt an ihr bemerkt. Sogar ihre krankhafte Erschlaffung schien der lebendigsten Neugier zu weichen, sobald von Mr. Mannion die Rede war. Vielleicht vertrat hier ihre Antipathie die Stelle eines Reizmittels.

Margarethe hatte ihren Stuhl in den Hintergrund des Zimmers geschoben, während ihr Vater sprach, und der Gegenstand des von uns begonnenen Gesprächs schien sie sehr wenig zu interessiren, Die erste Pause, welche in unserem Gespräche eintrat, benutzte sie, um sich über Kopfweh zu beklagen, und bat um Erlaubniß, sich auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

Sobald sie uns verlassen hatte, schickte ich mich ebenfalls zum Fortgehen an; denn augenscheinlich hatte Mr. Sherwin mir über seinen Geschäftsführer Nichts mehr zu sagen, was der Mühe verlohnt hätte, gehört zu werden.

Auf meinem Nachhausewege beschäftigte Mr. Mannion meine Gedanken beinahe ausschließlich.

Der Gedanke, alles Mögliche aufzubieten, um das Geheimniß zu durchdringen, in welches dieser Mann sich hüllte, hatte für meine Phantasie etwas Verlockendes, und ich fühlte, daß eine rastlose Neugier mich bei meinen Nachforschungen anspornen würde. Ich beschloß, mich über diesen Gegenstand im Stillen mit Margarethen

zu besprechen und sie zu meiner Verbündeten zu machen, die meine Pläne fördern könnte.

Wenn wirklich ein Roman sich an Mr. Mannion's Vergangenheit knüpfte, wenn dieses seltsame Gesicht wirklich ein versiegeltes Buch war, welches eine geheime Geschichte enthielt, wie stolz und froh mußten dann Margarethe und ich sein, wenn es uns gelang, dieses Räthsel zu lösen!

Als ich den nächstfolgenden Morgen erwachte, überredete ich mich nur mit Mühe, daß dieser Commis oder Buchhalter meine Neugierde in so hohem Grade interessirt hatte, daß meiner jungen Gattin während des vorigen Abends die Hälfte meiner Gedanken geraubt worden war.

Und dennoch äußerte er das erste Mal, wo ich ihn wieder sah, genau denselben Eindruck auf mich.

DRITTES KAPITEL.

Es vergingen einige Wochen Margarethe und ich hatten uns wieder unsern frühern Beschäftigungen und Vergnügungen gewidmet. Das Leben in der Nordvilla verging in so eintöniger Ruhe wie gewöhnlich, und ich erfuhr über die Geschichte und den Charakter des räthselhaften Mr. Mannion so wenig als vorher. Oft fand er sich Abends ein, aber meistentheils, um mit Mr. Sherwin in dessen Zimmer zu sprechen, und nahm nur selten die Einladung an, die sein Principal stets an ihn ergehen ließ, sich der Gesellschaft in dem Salon anzuschließen.

In diesen seltenen Zwischenzeiten, wo wir ihn sahen, war seine äußere Erscheinung und sein Benehmen gerade so, wie während jenes Abends, wo ich ihn zum ersten Male gesehen hatte. Er sprach eben so wenig und sträubte sich mit derselben höflichen und ehrerbietigen Festigkeit gegen die vielfachen Versuche, die ich machte, ihn redseliger zu stimmen und ihn zur Theilnahme an der Conversation zu bewegen. Wenn er wirklich gesucht hätte, mein Interesse zu erregen, so hätte ihm dies nicht besser gelingen können. Ich befand mich vollkommen in der Lage eines Menschen, der sich in einem Labyrinth verirrt hat und dessen Beharrlichkeit, den Ausweg zu suchen, mit den Schwierigkeiten jedes neuen Versuches wächst.

Margarethe jedoch theilte die Neugier, die mich beherrschte, durchaus nicht. Ich wunderte mich über die Gleichgültigkeit, welche sie in Bezug auf Mannion an den Tag legte; denn wenn das Gespräch auf ihn kam, so verfehlte sie, so oft es von ihr abhing, es fortzusetzen oder nicht, niemals, der Conversation eine andere Wendung zu geben.

Mistreß Sherwin's Benehmen dagegen war ein ganz verschiedenes. Sie hörte stets Alles, was ich sagte, aufmerksam an, ihre Antworten aber waren unabänderlich kurz, verworren und zuweilen geradezu unverständlich. Es kostete mir viel Mühe, sie zu dem Geständnisse zu bringen, daß sie eine Antipathie gegen Mr. Mannion hatte.

Aber woher kam diese Antipathie? Sie konnte es nicht sagen. Argwöhnte sie Etwas? Wenn ich diese Frage an sie richtete, so stammelte sie, anstatt zu antworten, zitterte und wendete ihre Blicke von mir ab.

Niemals erhielt ich von ihr verständlichere Antworten als diese. Was ihre Verwirrung betraf, so brachte ich diese auf Rechnung der nervösen Gereiztheit, die sich allemal bei ihr entwickelte, wenn sie über irgend einen Gegenstand sprach. Ich hörte deßhalb sehr bald auf, sie zu einer nähern Erklärung bringen zu wollen und beschloß fernerhin, Niemandes Beistand mehr zu suchen, um Mr. Mannion's eigentlichen Charakter zu durchschauen.

Endlich verschaffte mir der Zufall eine günstige Gelegenheit, Etwas über seine Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen zu erfahren und demzufolge auch den Mann selbst ein wenig besser kennen zu lernen.

Eines Abends traf ich ihn in dem Salon der Nordvilla, gerade in dem Augenblicke, wo er selbst nach einer geschäftlichen Besprechung aus Mr. Sherwin's Zimmer trat. Wir lenkten unsre Schritte gemeinschaftlich nach der Hausthür.

Der Himmel war schwarz und die Nachtluft schwül und drückend. Ferner Donner ließ sich rund um den ganzen Horizont herum vernehmen. Die Blitze, welche rasch nach einander auf zuckten, machten das dunkle Firmament einem dichten Vorhang ähnlich, der vor einem von blendendem Lichte strahlenden Himmel unaufhörlich sich hob und senkte.

Wir beschleunigten unsern Schritt, aber wir waren noch nicht weit gekommen, als ein furchtbarer Regen herabzuströmen begann und der Donner in lauten Schlägen gerade über unsern Häuptionern losbrach.

»Ich wohne hier ganz in der Nähe,« sagte mein Begleiter in demselben ruhigen, besonnenen Tone, der ihm niemals untreu ward. »Ich bitte Sie daher, mit zu mir zu kommen, bis das Ungewitter vorüber ist.«

Ich folgte ihm in eine Seitengasse. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete damit eine Thür, und einen Augenblick später sah ich mich unter Mr. Mannion's Dache geborgen.

Er führte mich sofort in ein Parterrezimmer. Ein lustiges Feuer brannte in dem Kamin. In der Ecke desselben stand ein großer Lehnssessel mit einem Lesepulte. Die Lampe war schon angezündet. Das Theegeschirr stand auf dem Tische, dichte Vorhänge von dunkler Farbe verdeckten vollständig das Fenster und, wie um dieses Bild häuslicher Behaglichkeit vollständig zu machen, wärmte sich eine große schwarze Katze vor dem Kamin liegend mit wollüstiger Trägheit.

Während Mr. Mannion sich entfernte, um, wie er sagte, seiner Dienerin einige Befehle zu ertheilen, hatte ich Muße, das Zimmer genauer in Augenschein zu nehmen. Das Zimmer eines Menschen zu studiren, ist oft eben so gut als das Studium seines Charakters selbst.

Mr. Sherwin's Person bot einen ziemlich auffallenden Contrast zu der seines Geschäftsführers, der Contrast

aber, welcher zwischen den Dimensionen und der Ausstattung ihrer Zimmer bestand, war nicht weniger außerordentlich.

Das Gemach, welches ich in diesem Augenblicke musterte, war kaum halb so umfangreich als das Wohnzimmer der Nordvilla. Rothdunkle Tapeten bedeckten die Wände. Die Vorhänge waren von derselben Farbe, auf der Diele lag ein brauner Teppich, dessen Muster, wenn er eins hatte, nicht darauf berechnet war, das Auge zu fesseln, denn bei dem Lampenscheine sah man gar Nichts davon.

Eine der vier Wände war vollständig durch ein Brettgestell von Ebenholz in Anspruch genommen, welches vollständig mit Büchern besetzt war. Die meisten derselben waren wohlfeile Ausgaben von klassischen Werken der alten und neuen Literatur.

Die gegenüber befindliche Wand verschwand unter dicht geschlossenen Reihen von Palisanderrahmen mit Kupfer- und Stahlstichen, die nach den Werken der modernen englischen und französischen Maler aufgeführt waren.

Alle Geräthschaften waren von guter Qualität, aber von der einfachsten Gattung; selbst die porzellanene Theekanne und die auf dem Tische stehenden Tassen waren ohne Muster oder Malerei.

Welch einen Contrast bot dieses Gemach zu dem Salon der Nordvilla.

Als Mr. Mannion wieder eintrat, bemerkte er, daß ich die Augen auf seine Theegeräthschaften geheftet hielt.

»Ich kann nicht leugnen, Sir, daß ich verdiene, in zwei Dingen des Epikuräismus und der Verschwendung beschuldigt zu werden,« sagte er; »des Epikuräismus in Bezug auf den Thee, und der Verschwendung – wenigstens wenn man meine Stellung in's Auge faßt – in Bezug auf Bücher. Indessen, mein ziemlich guter Gehalt gestattet mir, meine Geschmacksrichtungen, wie sie nun einmal sind, zu befriedigen und sogar noch ein wenig Geld zu sparen. Womit kann ich Ihnen dienen, Sir?«

Da ich die auf dem Tische gemachten Vorbereitungen sah, so verlangte Thee. Während er noch mit mir sprach, bemerkte ich eine neue Eigenthümlichkeit in seiner Person.

Die meisten Menschen legen, wenn man sie in ihrer Häuslichkeit sieht, mehr oder weniger und ohne daran zu denken, die Manieren ab, welche sie außerhalb ihres Hauses affectiren. Die steifsten und förmlichsten zeigen sich an ihrem Heerd ein wenig gemüthlicher, die kältesten werden ein wenig wärmer.

Mit Mr. Mannion aber war dies nicht der Fall, denn er war zu Hause ganz derselbe wie bei Mr. Sherwin.

Er hätte mir nicht erst zu sagen gebraucht, daß er in Bezug auf den Thee Epikuräer war. Die Art und Weise, auf welche er denselben bereitete, hätte diese Thatsache hinreichend offenbart. Er nahm ziemlich das Dreifache der Quantität, welche gewöhnlich als für zwei Personen hinreichend betrachtet wird, und unmittelbar, nachdem er die Theekanne mit kochendem Wasser gefüllt, begann er die Flüssigkeit in die Tassen zu gießen, indem er auf

diese Weise das ganze Aroma und die ganze Delikatesse des Parfüms bewahrte, ohne daß die bittere Eigenschaft der Pflanze sich damit vermischte.

Als wir unsre erste Tasse getrunken hatten, warf er den Bodensatz nicht heraus und goß auch kein Wasser auf die Blätter.

Eine Dienerin von gesetzten Jahren und sauberem Aeußern trat ein und nahm das Theebret weg, um es uns bald darauf mit Theekanne und Tassen in gereinigtem und leerem Zustande wiederzubringen, so daß nun ein Aufguß auf neue Blätter erfolgen konnte.

Es waren dies Kleinigkeiten, aber ich dachte an so viele andere Commis und Buchhalter, welche ihren zweiten Aufguß von denselben Blättern tranken, und dergleichen Einzelheiten schienen mir nicht unnütz zu beobachten, denn auch sie waren Anzeichen von dem Charakter des Mannes.

Unser Gespräch drehte sich anfangs um Alltäglichkeiten und ward von meiner Seite ziemlich nachlässig geführt, denn gewisse Eigenthümlichkeiten meiner gegenwärtigen Lage machten mich gedankenvoll.

Ein Mal gerieth die Unterhaltung völlig in's Stocken, und gerade in diesem Augenblicke brach der Gewittersturm in seiner größten Wuth los. Der Hagel mischte sich mit dem Regen und peitschte die Fenster. Der mit jedem Schlage lauter hallende Donner schien das Haus bis in seine Grundmauern zu erschüttern.

Während ich diesem furchtbaren Rollen lauschte, welches die unendlichen Räume der Luft mit seinem Getöse

erfüllte, und als meine Augen sich sodann auf das ruhige Gesicht meines Wirthes richteten, ein Gesicht, auf welchem die Ruhe des Todes thronte und ich nicht die mindeste Spur von irgend einer menschlichen Gemüthsbewegung zeigte, fühlte ich mich von seltsamen Empfindungen ergriffen.

Unser Schweigen begann mir drückend zu werden und ich fühlte einen unklaren Wunsch, mich plötzlich einer dritten Person gegenüber zu befinden, mit welcher ich ein Wort und einen Blick wechseln könnte.

Er war der Erste, der das Gespräch wieder begann. Ich hätte geglaubt, es sei jedem Menschen, der einem so betäubenden Kampfe der Elemente zuhörte, unmöglich, an etwas Anderes zu denken als an den Gewittersturm, und von etwas Anderem zu sprechen als von diesem.

Und dennoch, als er wieder das Wort nahm, geschah es, um von unsrer ersten Begegnung in der Nordvilla zu sprechen. Seine Aufmerksamkeit schien durch den furchtbaren Aufruhr der Elemente draußen eben so wenig angezogen zu werden, als wenn die Ruhe der Nacht auch nicht durch das mindeste Geräusch oder Murren unterbrochen worden wäre.

»Darf ich fragen, Sir,« sagte er, »ob ich Grund habe, zu fürchten, daß mein Benehmen gegen Sie seit unsrer ersten Begegnung bei Mr. Sherwin Ihnen sonderbar oder vielleicht sogar unhöflich erschienen ist?«

»In welcher Beziehung, Mr. Mannion?« fragte ich ein wenig verwundert über diese plötzliche Frage.

»Ich habe sehr wohl bemerkt, Sie, daß Sie in mehreren Fällen den Wunsch zu erkennen gegeben haben, nähere Bekanntschaft mit mir zu machen. Wenn ein Mann von Ihrem Range einem Manne von dem meinigen auf diese Weise entgegenkommt, so hat er das Recht, Dankbarkeit und gleiches Entgegenkommen zu erwarten.«

Warum stockte er? Wollte er mir sagen, daß er bemerkt, wie meine Annäherung ihren Grund in der Neugier hatte, über ihn mehr zu erfahren als er Lust hatte, mir zu sagen? Ich wartete, um ihn weiter sprechen zu lassen.

»Wenn ich,« hob er wieder an, »dieser Artigkeit, welche Sie von mir zu erwarten das Recht hatten, nicht genügt habe, so liegt der Grund davon darin, daß ich mich fragte, ob meine Gegenwart, wenn Sie bei Ihrer jungen Gattin sind, Ihnen wirklich so wenig lästig erschiene als Sie mich wohlwollender Weise vermuthen ließen.«

Gerade als er diese letzten Worte sprach, erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag unmittelbar über dem Hause. Ich sagte Nichts weiter, denn dieses Getöse ließ mich verstummen

»Da meine Erklärung Ihnen genügt, Sir,« sagte er mit seiner klaren, entschlossenen Stimme, welche kaum das noch andauernde Rollen des letzten Donnerschlags zu

beherrschen vermochte, »so werden Sie vielleicht entschuldigen, wenn ich mich über Ihre gegenwärtige Stellung in dem Hause meines Chefs mit einiger Freiheit ausspreche. Ich möchte Sie aber vorher fragen, ob eine vollkommen freundschaftliche Freiheit in diesem Punkte Sie nicht verletzen würde?«

Ich bat ihn, sich so frei auszusprechen als es ihm beliebe, und wünschte aufrichtig, daß er auf diese Weise mit mir spräche, ohne deswegen zu glauben, daß ich ihn dadurch bewegen würde, mit eben so wenig Rückhalt und Zwang auch von sich selbst zu sprechen.

Die tiefe Ehrerbietung des Benehmens und der Sprache, deren Gegenstand ich von Seiten eines Mannes von seinem Alter war, erzeugte ein gewisses Unbehagen in mir. Wahrscheinlich war er in Bezug auf Kenntnisse meines Gleichen, und übrigens besaß er ganz die Manieren und den Ton eines Mannes von Welt. Vielleicht war er auch von guter Familie, denn Nichts ließ mich auf das Gegentheil schließen.

Der einzige Unterschied zwischen uns beruhte daher in unsrer socialen Stellung. Der Familienstolz meines Vaters hatte sich nicht in hinlänglichem Grade auf mich vererbt, um mich denken zu lassen, daß diese Ungleichheit allein einen Mann, der beinahe noch ein Mal so alt war als ich, und dessen Kenntnisse die meinigen vielleicht übertrafen, nöthigte, so mit mir zu sprechen, wie Mr. Mannion bis jetzt mit mir gesprochen.

»Ich kann Ihnen sagen,« hob er wieder an, »daß, ob schon ich eifrigst wünsche, Ihnen während der Stunden,

welche Sie in der Nordvilla zubringen, in Nichts lästig zu fallen, ich gleichzeitig bedaure, mich so entfernt halten zu müssen. Ich möchte Ihnen nützlich sein, so weit dies von mir abhängt. Nach meiner Meinung hat Mr. Sherwin Ihnen eine etwas harte Bedingung gestellt. Er stellt Ihre Discretion und Ihre Entschlossenheit auf eine fast zu schwere Probe, wie mir scheint, wenn man Ihr Alter und das Recht, das Ihnen zusteht, in Betracht zieht. Dies ist meine Ueberzeugung, und demzufolge wäre ich sehr glücklich, wenn ich den Einfluß, den ich vielleicht auf die Familie habe, benutzen könnte, um diese Zeit des Wartens und der Prüfung Ihnen weniger drückend zu machen. Sie werden sich nicht denken, Sir, wie viele Mittel mir zu diesem Zwecke zur Verfügung stehen.«

Sein Anerbieten überraschte mich ein wenig. Ich schämte mich fast, Wärme des Gefühls und offene Mittheilbarkeit bei einem Manne hervorzurufen, bei dem ich hiervon so wenig zu finden erwartete. Unmerklich ward ich weniger aufmerksam auf den Sturm, der noch draußen tobte, und versuchte mehr und mehr, den Sinn seiner Worte zu durchdringen, denn er fuhr fort:

»Ich weiß recht wohl, daß ein Vorschlag, wie der meine, der von einem Manne ausgeht, welcher Ihnen fast ganz fremd ist, Ihnen auf den ersten Blick seltsam und sogar verdächtig erscheinen kann. Ich kann ihn nicht anders erklären, als indem ich Sie bitte, zu bedenken, daß ich die junge Dame von ihrer Kindheit an kenne, und

daß ich, da ich ihren Geist bilden helfen und die Entwicklung ihres Charakters gefördert habe, für sie beinahe die Gefühle eines zweiten Vaters empfinde und weit entfernt bin, gleichgültig gegen die Interessen des Mannes zu sein, der sie zu seinem Weibe genommen.«

War ein leichtes Zittern in seiner Stimme bemerkbar, als er diese letzten Worte sprach? Ich glaubte es und erspähte in seinen Zügen den Schimmer eines lebhafteren Ausdrucks, welcher zum ersten Male seine starre Physiognomie milderte und den eisigen Ausdruck derselben in den Hintergrund drängte.

Gerade aber, als ich ihn ansah, bückte er sich, um das Feuer zu schüren. Als er sich wieder zu mir wendete, war sein Gesicht wieder so undurchdringlich und sein Auge so fest, schroff und ausdruckslos wie zuvor.

»Uebrigens,« fuhr er fort, »muß der Mensch einen Gegenstand für seine Sympathieen haben. Ich habe weder Weib noch Kind und eben so wenig nahe Verwandte. Außer meiner gewohnten Beschäftigung während des Tages und meiner einsamen Lectüre des Abends an meinem Kamin, giebt es für mich Nichts. Unser Leben ist allerdings nichts Großes, aber dennoch ist es zu etwas Besserem als diesem bestimmt. Meine ehemalige Schülerin in der Nordvilla ist nicht mehr meine Schülerin. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß es für mich ein Grund zum Leben wäre, wenn ich mich mit Margarethens Glücke und mit dem Ihrigen, Sir, beschäftigte – wenn ich zwei junge Leute, die in der Blüthe der Jugend und der Liebe stehen, von Zeit zu Zeit ihre Augen auf mich wenden sähe, um

mir für die Erfüllung irgend eines ihrer Wünsche zu danken. Es giebt Freuden, die man Andern mit so wenig Mühe verschaffen kann. Alles Dies wird Ihnen seltsam und unbegreiflich erscheinen; wenn Sie aber in meinen Jahren ständen, Sir, und sich in einer der meinen ähnlichen Situation befänden, so würden Sie mich verstehen.«

War es möglich, daß er so ohne die mindeste Veränderung in seiner Stimme, und ohne daß sein Auge das Mindeste von seiner Unbeweglichkeit verlor, sprechen konnte? Ja, ich hielt meine Augen auf ihn geheftet, ich hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, aber sein Ton blieb ganz derselbe, eben so wie seine Physiognomie vollkommen unverändert. Nichts in seiner äußern Erscheinung verrieth, ob dieser Mann fühlte, was er sagte, oder ob er es nicht fühlte. Seine Worte hatten meinem Gemüthe ein solches Bild von der Vereinsamung, in welcher er lebte, vorgeführt, daß ich unwillkürlich die Hand ausgestreckt hatte, um die seine zu ergreifen, während er mit mir sprach.

Sobald er aber aufgehört hatte, genügte es mir, seine eisige Miene zu sehen, um diese Aufwallung sofort wieder in mir ersterben zu fühlen.

Er schien meine unwillkürliche Geberde eben so wenig bemerkt zu haben als die sofortige Unterdrückung derselben, und fuhr fort:

»Ich habe Ihnen vielleicht schon mehr gesagt als ich sollte. Wenn es mir indessen nicht gelungen ist, mich so verständlich zu machen, wie ich verstanden zu werden wünsche, so wollen wir von etwas Anderem sprechen

und auf diesen Gegenstand erst dann zurückkommen, wenn Sie mich besser kennen gelernt haben.«

»O, ich bitte, Mr. Mannion, sprechen wir nicht von etwas Anderem!« rief ich, denn es lag mir viel daran, ihm zu beweisen, daß es nicht meine Absicht war, ihm mein Vertrauen vorzuenthalten. »Ich bin sehr dankbar für das Wohlwollen, welches Sie mir durch dieses Anerbieten beweisen, und für das Interesse, welches Margarethe und ich Ihnen einflößen. Ich stehe für sie, daß Ihre freundlichen Dienste von uns Beiden werden angenommen werden.«

Ich schwieg. Der Gewittersturm hatte sich einigermaßen gelegt, aber ich ward von der Heftigkeit des Windes betroffen, der sich in demselben Maße erhoben hatte, wie der Donner und der Regen ruhiger geworden waren. Wie heulte er von einem Ende der Straße bis zum andern! Ich empfand seltsame Gefühle, welche mich bewogen, wider Willen zu schweigen, aber ich kämpfte dagegen und nahm nach einer Pause meinerseits das Wort.

»Wenn ich Ihnen noch nicht geantwortet habe wie ich sollte,« sagte ich, »so müssen Sie dies auf Rechnung dieses Gewittersturms bringen, der, wie ich gestehe, meine Gedanken ein wenig verworren gemacht hat, so wie auch auf Rechnung des Erstaunens, eines sehr unzeitigen Erstaunens, wie ich bekenne, dessen ich mich aber nicht erwehren kann, indem ich Sie so lebhaftes Sympathieen Dingen widmen sehe, die sonst in der Regel nur auf junge Leute Eindruck machen.«

»Bei Männern meines Alters erneut sich die Jugend des Herzens öfter als junge Leute glauben,« sagte er. »Sie sind vielleicht überrascht, einen Kaufmann, einen Buchhalter so sprechen zu hören – ich bin aber nicht immer gewesen, was ich jetzt bin. Das Wissen ist mir, mit Leiden gemischt, langsam zugegangen. Ich bin vor der Zeit alt geworden und meine vierzig Jahre sind wie bei Andern fünfzig.«

Mein Herz schlug schneller. Wollte er selbst den geheimnißvollen Schleier heben, der augenscheinlich sein vergangenes Leben bedeckte? Nein, er berührte diesen Gegenstand bloß und ging daran vorüber. Ich wollte ihn bitten, ihn wieder aufzunehmen, ward aber durch dieselbe Befangenheit, von welcher mir Mr. Sherwin gesagt, zurückgehalten und schwieg.

»Es handelt sich nicht von Dem, was ich früher gewesen bin,« fuhr er fort, »sondern von Dem, was ich für Sie thun kann. Allerdings kann ich Ihnen nur eine schwache Mitwirkung leihen, aber dennoch kann diese Ihnen nützlich sein. Zum Beispiel waren Sie kürzlich, wenn ich mich nicht irre, ein wenig ärgerlich darüber, daß Mr. Sherwin seine Tochter mit in eine Gesellschaft nahm, in welche die Familie eingeladen war. Es war dies sehr natürlich. Sie konnten nicht mitgehen, Sie konnten sich nicht in Ihrer wirklichen Eigenschaft zeigen, ohne ein Geheimniß zu verrathen, welches bewahrt werden muß, und dennoch wußten Sie auch nicht, was für jungen Männern Margarethe dort begegnen würde. Die, welche sie dort traf, mußten natürlich glauben, sie sei immer noch Miß

Sherwin, und ihr Benehmen danach regeln. Nun glaube ich, daß ich unter dergleichen Umständen von einigem Nutzen sein könnte. Ich übe auf meinen Chef einen gewissen Einfluß, ich möchte sagen, einen großen Einfluß – dies ist die strengste Wahrheit, und wenn Sie es wünschen, so werde ich diesen Einfluß zu Ihren Diensten verwenden, um den Vater zu bestimmen, seine Tochter nicht anders in Gesellschaft zu führen, als wenn Sie es gut finden. Noch Etwas. Ich glaube, daß ich mich nicht täusche, wenn ich annehme, daß Ihnen die Gesellschaft der Mistreß Sherwin bei Ihren Zusammenkünften mit der jungen Dame weit lieber ist als die des Vaters.«

Wie hatte er dies entdeckt? Auf jeden Fall war seine Vermuthung jedoch richtig und ich gestand es naiv zu.

»Diese Vorliebe scheint mir eine in mehr als Einer Beziehung vollkommen begründete,« hob er wieder an; »wenn Sie aber Mr. Sherwin Etwas davon bemerken ließen, so ist es klar, daß dies eine ungünstige Wirkung auf ihn äußern würde. Wie dem jedoch auch sei, so könnte ich auch hier vermitteln, ohne Argwohn zu erwecken. Ich könnte eine Menge Vorwände ausfindig machen, um Mr. Sherwin zu veranlassen, des Abends nicht im Salon anwesend zu sein, und diese Vorwände werde ich so oft benutzen, als Sie es wünschen. Endlich auch, wenn es Ihnen angenehm wäre, Ihre junge Frau in der Nordvilla öfter und länger zu sprechen, so mache ich mich anheischig, Sir, Ihnen dazu zu verhelfen. Wenn ich dies sage, so geschieht es nicht etwa, um den rechtmäßigen Einfluß, den Sie auf Mr. Sherwin besitzen, in Zweifel zu ziehen,

wohl aber muß ich Ihnen sagen, daß mein Chef mich in Allem, was Ihr Verhältniß zu seiner Tochter betrifft, um meine Meinung gefragt hat und dies auch ferner thun wird. Bis jetzt habe ich jede Art von Recht, Rathschläge in Ihren Angelegenheiten zu geben, abgelehnt, dennoch aber werde ich sie zu Ihren Gunsten und zu Gunsten der jungen Dame geben, wenn es Ihnen Beiden recht ist.«

Ich dankte ihm, aber nicht mit jener herzlichen Wärme, die ich ihm bewiesen haben würde, wenn ich nur das mindeste Lächeln auf seinem Gesichte gesehen oder die mindeste Aenderung seines so gemessenen und phlegmatischen Tones während er sprach, bemerkt hätte.

Wenn seine Worte mich geneigt machten, das Eis zu brechen, so schreckte mich die Kälte seiner Blicke wider Willen zurück.

»Ich muß Sie auch noch bitten, Sir,« hob er wieder an, »sich Dessen zu entsinnen, was ich in Bezug auf die Beweggründe, welche mich zu diesen Anerbietungen bewogen, bereits gesagt habe. Wenn Sie jedoch in allem Diesem nur eine zudringliche Einmischung in Ihre Angelegenheiten sehen sollten, so werde ich mir sicherlich nicht eine Freiheit anmaßen, zu welcher ich durch Sie ermächtigt sein will, und Sie würden sich nicht wieder mit mir auf den Fuß stellen, auf welchem wir heute Abend stehen. Ich würde mich dann jedoch über Ihre Handlungsweise gegen mich nicht beklagen, sondern mich bemühen, Sie nicht als ungerecht gegen mich zu betrachten.«

Einer solchen Ansprache konnte ich nicht widerstehen. Ich antwortete ihm sofort und dies Mal, indem ich

alle Zurückhaltung beiseite setze. Welches Recht hatte ich, lieblose Schlüsse aus der Physiognomie eines Menschen, aus seiner Stimme und seinen Manieren bloß deshalb zu ziehen, weil diese einen etwas ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten? Wußte ich, ob diese äußeren Eigenthümlichkeiten, welche mich betroffen machten, nicht größtentheils von den Mängeln seiner natürlichen Constitution oder von der schlummernden Wirkung des Kummers und des Leidens herrührten? Mit gutem Rechte hätte er mir, und zwar in energischen Worten vorwerfen können, daß ich ungerecht sei, wenn ich ihm nicht mit Herzlichkeit geantwortet hätte.

»Ich bin, Mr. Mannion,« sagte ich, »völlig außer Stand, Ihr Anerbieten mit anderem Gefühle als dem der lebhaftesten und offensten Dankbarkeit anzunehmen. Ich werde es Ihnen beweisen, indem ich Sie um Ihre guten Dienste für Margarethen und mich mit vollkommenem Vertrauen und vielleicht viel eher bitte als Sie glauben.«

Er verneigte sich und antwortete mir mit einigen cordialen Worten, die ich nicht recht verstand; denn während ich zu ihm sprach, heulte ein Windstoß, der heftiger war als alle vorhergegangenen, durch die Gasse, erschütterte Fenster und Läden und verhallte mit einem unheimlichen gedehnten Pfeifen.

Als Mr. Mannion nach einer augenblicklichen Pause wieder anhub zu sprechen, geschah es, um auf einen andern Gegenstand zu kommen. Er sprach von Margarethen und verbreitete sich auf sehr lobende Weise über ihre moralischen Eigenschaften weit mehr als über die

Vorzüge ihrer körperlichen Erscheinung; von Mr. Sherwin, indem er gewisse solide und anziehende Seiten seines Charakters hervorhob, die ich noch nicht an ihm bemerkt hatte. Was er von Mistreß Sherwin sagte, schien mir ebenfalls von Mitleid und Ehrerbietung eingegeben zu sein. Er spielte sogar auf die Kälte an, mit welcher sie ihm begegnete und die er einer unfreiwilligen Laune zuschrieb, welche in der nervösen Empfindsamkeit und fortwährenden Erschlaffung der armen Frau ihren Grund hätte.

Indem er nach einander diese Gegenstände berührte, war seine Sprache eben so frei von irgendwelcher Affection, wie ich sie bis jetzt durchgängig gefunden.

Die Zeit verging. Der Donner rollte noch dumpf in der Ferne, der Wind aber schien sich durchaus nicht beruhigen zu wollen.

Endlich hörte das Plätschern des Regens auf, sich an den Fenstern hörbar zu machen. Ich hatte nun keinen plausiblen Beweggrund mehr, noch länger zu bleiben, und wünschte auch nicht, einen zu finden. Ich glaubte Mr. Mannion nun hinreichend zu kennen, um überzeugt zu sein, daß alle Bemühungen, die ich fortan machen könnte, um ihm trotz seiner Zurückhaltung die Geheimnisse zu entreißen, die sich an sein vergangenes Leben knüpften, zu Nichts führen würden.

Wenn ich aber ein Urtheil über ihn fällen wollte, warum sollte ich ihn nicht lieber nach seinem jetzigen Benehmen beurtheilen als nach der Geschichte seiner Vergangenheit? Ich hatte Gutes und nur Gutes von ihm sprechen hören. Sein Chef kannte ihn besser als irgend Jemand, und hatte ihn seit langer Zeit erprobt. Er hatte Zartgefühl und den lebhaftesten Wunsch bewiesen, mir nützlich zu sein. Ganz gewiß hätte ich diesem Entgegenkommen sehr schlecht entsprochen, wenn ich eine ungerichtfertigte Neugier, Etwas von seinen Privatangelegenheiten zu erfahren, kund gegeben hätte.

Ich erhob mich, um mich zu entfernen. Er machte keinen Versuch, mich länger aufzuhalten, sondern, nachdem er den Fensterladen aufgestoßen und sich zum Fenster hinausgebeugt, bemerkte er blos, der Regen habe nachgelassen und mein Regenschirm werde mir jetzt hinreichenden Schutz gewähren.

Er folgte mir auf den Corridor heraus, um mir zu leuchten. Als ich mich auf der Schwelle der Thür umdrehte, um ihm für seine Gastfreundschaft zu danken und ihm gute Nacht zu wünschen, fiel mir ein, daß mein Benehmen ihm habe kalt und mißtrauisch erscheinen müssen, besonders als er mir seine Dienste anbot. Wenn ich wirklich diesen Eindruck auf ihn gemacht hatte, so war es, da er an Rang unter mir stand, grausam von mir, ihn dabei zu lassen. Ich wollte vielmehr mit einem bessern Eindrücke von ihm Abschied nehmen.

»Erlauben Sie mir, Ihnen noch zu versichern,« sagte ich, »daß es nicht meine Schuld sein wird, wenn Margarethe und ich nicht von Ihren guten Diensten mit der ganzen Dankbarkeit Gebrauch machen, welche man einem Freunde schuldig ist, der sich von so wohlwollenden Absichten beseelt zeigt.«

Es blitzte immer noch am Himmel, obschon nur in langen Zwischenräumen. In Folge eines seltsamen Zufalles geschah es, daß in dem Augenblicke, wo ich sprach, eben wieder ein Blitz aufzuckte und Mr. Mannion's Gesicht grell beleuchten.

Dieser Lichtschein gab seinen Zügen eine so geisterhafte Farbe und zersetzte es mit so infernalischer Schnelligkeit, daß ich plötzlich ein Gespenst, einen Dämon zu sehen glaubte, der mich höhnisch angrins'te. In diesem Augenblicke mußte ich mich daran erinnern, wie sehr das seinem Gesichte aufgeprägte unerschütterliche Phlegma mir bekannt war, um mich zu überzeugen, daß meine Augen bloß durch eine optische Täuschung geblendet wurden.

Als wieder Finsterniß herrschte, sagte ich ihm gute Nacht, indem ich ihm mechanisch und beinahe in denselben Ausdrücken wiederholte, was ich ihm schon ein Mal gesagt hatte.

Gedankenvoll kehrte ich nach Hause zurück. Diese Nacht gab mir viel zu überlegen.

VIERTES KAPITEL.

Ungefähr zu der Zeit, wo ich Mr. Mannion's Bekanntschaft machte, oder, richtiger gesagt, eben so *vor* wie *nach* dieser Zeit verursachten gewisse Eigenthümlichkeiten in dem Charakter und in dem Benehmen Margarethens, die ich zufällig bemerkte, mir ein wenig Unruhe und erweckten in mir das Gefühl getäuschter Erwartung.

Weder die eine noch die andere dieser Empfindungen dauerte jedoch lange, denn die Vorfälle, welche sie hervorriefen, hatten im Grunde genommen an und für sich eine nur geringe Bedeutung.

So wie ich schreibe, tauchen diese kleinen häuslichen Episoden wieder lebhaft in meiner Erinnerung auf. Ich will blos zwei davon erwähnen. Der weitere Verlauf meiner Erzählung wird beweisen, daß sie hier nicht am unrechten Orte sind.

An einem schönen Herbstmorgen kam ich einige Minuten vor der verabredeten Stunde in der Nordvilla an. In dem Augenblicke, wo der Diener mir die Gartenthür öffnete, fiel mir ein, Margarethen eine Ueberraschung zu bereiten, indem ich unversehens mit einem für sie auf Ihren eigenen Beeten gepflückten Blumenstrauß in den Salon träte. Indem ich daher dem Diener befahl, mich nicht anzumelden, machte ich einen Umweg und begab mich durch eine Seitenthür in den Hintergarten. Nur mit meinen Blumen beschäftigt, gelangte ich bis an einen Rasenplatz, der sich unter den Fenstern des Salons hinzog, von welchen eins ein wenig geöffnet war.

Meine junge Gattin und ihre Mutter waren in diesem Zimmer, denn ich hörte ihre Stimmen.

Ich gestehe, daß ich horchte, was sie sprächen, und Das, was ich hörte, war Folgendes:

»Ich sage Dir aber, Mama, ich muß dieses Kleid haben, und werde es haben, mag mein Vater wollen oder nicht.«

Dies ward in einem lauten und entschlossenen Tone gesagt, den Margarethe in meiner Gegenwart noch nie angenommen hatte.

»Aber ich bitte Dich, liebe Tochter!« antwortete Mistreß Sherwin's schwache Stimme, »Du weißt, daß das für Dich bestimmte Jahrgeld schon ausgegeben ist – und Du verlangst noch mehr?«

»Aber ich will von diesem festbestimmten Jahrgelde Nichts mehr wissen. Seine Schwester bekommt auch mehr.«

»Aber, liebe Tochter, das ist ein großer Unterschied.«

»Nein, es ist keiner; wenigstens jetzt nicht, wo ich seine Frau bin. Es wird nicht lange dauern, so werde ich auch meine Equipage haben, eben so wie seine Schwester. Er läßt in allen Dingen meinen Willen entscheiden – Ihr müßt es auch so machen.«

»Aber gieb nur *mir* nicht die Schuld, Margarethe. Wenn ich Etwas vermöchte, so solltest Du sicherlich Alles bekommen; aber ich getraue mir in der That nicht, Deinen Vater um dieses Kleid anzureden, nachdem Du dieses Jahr schon so Viel gekostet hast.«

»Das ist so Deine gewöhnliche Ausrede, Mama. Ein Mal wagst Du nicht Das zu thun, ein Mal wagst Du nicht

Jenes zu thun. Ach, Du bist manch' Mal wirklich recht langweilig. Ich muß aber dieses Kleid bekommen – ich habe mir's einmal vorgenommen. Er sagt, seine Schwester trage, wenn sie in Abendgesellschaft geht, ein hellblaues Kreppkleid, und Du sollst sehen, daß ich auch eins bekomme. Ich werde, wenn es nicht anders ist, Mittel und Wege zu finden wissen, es mir selbst aus dem Kaufgewölbe mitzunehmen. Papa achtet nicht sehr darauf, was ich trage, und braucht gar nicht zu erfahren, ob ich mir aus dem Gewölbe Etwas mitnehme. Er erfährt es überhaupt auch nicht eher, als bis man ihm das Lagerbuch, oder wie es heißt, vorlegt, und wenn er dann vielleicht einen seiner Wuthanfälle bekommt, so –«

»Ach, liebes Kind, wie kannst Du Dir erlauben, so von Deinem Vater zu sprechen? Es ist das sehr unrecht von Dir, Margarethe, sehr unrecht. Was würde Mr. Sidney sagen, wenn er Dich hörte?«

Ich beschloß, sofort hinein zu gehen und Margarethen zu sagen, was ich gehört hatte. Gleichzeitig nahm ich mir vor, Festigkeit zu zeigen und Margarethen um ihres eigenen Besten willen vorstellig zu machen, wie sehr ich durch beinahe Alles, was sie gesagt, überrascht und verletzt worden war.

Bei meinem unerwarteten Eintritte erschrak Mistreß Sherwin ein wenig und schien noch schüchterner zu sein als jemals.

Margarethe kam mir mit ihrem gewohnten Lächeln entgegen und bot mir freundlich die Hand. Ich sagte nicht eher Etwas, als bis wir uns in unserm gewohnten

Winkel niedergesetzt hatten, um wie gewöhnlich leise mit einander zu plaudern. Dann begann ich meine Vorstellungen in sehr zärtlichem und möglichst gedämpftem Tone.

Sie ergriff das beste Mittel, um mich trotz all' meiner Entschlossenheit zum Schweigen zu bringen, als ich gerade im besten Zuge war. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, die ersten, die ich sie vergießen sah, und diese Thränen flossen durch meine Schuld.

Sie murmelte einige Worte über meine Unfreundlichkeit und sagte, daß ich gar keinen Grund hätte, mich gegen sie zu erzürnen, denn sie habe mir blos gefallen wollen und deswegen sich eben so zu kleiden gewünscht wie meine Schwester.

Binnen wenigen Augenblicken schlug sie alle festen Entschlüsse, die ich erst den Augenblick vorher gefaßt, in die Flucht. Ohne es selbst zu wollen, war ich während der noch übrigen Stunden des Morgens bemüht, sie zu beruhigen und mich zu entschuldigen.

Brauche ich erst zu sagen, wie dieser kleine Zwist endete? Ich ließ über diesen Gegenstand kein Wort mehr fallen und schenkte ihr das gewünschte Kleid.

Nach einigen Wochen vollkommener Ruhe machte mich der Zufall zum Zeugen einer anderweiten kleinen häuslichen Scene, bei welcher Margarethe die Hauptrolle spielte.

Bei dieser Gelegenheit fand ich, als ich an dem Hause ankam – es war abermals des Vormittags – die vordere

Hausthür offen. Ein Besen stand auf den Stufen. Augenscheinlich war die Dienerin beschäftigt gewesen zu kehren, und hatte, bei ihrer Arbeit unterbrochen, vergessen, die Thür zu schließen.

Die Ursache dieser Unterbrechung entdeckte ich sofort bei meinem Eintritte in den Saal.

»Um Gottes willen!« rief aus dem Speisezimmer eine Stimme, in welcher ich die der Dienerin erkannte, »Um Gottes willen, lassen Sie das Thier doch gehen! Ihre Mutter wird sogleich hier sein, und Sie wissen, wie Viel sie auf diese Katze hält. Lassen Sie ab – Sie werden sie doch nicht tödten wollen!«

»Ja wohl will ich sie tödten, diese nichtswürdige Katze – mag sie gehören, wem sie will. Mein armer Vogel! mein armer Vogel!«

Die Stimme war die Margarethens. Anfangs war ihr Ton der des Zornes – später wurden ihre Worte durch krampfhaftes Schluchzen unterbrochen.

»Der arme Vogel!« fuhr die Dienerin fort, indem sie ihre junge Herrin immer noch zu beschwichtigen suchte. »Er thut mir sehr leid, und Sie thun mir auch leid, Miß Margarethe. Aber Sie müssen bedenken, daß Sie gewissermaßen selbst schuld sind, weil Sie den Käfig auf dem Tische hatten stehen lassen, so daß die Katze ihn erreichen konnte.«

»Schweig', Unglückliche! Wie kannst Du Dich unterstehen, mir in den Arm fallen zu wollen – gleich laß mich los, oder –«

»O nein, nein, das dürfen Sie nicht thun! Bedenken Sie, daß die Katze der Liebling Ihrer Mutter ist, die ja so keine andere Freude aus der Welt hat.«

»Was geht das mich an! Die Katze hat meinen Vogel erwürgt, und dafür muß sie sterben. Ich werde den ersten besten Gassenbuben herauf rufen, damit er sie mit fortnehme, um sie zu vergiften oder zu erdrosseln. Gleich laß mich gehen. – Wirst Du mich nicht gehen lassen?«

»Nicht eher, als bis ich der Katze fortgeholfen habe, so wahr ich Susanne heiße!«

Einen Augenblick darauf öffnete sich plötzlich die Thür und die verbrecherische Katze rannte an mir vorüber, um das Weite zu suchen. Unmittelbar hinter ihr folgte die Magd, welche, als sie mich im Zimmer stehen sah, ganz außer Athen und wie von panischem Schrecken ergriffen stehen blieb. Ich trat sofort in das Speisezimmer.

Der Käfig stand mit dem armen todten Canarienvogel auf der Diele. Es war derselbe Vogel, mit welchem ich Margarethen an jenem Tage, an welchem ich sie zum ersten Male gesehen, so fröhlich scherzen sah. Der Kopf des Vogels war durch die mörderischen Klauen der Katze beinahe ganz zwischen dem Drahtgitter hindurchgezogen.

Margarethe stand neben dem Heerde, und das Schüereisen, mit dem sie die Katze hatte erschlagen wollen, lag neben ihr auf der Diele. Noch nie vorher war sie mir so strahlend schön erschienen wie in diesem Augenblicke unter der Einwirkung des Zornes, der in ihr tobte.

Ihre großen schwarzen Augen schossen durch die Thränen hindurch Blitze, welche sie noch größer erscheinen ließen; das Blut glühte durch die dunkelrothen Wangen; ihre halb geöffneten Lippen schienen nach Luft zu keuchen. Mit der einen Hand hielt sie sich an den Kamin-sims, während sie die andere krampfhaft auf die Brust drückte.

Schmerzlich berührt durch die Kundgebung dieses heftigen Zornes, bei welcher sie sich durch mich hatte überraschen lassen, konnte ich nichtsdestoweniger ein unfreiwilliges Gefühl von Bewunderung nicht unterdrücken, und mein Blick heftete sich mit vielsagendem Ausdrucke auf sie. Selbst der Zorn war bezaubernd auf diesem bezaubernden Antlitze.

Zwei oder drei Minuten lang betrachtete sie mich, ohne sich zu rühren. Dann, als ich mich ihr näherte, sank sie neben dem Käfig auf die Kniee nieder, schluchzte mit äußerster Heftigkeit, und während ein förmlicher Strom von Verwünschungen über die unglückliche Katze sich aus ihrem Munde ergoß, trat Mistreß Sherwin ein und machte durch ihren gänzlichen Mangel an Tact und Geistesgegenwart die Sache noch weit schlimmer. Kurz, der Auftritt endete mit Nervenkrämpfen.

An diesem Tage so mit Margarethen zu sprechen, wie ich gern mit ihr gesprochen hätte, war unmöglich, und selbst in der Folge gewann ich Nichts, wenn ich das Gespräch auf den Tod des Kanarienvogels brachte. Wenn ich auf die sanfteste und für den Vogel mitleidigste Weise nur anzudeuten wagte, daß ich ein wenig erstaunt gewesen

sei, gesehen zu haben, daß sie sich von einem solchen Zorne habe hinreißen lassen, so bekam ich weiter keine Antwort, als daß sie in Thränen ausbrach, und von allen Entgegnungen war dies gerade die, welche am Besten geeignet war, mir den Mund zu verschließen.

Wenn ich eben so so *de facto*, wie ich es dem Namen nach war, ihr Gatte oder ihr Bruder oder ihr Freund gewesen wäre, so hätte ich erst ihrer Gemüthsbewegung freien Spielraum gelassen, um dann ernsthaft mit ihr zu sprechen. Aber ich war ja noch ihr Geliebter, und in meinen Augen wurden selbst Margarethens Fehler durch ihre Thränen in Tugenden umgewandelt.

Abenteuer wie diese, die sich aber in weit getrennten Zwischenräumen ereigneten, waren die einzige Abwechslung in dem friedlichen und größtentheils sehr glücklichen Einerlei unseres Umganges. Die Wochen vergingen eine nach der andern, ohne daß ein heftiges oder unfreundliches Wort unsere Harmonie gestört hätte.

Seitdem der vorhin erwähnte kleine Zwist beigelegt worden, hatte keine weitere Veruneinigung zwischen Mr. Sherwin und mir stattgefunden.

Was jedoch dieses letzte Element der häuslichen Ruhe in der Nordvilla betraf, so war dasselbe weniger Mr. Sherwin's Besonnenheit oder meiner persönlichen Klugheit, als vielmehr der geschickten Vermittelung Mr. Mannion's zuzuschreiben.

Seit meiner Unterredung mit ihm in seiner Wohnung waren mehrere Tage vergangen, während welcher ich mich enthalten hatte, die mir so freundlich angebotenen

Dienste in Anspruch zu nehmen, und ich wußte, indem ich dies that, selbst nicht recht, von welchem Beweggrund ich geleitet ward. Es war ein starker, obschon unklarer Eindruck in mir von Dem zurückgeblieben, was an jenem Abende des Gewittersturmes gesprochen worden.

So seltsam es auch scheinen mag, so wußte ich doch nicht recht, ob die kurze, aber außerordentliche Studie, die ich über meinen neuen Freund gemacht, mir Zuneigung zu ihm eingeflößt hatte oder nicht.

Es widerstrebte mir – dies fühlte ich wohl – ihm für einen mir geleisteten Dienst verpflichtet zu sein. Es war das nicht eine Folge von Stolz oder von falschem Zartgefühl oder von Mißtrauen, sondern vielmehr ein unerklärlicher Widerwille, der seinen Grund in der Furcht hatte, mir irgend eine Verantwortlichkeit aufzubürden, obschon ich nicht wußte, von welcher Art dieselbe sein würde. Instinctartig suchte ich Zeit zu gewinnen. Ich fürchtete, einen Schritt vorwärts zu thun, und Mr. Mannion that seinerseits eben so wenig einen. Er bewahrte fortwährend dieselbe Haltung, und sein Benehmen in der Familie richtete sich unausgesetzt nach denselben Principien oder denselben Gewohnheiten, die ich vor jenem Abende des Gewittersturmes an ihm bemerkt hatte.

Seitdem wir uns wiedergesehen, hatte er nicht die mindeste Anspielung auf unsere damalige Unterredung fallen lassen.

Margarethens Benehmen, als ich ihr den von Mr. Mannion zu erkennen gegebenen Wunsch mittheilte, uns Beiden nützlich zu sein, war eher geeignet, meine Ungewißheit zu steigern als zu mindern. Ich konnte sie nicht bewegen, zu zeigen, daß sie an irgend Etwas, was ihn betraf, auch nur das mindeste Interesse nähme. Weder seine Wohnung, noch sein Aeußeres, noch seine eigenthümlichen Gewohnheiten, noch die Verschwiegenheit, welche er im Bezug auf sein früheres Leben beobachtete, schienen im Stande zu sein, ihre Aufmerksamkeit oder ihre Neugier auch nur im Mindesten zu erwecken.

Am Abende seiner Rückkehr vom Continente hatte sie allerdings eine gewisse Aufmerksamkeit für ihn an den Tag gelegt. Jetzt jedoch schienen ihre Gedanken über diesen Punct eine vollständige und unbegreifliche Umwandlung erlitten zu haben. Sie ward, so oft ich in unserem Gespräche nur ein wenig bei Mr. Mannion verweilte, sofort zerstreut und sprach von anderen Dingen. Es war, als ob es sie unangenehm berühre, zu sehen, daß er sich mit ihr in meine Gedanken theilte.

Was die schwierige Frage betraf, ob wir ihn für unser Interesse gewinnen sollten oder nicht, so schien sie so wenig Gewicht darauf zu legen, daß sie es verschmähte, sich darüber auszusprechen.

Wie dem jedoch auch sein mochte, so traten bald Umstände ein, welche mich bestimmten, Mr. Mannion gegenüber einen Entschluß zu fassen.

Ein reicher Kaufmann und Freund von Mr. Sherwin gab einen Ball, auf welchen er auch Margarethen mitnehmen wollte. Ich ward eifersüchtig darüber, und meine Eifersucht war eine ganz natürliche, wenn man die eigenthümliche Situation erwog, in welcher ich mich befand.

Wie konnte ich meine junge Gattin unter dem Namen Miß Sherwin sich in Gesellschaft produciren lassen, um hier wie eine unverheirathete junge Dame mit den jungen Herren zu tanzen, die ihr vorgestellt werden würden!

Zweitens lag mir auch unendlich Viel daran, Margarethen noch vor Ablauf des Prüfungsjahres von dem Umgange mit ihren eigenen Standesgenossen zu entfernen, weil ich hoffte, sie in der Folge in die Gesellschaft meines Standes einzuführen. Ich hatte ihr meine Ideen hierüber unter vier Augen mitgetheilt und sie vollkommen geneigt gefunden, meinen Absichten zu entsprechen. Der Ehrgeiz, sich auf die höchsten Staffeln der socialen Stufenleiter zu erheben, äußerte seine Macht über sie, und schon hatte sie begonnen, die Gesellschaft, die ihr durch die Personen ihres Standes geboten ward, mit Gleichgültigkeit zu betrachten.

Was Mr. Sherwin betraf, so konnte ich ihm hiervon Nichts anvertrauen. Ich machte ihm bloß Vorwürfe über seine Manie, Margarethen fortwährend in Gesellschaft führen zu wollen, während dies doch weder ihrem Geschmack, noch dem meinigen entsprach. Er erklärte, sie liebe solche Gesellschaften, alle junge Mädchen liebten dergleichen; sie heuchele bloß Abneigung dagegen, um

mir damit einen Gefallen zu thun, und er habe durchaus nicht die Verpflichtung auf sich genommen, sie ein ganzes Jahr lang zu Hause schmachten zu lassen, blos um meinen Eigensinn zu befriedigen.

Bei Gelegenheit des Balles, von dem ich so eben gesprochen, erhob sich wieder derselbe Streit. Dies Mal war Mr. Sherwin entschlossen, seinem Kopfe zu folgen, und wagte, mir dies ohne Umschweife zu erklären.

Erbittert durch seine Hartnäckigkeit und den Mangel an Rücksicht, den er für meine Gefühle und meinen wehrlosen Zustand an den Tag legte, vergaß ich alle meine Zweifel und Bedenklichkeiten, und wendete mich insgeheim an Mr. Mannion, damit er den Einfluß aufböte, den er mir, wenn ich es wünschte, versprochen hatte, zu meinen Gunsten geltend zu machen.

Das Resultat war ein eben so schnelles als bündiges.

Am nächstfolgenden Abende erschien Mr. Sherwin vor uns mit einem zusammengefalteten Papier in der Hand und theilte uns mit, es sei dies ein Brief, durch welchen er anzeige, daß er die Einladung seines Freundes für seine Tochter nicht annehmen könne. Mr. Mannion's Name kam dabei nicht über seine Lippen, sondern er sagte blos in schmollendem und ziemlich kurzem Tone, er habe sich die Sache nochmals überlegt und sei aus gewissen Gründen von seinem anfänglichen Entschlusse zurückgekommen.

Nachdem ich in dieser neuen Richtung einmal einen ersten Schritt gethan, ging ich ohne zu zögern weiter und that noch viele ähnliche.

Jedes Mal, wo ich die Nordvilla öfter zu besuchen wünschte, brauchte ich es blos Mr. Mannion zu sagen, und den nächstfolgenden Morgen ward mir von der regierenden Gewalt die gewünschte Erlaubniß unverlangt ertheilt.

Mit Hilfe desselben geheimen Mechanismus konnte ich Mr. Sherwin's Kommen und Gehen, wenn Margarethe und ich beisammen waren, nach meinem Belieben regeln. Ich war jetzt so ziemlich sicher, außer Mistreß Sherwin Niemanden weiter in unserer Nähe zu finden, wenn ich es nämlich so wünschte, und man kann sich leicht denken daß dies meistentheils der Fall war.

Die günstige Vermittlung meines neuen Freundes war stets bereit, ruhig und in aller Stille für mich thätig zu sein.

Niemals erfuhr ich, wann oder wie er seinem Chef seine Anschauungsweise aufzwang, und Mr. Sherwin ließ seinerseits niemals ein Wort über diesen Einfluß fallen, dem er sich unterwarf. Er gewährte mir alle ausnahmsweisen Vergünstigungen, die ich von ihm verlangte, als ob es sich einzig und allein um seinen freien Entschluß handelte, ohne, wie es schien, auch nur zu ahnen, daß ich den Beweggrund seines Entschlusses so gut kannte.

Ich gewöhnte mich an diese vermittelnde Thätigkeit Mr. Mannion's um so eher, als dieser dabei das größte Zartgefühl an den Tag legte.

Er selbst schien nicht zu denken, daß er mir dadurch nur die mindeste Verbindlichkeit auflege. Er affectirte nicht eine plötzliche Vertrautheit mit mir, und in seinen

Manieren war nicht die mindeste Aenderung wahrzunehmen. Er bestand darauf, unsere Gesellschaft des Abends nur dann aufzusuchen, wenn ich ihn ausdrücklich dazu aufforderte, und wenn ich ihm nur zu verstehen gab, daß ich mir zu seinem Eifer für mein Interesse Glück wünschte, antwortete er stets in demselben kurzen Tone und mit seiner männlichen Festigkeit, daß er vielmehr sich als den begünstigten Theil betrachte, weil er dadurch Gelegenheit erhalte, Personen gefällig zu sein, an welchen er ein so aufrichtiges und so natürliches Interesse nähme.

Ich hatte Mr. Mannion, als ich an jenem Gewitterabende von ihm Abschied nahm, gesagt, daß ich seine Anerbietungen wie die eines Freundes aufnehmen würde, und jetzt fand sich, daß ich mein Wort viel früher und mit weit weniger Zurückhaltung gelös't, als ich ohne Zweifel in dem Augenblicke beabsichtigte, wo wir uns an der Schwelle seiner Thür trennten.

FÜNFTES KAPITEL.

Wir standen in den letzten Tagen des Herbstes, und schon hatte der Winter, ein rauher, düsterer und trauriger Winter, sich zu zeigen begonnen.

Beinahe fünf Monate waren verflossen, seitdem Clara und mein Vater auf das Land gegangen waren. Welche Mittheilung hatte ich mit ihnen während dieses Zeitraums unterhalten? Ich hatte keins von Beiden wieder gesehen und an meine Schwester blos geschrieben. Sie vermied sorgfältig, mir auch nur einen Schatten von Vorwurf im Bezug auf meine lange Abwesenheit zu machen,

und unterhielt mich blos von allerlei Einzelheiten im Bezug auf das Landleben, von welchen sie glaubte, daß sie mich interessiren könnten.

Der Ton ihrer Briefe war liebe reich; ja, er schien mir sogar noch liebe reicher zu sein als gewöhnlich; die Heiterkeit und süße angeborene Ruhe meiner Schwester waren aber in ihren Briefen nicht zu finden.

Es war leicht zu sehen, daß sie sich oft viel Mühe gab, den lebhaften pikanten Ton wieder zu treffen, der früher ihren Briefen einen so eigenthümlichen Reiz zu geben pflegte; aber das Streben war zu sichtlich, als daß eine Täuschung hierüber möglich gewesen wäre.

Mein Gewissen sagte mir nur zu deutlich, was an dieser Veränderung schuld war. Mein Gewissen sagte mir, was diese Umgestaltung in dem Tone der Briefe Clara's herbeigeführt, weil dadurch alle ihre Lieblingspläne gehemmt und die süßesten Freuden ihres Aufenthalts auf dem Lande vernichtet worden.

Mein Gewissen ermahnte mich, zu bedenken, daß meine Schwester mich erwartete und nach meiner Rückkehr seufzte, und daß Sie Wochen auf Wochen, Monate auf Monate in dieser fortwährend getäuschten Erwartung verfließen sah.

Ich war jetzt Egoist genug, um an meinen eigenen Leidenschaften, an meinen eigenen Interessen, an meiner eigenen Bequemlichkeit zu hängen. Dennoch aber war ich für die Einflüsse, welche mich seit meiner Kindheit geleitet und geführt, noch nicht so todt und unempfindlich, daß ich weder an Clara noch an meinen Vater, noch

an das alte Landschloß gedacht hätte, welches so viele reine und glückliche Erinnerungen in mir wach rief.

Zuweilen sogar, in der geliebten Nähe Margarethens, dachte ich an irgend eine Stelle in den Briefen meiner Schwester, welche ihr in meinem Herzen das Uebergewicht wiederzugeben schien, welches sie bis vor Kurzem noch besessen.

Zuweilen verbannte der Gedanke an meine Schwester alle anderen Gedanken, und in dem einsamen Hause in London nahmen meine Betrachtungen oft einen seltsamen Gang. Ich sah mich auf dem Lande an der Seite meiner Schwester reitend, oder wir plauderten ruhig in der alten gothischen Bibliothek des Schlosses, als ob meine neue Liebe und meine Vermählung mit all' ihrem Gefolge von Hoffnungen und Befürchtungen Ereignisse wären, welche nicht stattgefunden, und Interessen, die mich niemals anders bewegt hätten als in meiner Phantasie oder in einem entschwundenen Traume der Nacht.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, faßte ich zwei Mal den Entschluß, mir Verzeihung für meine lange Abwesenheit dadurch zu erwerben, daß ich meinen Vater und meine Schwester auf dem Lande besuchte, wenn auch nur auf einige Tage – aber jedes Mal ward mein Entschluß wieder wankend.

Das zweite Mal blieb ich standhaft bei meinem Vorhaben bis an den Bahnhof, wo ich auch wirklich ankam, aber blos, um mich wieder anders zu besinnen und wieder umzukehren.

Ich hatte endlich über den Schmerz triumphirt, den ich schon bei dem Gedanken empfand, mich auf einige Zeit von Margarethen zu trennen; die eben so lebhaft als unklare Furcht aber, daß ihr, ich weiß nicht was, in meiner Abwesenheit zustoßen könne, bewog mich, meinen Entschluß wieder aufzugeben.

In meinem Herzen schämte ich mich meiner Schwäche, gab ihr aber nichtsdestoweniger nach.

Endlich erhielt ich von Clara einen Brief, der einen Ruf an mich enthielt, welchem ich nicht widerstehen konnte.

»Niemals,« schrieb sie, »habe ich von Dir im Namen Deiner Liebe zu mir verlangt, uns zu besuchen; denn nimmermehr könnte es mir einfallen, mich Deinen Interessen oder Deinen Plänen in den Weg zu stellen. Heute aber bitte ich Dich um Deiner selbst willen, zu uns zu kommen und eine Woche, nicht länger, zu bleiben, dafern du nicht selbst Lust hast, uns Deine Gegenwart länger zu schenken.

»Du erinnerst Dich, daß unser Vater Dir in seinem Zimmer zu London sagte, er glaube, Du habest ein Geheimniß vor ihm. Ich fürchte, daß dieser Gedanke in seinem Gemüthe Wurzel faßt. Deine lange Abwesenheit bringt ihn auf mancherlei Gedanken. Er sagt Nichts darüber; aber wenn ich Dir schreibe, trägt er mir niemals eine Botschaft an Dich auf, und wenn ich Dich erwähne, so bringt er sofort das Gespräch auf etwas Anderes. Ich bitte Dich daher, komme zu uns und zeige Dich einige Tage lang. Es wird keine Frage an Dich gestellt werden – in dieser Beziehung sei unbesorgt.

»Deine Anwesenheit wird eine vortrefflicher Wirkung hervorbringen und das verhindern, was ich um jeden Preis vermieden zu sehen wünschte – ein ernstes Zerwürfniß zwischen unserem Vater und Dir. Bedenke, lieber Sidney, daß wir in vier bis sechs Wochen in die Stadt zurückkehren werden, und dann würde die Gelegenheit vorbei sein.«

Sobald ich diese Zeilen gelesen hatte, beschloß ich sofort, auf's Land zu reisen, so lange der Eindruck noch frisch in meinem Gemüthe war.

Margarethe sagte, als ich Abschied von ihr nahm, blos, daß sie mich sehr gern begleiten würde.

Es würde, meinte sie, für sie ein großes Vergnügen sein, ein großes Landschloß zu sehen wie das unsere.

Mr. Sherwin lächelte seiner Gewohnheit gemäß verschmitzt über die vielen Schwierigkeiten, die ich machte, um seine Tochter nur auf eine Woche zu verlassen.

Mistreß Sherwin nahm mich bei Seite, um mir mit einer damals unerklärlich scheinenden Dringlichkeit zu empfehlen, nicht länger abwesend zu bleiben, als ich jetzt meiner Erklärung zufolge beabsichtigte, und Mr. Mannion versicherte mir unter vier Augen, daß ich in meiner Abwesenheit ebenso auf ihn rechnen könne, wie ich bis jetzt gethan, und daß er meine Interessen in der Nordvilla stets auf das Genaueste im Auge behalten würde.

Es war seltsam, daß seine Worte die einzigen waren, welche mich bei dem Abschiede von London beruhigten und befriedigten.

Die Annäherung des Abends verdunkelte schon den kurzen Winternachmittag, als mein Wagen die Grenze unseres Landgutes passirte.

Ich habe stets gern das Land gesehen, wenn der weiße Schnee die Fläche des Bodens deckt. Gern hätte ich dieses Schauspiel am Tage meiner Ankunft auf unserem Landgut genossen; aber in der vergangenen Woche war Thauwetter gewesen. Ueberall um mich her sah ich Nichts als Schmutz, Wassertümpel und Nebel.

Die Luft ging scharf und feucht – der Schatten des Abends ward dichter und die alten entlaubten Ulmen der Parkallee seufzten im Winde und knarrten über mir, während ich mich dem Hause näherte.

Mein Vater empfing mich auf ceremoniösere Weise als mir lieb war. Ich wußte schon von meiner Kindheit an, was diese Höflichkeit zu bedeuten hatte, die er gegen seinen eigenen Sohn an den Tag legte. Welche Schlüsse hatte er wohl aus meiner langen Abwesenheit und der Hartnäckigkeit gezogen, mit der ich mein Geheimniß vor ihm bewahrte? Ich konnte es nicht wissen; aber es war klar, daß ich meinen gewohnten Platz in seiner Achtung verloren, und daß ich nicht hoffen konnte, ihn durch einen einwöchentlichen Besuch wieder zu erobern. Das Zerwürfniß, welches meine Schwester fürchtete, hatte zwischen uns schon begonnen.

Der öde Anblick der Natur hatte mich, während ich mich unserer Wohnung näherte, schon kalt angeweht.

Der Empfang, den ich von meinem Vater erfuhr, vermehrte meinen Hang zur Melancholie. Ich bedurfte der ganzen liebevollen Wärme, mit der Clara mich bewillkommnete, und des Vergnügens, mit dem ich sie mir leise danken hörte, daß ich ihre Bitte so rasch erfüllt, um mich nicht gänzlicher Muthlosigkeit hinzugeben.

In der ersten freudigen Erregung und während ich meine Schwester in meine Arme schloß, bemerkte ich nicht, daß trotz ihrer sanften Worte und ihrer zärtlichen Blicke ihr Gesicht eine Veränderung erfahren hatte, die mir später immer auffälliger ward. Sie schien magerer geworden zu sein, und ihre natürliche Blässe war größer als gewöhnlich. Augenscheinlich hatte sie mit Sorgen und Unruhe zu kämpfen gehabt. War ich die Veranlassung dazu gewesen?

Bei dem Diner herrschte an diesem Abende ein drückender, beengender Zwang. Mein Vater sprach blos von allgemeinen und alltäglichen Dingen, als ob er es mit einem einfachen, Bekannten zu thun hätte. Als meine Schwester sich entfernte, verließ er ebenfalls das Speisezimmer, um Jemanden zu empfangen, der in Geschäften mit ihm sprechen wollte. Die Gesellschaft der Weinflaschen hatte für mich keinen Reiz, und ich suchte daher Clara in ihrem Zimmer auf.

Anfangs sprachen wir blos von den verschiedenen Beschäftigungen, mit denen sie sich seit ihrer Rückkehr auf's Land befaßt. Sie scheuete sich ebenso wie ich, den Gegenstand meines langen Verweilens in London zur

Sprache zu bringen, und eben so viel Ueberwindung kostete es ihr, mit mir von dem Mißfallen zu sprechen, welches meine lange Abwesenheit in meinem Vater augenscheinlich erweckt hatte. Es bestand deßhalb ein gewisser Zwang zwischen uns, den Keins von Beiden abzuschütteln wagte.

Ein Zufall indessen, obschon ein an und für sich ganz unbedeutender, nöthigte mich bald, ein wenig mehr Offenheit zu zeigen, indem er mir Gelegenheit gab, mich frei über den Gegenstand auszusprechen, welcher ihre Gedanken vorzugsweise beschäftigte.

Ich saß Clara gegenüber in dem Winkel des Kamins und spielte mit einem Lieblingshunde, der mir in das Zimmer gefolgt war. Als ich mich zu dem Thiere herabneigte, machte ein Medaillon, welches Haar von Margarethen enthielt, sich von der Stelle meiner Weste, an der ich es befestigt hatte, los und hing nur noch an dem Schnürchen, welches ich um den Hals geschlungen. Ich beeilte mich, es wieder zu verbergen, aber nicht so schnell, daß nicht Clara mit jener Schnelligkeit des weiblichen Blickes Zeit gehabt hätte, ihre Augen auf diesen Gegenstand als auf etwas Neues zu heften und im Bezug auf den Gebrauch, zu dem es diente, die wahrscheinlichsten Schlüsse zu ziehen.

Ein Ausdruck der Ueberraschung und Freude verklärte ihre Züge. Sie stand auf, legte ihre Hand auf meine Schulter, wie um mich zu bewegen, ruhig auf meinem Platze sitzen zu bleiben und sah mich aufmerksam an.

»Sidney, Sidney,« sagte sie, »wenn dies das ganze Geheimniß ist, welches Du uns nicht hast mittheilen wollen, wie freue ich mich dann! Wenn ich aus der Weste meines Bruders ein Medaillon fallen sehe, von dem ich nicht wußte, daß er es trägt.« fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß ich zu verworren war, um zu sprechen, und wenn ich diesen Bruder erröthen sehe, während er sich beeilt, diesen Gegenstand wieder zu verstecken, so müßte ich nicht Weib sein, wenn ich nicht darüber sofort meine Betrachtungen und Vermuthungen anstellte.«

Sie schwieg. Ich machte einen neuen obschon sehr unglücklichen Versuch, die Sache von der scherzhaften Seite aufzufassen. Ihr Gesicht ward plötzlich nachdenklich und ernst, während sie immer noch die Augen auf mich geheftet hielt. Sie faßte mich sanft bei der Hand und murmelte mir in's Ohr:

»Wenn Du Dich vermählst, Sidney werde ich meine neue Schwester eben so lieben als ich Dich liebe.«

Und sie kehrte auf ihren Platz zurück.

In diesem Augenblick trat die Dienerin ein und brachte den Thee. Diese Unterbrechung verschaffte mir ein paar Minuten Zeit zum Nachdenken. Sollte ich ihr Alles sagen? Die erste Bewegung sagte Ja; das Nachdenken sagte Nein.

Wenn ich die Wirklichkeit so enthüllte, wie sie war, so wußte ich, daß ich meine Schwester Margarethen vorstellen mußte.

Zu diesem Zwecke hätte ich sie nothwendig in Mr. Sherwin's Haus führen und sie der Gefahr aussetzen müssen, sich demselben demüthigenden Zwange zu unterwerfen, in welchen ich mich in meinen Beziehungen zu meiner Gattin fügen mußte.

Ich ward demnach durch verschiedene Gefühle, ganz besonders aber durch meine Eigenliebe, von meiner anfänglichen Absicht wieder abwendig gemacht. Und übrigens mein Schwester in mein Geheimniß einweihen, hieß zugleich Sie in alle Folgen verwickeln, welche die Entdeckung dieses Geheimnisses haben konnte, und unerträglich war mir der Gedanke, sie die Verantwortlichkeit theilen zu lassen, welche auf mir allein lasten sollte.

Sobald wir uns daher allein sahen, sagte ich zu ihr:

»Denke nicht zu schlecht von mir, Clara, wenn ich es Dir frei stelle, aus Dem, was Du gesehen hast, Deine Schlüsse zu ziehen. Ich bitte Dich um weiter Nichts, als daß Du keinem Menschen ein Wort davon sagst. Ich kann jetzt noch nicht sprechen, wie ich zu sprechen wünschte. In wenigen Tagen wirst Du erfahren warum, und mir dann zu meiner Zurückhaltung Glück wünschen. Wirst Du mittlerweile zufrieden sein, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß Du, wenn die Zeit da ist, mein Geheimniß bekannt werden zu lassen, die erste Person sein wirst, die es erfährt, die erste, zu welcher ich Vertrauen haben werde?«

»Da Du meine Neugier nicht ganz ohne Nahrung lässest,« sagte Clara lächelnd, »sondern ihr im Gegentheile erlaubst, vor der Hand sich an ein wenig Hoffnung zu

weiden, so glaube ich, obschon ich ein Mädchen bin, Dir Alles Versprechen zu können, was Du wünschest. Ernsthaft gesprochen, Sidney,« fuhr sie fort, »Dein kleines indiscretes Medaillon hat die schwarzen Befürchtungen, deren Ursache Du warst, schon auf so angenehme Weise zerstreut, daß ich mich glücklich schätzen werde, jetzt in der Erwartung zu leben, ohne jemals eher wieder von Deinem Geheimnisse zu sprechen, als bis Du mich dazu ermächtigt.«

Hier trat mein Vater in das Zimmer und unser Gespräch ward unterbrochen.

Sein Benehmen hatte sich seit dem Diner im Bezug auf mich nicht geändert, und blieb auch während der Woche, welche ich bei ihm auf dem Lande verweilte, dasselbe.

Eines Morgens, als wir allein waren, faßte ich Muth und beschloß, mich ein wenig auf das gefährliche Terrain zu wagen, um zu wissen, wie ich mich in der Zukunft zu benehmen haben würde.

Nicht so bald aber hatte ich angefangen, auf mein langes Zurückbleiben in London hinzudeuten und versucht, mich zu entschuldigen, als er mich plötzlich unterbrach.

»Ich habe Dir,« sagte er in ernstem und kaltem Tone, »schon vor einigen Monaten gesagt, daß ich auf Deine Ehre zu fest baue, als daß es mir einfallen könnte, Dich mit Argwohn zu beobachten oder mich in Angelegenheiten mischen zu wollen, welche Du vorziehst, für Dich zu bewahren. So lange Du nicht vollkommenes Vertrauen zu mir hast und mit vollständiger Aufrichtigkeit mit mir

sprechen kannst, mag ich Nichts hören. Dieses Vertrauen hast Du jetzt nicht. Du stockst, wenn Du sprichst, und Deine Augen begegnen den meinigen nur mit schlecht verhehlter Verlegenheit. Ich sage Dir nochmals, daß ich Dich bei den ersten Worten deiner unbestimmten Erklärung, die Du wieder an mich richtest, abermals unterbrechen werde. Die Verstellung nährt sich von Entschuldigungen, und ich würde Dir Unrecht thun, wenn ich voraussetzen wollte, daß Du einen ernsten Beweggrund hättest, mir gegenüber Gebrauch davon zu machen. Du stehst in einem Alter, wo Du die Verantwortlichkeit für Deine Handlungen tragen mußt und sie eben so gut kennen mußt, wie ich die meinige kenne. Wähle daher sofort und sage mir entweder Alles oder Nichts.«

Nachdem er so gesprochen, blieb er noch einige Minuten im Zimmer, dann verließ er es. In diesem Augenblicke war mir die demüthigende Nothwendigkeit, mich verstellen zu müssen, so peinlich, daß ich ihm Alles gestanden haben würde, wenn ich überzeugt gewesen wäre, daß er diese Qual verstanden und mich beklagt, wenn mir auch nicht verziehen hätte.

Dies war der erste und der letzte Versuch, den ich meinem Vater gegenüber zu machen wagte, um ihm auf dem Wege der Andeutungen und halben Geständnisse die Beschaffenheit meines Geheimnisses zu offenbaren. Was ein muthiges vollständiges Bekenntniß betraf, so hatte ich mich durch eine sophistische Argumentation überredet, daß nur viel Uebles daraus hervorgehen könne. Da ich

noch mehrere Monate warten mußte, wie ich deren bereits mehrere gewartet, bis mein Glück eine Wirklichkeit würde, warum sollte sich dann nicht das Geheimniß meiner Vermählung solange als möglich bewahren? War es nicht am Besten, wenn ich mich enthielt, es meinem Vater zu entdecken, so lange die Nothwendigkeit mich nicht unbedingt dazu zwang, oder die Umstände dafür nicht günstig waren?

Meine Neigung entschied die Frage mit Ja, und eine Entscheidung dieser Art, mochte sie gut oder schlecht sein, war damals vollkommen hinreichend, um mich zu beruhigen.

Was meinen Vater betraf, so blieb daher meine Reise auf's Land vollständig erfolglos. Ich hätte schon am Tage nach meiner Ankunft wieder nach London zurückreisen können, ohne daß seine Meinung sich in irgend einer Beziehung geändert hätte. Nichtsdestoweniger aber blieb ich die ganze Woche – um Clara's willen.

Wie großes Vergnügen ich auch in dem Umgange mit meiner Schwester fand, so war mein Besuch doch im Ganzen genommen ein schmerzerregender.

Der egoistische Wunsch, wieder bei Margarethen zu sein, den ich nicht ganz unterdrücken konnte, die Kälte meines Vaters, die Nothwendigkeit, sich während der fortwährend unfreundlichen und regnerigen Witterung auf das Zimmer beschränkt zu halten, alles Dies trug in verschiedenem Grade bei, das Gefühl der Behaglichkeit nicht in mir aufkommen zu lassen.

Abgesehen von diesen Ursachen aber fühlte ich mich auch gekränkt und gedemüthigt durch den Gedanken, daß ich in meinem eigenen Vaterhause gleichsam ein Fremdling geworden war. Nichts schien mehr dieselbe, Physiognomie zu haben wie früher. Die Zimmer, die alten Diener, die Promenaden, die Hausthiere, Alles schien seit meinem letzten Besuche, seitdem ich es das letzte Mal gesehen, Etwas von seiner eigenthümlichen Physiognomie verloren zu haben.

Der Theil des Hauses, welchen ich früher vorzugsweise bewohnte, mißfiel mir jetzt, und es kostete mir peinliche Anstrengung, mich wieder in gewisse Gewohnheiten zu fügen, die mir sonst ganz vertraut, waren. Seit dem letzten Herbste und Winter schien mein Leben sich einen neuen Kanal gebahnt zu haben und nicht wieder auf meinen Befehl in sein altes Bett zurückleiten lassen zu wollen. Kurz, ich fühlte mich fremd in der Heimath.

Sobald die Woche um war, trennten mein Vater und ich uns genau auf dieselbe Weise, wie wir uns wiedergesehen. Als ich von Clara Abschied nahm, machte sie keine Anspielung auf die kurze Zeit meines Verweilens, sondern sagte einfach, daß wir uns bald in London wiedersehen würden.

Augenscheinlich hatte sie die wehmüthigen Eindrücke bemerkt, welche dieser Besuch in mir zurückgelassen, und war entschlossen, diese neue, aber kurze Trennung unter so lachenden Auspicien als möglich stattfinden zu lassen. Jetzt verstanden wir einander, und dies war für sie ein Grund, mich zu trösten, indem ich sie verließ.

Gleich nach meiner Wiederankunft in London machte ich mich auf den Weg nach der Nordvilla. Es war, sagte man mir, in meiner Abwesenheit Nichts vorgefallen; dennoch aber schien Margarethe mir ein wenig verändert zu sein. Sie war blaß, außerordentlich reizbar und schweigsam, wie ich sie noch nie gesehen. Sie erklärte dies, als ich sie befragte, durch eine gewisse Niedergeschlagenheit, welche ihr gezwungenes Zuhausebleiben während dieser kalten Nebel- und Regentage bei ihr zur Folge gehabt.

In anderer Beziehung hatte diese Häuslichkeit Nichts von ihrer gewohnten Monotonie verloren. Mistreß Sherwin saß wie gewöhnlich auf ihrem Platze in dem Salon, und ihr Mann las das Abendjournal in dem Speisesaale bei einem Glase seines alten viel gerühmten Portweins.

Nachdem die ersten fünf Minuten vorüber waren, kehrte ich zu meinen früheren Gewohnheiten mit so leichter Mühe zurück, als ob sie nicht einen einzigen Tag unterbrochen gewesen wären. Ueberall, wo meine junge Gattin war, da war fortan meine Heimath, ohne daß ich eine andere haben durfte.

Mr. Mannion kam ziemlich spät mit Geschäftsbriefen, die er Mr. Sherwin vorlegen wollte. Da ich im Begriffe stand, fortzugehen, so ließ ich ihn bitten, auf einen Augenblick aus dem Speisezimmer herauszukommen.

Er hatte niemals eine sehr warme Hand, dies Mal aber fand ich sie, als ich sie angriff, um ihn zu begrüßen, so eisig, daß einen Augenblick lang die meinige buchstäblich durch diese Berührung erstarrte.

Er wünschte mir blos in alltäglichen Worten Glück zu meiner Rückkehr und sagte ebenfalls, daß in meiner Abwesenheit Nichts vorgefallen sei.

Als er aber diese wenigen Worte sprach, bemerkte ich zum ersten Male eine leichte Veränderung in seiner Miene. Der Ton war dumpfer und leiser und die Artikulation eine raschere als gewöhnlich.

Dieser Umstand in Verbindung mit der außerordentlichen Kälte seiner Hand veranlaßte mich, ihn zu fragen ob er sich wohl fühle. Er antwortete, daß er in meiner Abwesenheit allerdings ein wenig leidend gewesen sei, und zwar in Folge allzu angestregten Arbeitens. Er entschuldigte sich sodann, daß er mich wegen der von ihm mitgebrachten Geschäftsbriefe so schnell wieder verlassen müsse, und kehrte mit einer Hast, die ich noch nicht an ihm bemerkt, wieder in das Speisezimmer zu Mr. Sherwin zurück.

Ich hatte sowohl Margarethen als auch Mr. Sherwin bei guter Gesundheit verlassen; bei meiner Rückkunft aber fand ich sie beide unwohl.

Ganz gewiß war in meiner Abwesenheit Etwas vorgefallen, obschon Alle in der Erklärung übereinstimmten, daß Nichts geschehen sei. In der Nordvilla schien man jedoch vorübergehenden Unpäßlichkeiten keine große Beachtung zu schenken, denn Mistreß Sherwin's schwächliche Gesundheit hatte hier Jedermann an fortwährende Klagen in dieser Beziehung gewöhnt.

SECHSTES KAPITEL.

Ungefähr sechs Wochen nach dem Besuche, den ich meinem Vater und Clara auf dem Lande abgestattet, kehrten sie für die Saison nach London zurück.

Ihre Ankunft hatte keine Veränderung in meinen täglichen Gewohnheiten zur Folge. Die Verlegenheit war von meiner Schwester eben so wie von mir bei unsrer Unterredung beseitigt und es ward mit keinem Worte auf mein Geheimniß hingedeutet. Die Geschäfte, welche mein Vater in der Stadt, wie gewöhnlich, zu besorgen hatte, hielten ihn von mir entfernt.

Meine Absicht ist indessen nicht, länger bei dem Leben zu verweilen, welches ich sowohl in unserm Hause als in der Nordvilla während des Frühlings und des Sommers führte. Es hieße dies einfach, Vieles wiederholen, was schon erzählt worden ist. Besser ist es, wenn ich sofort zur Zeit des Endes meines Prüfungsjahres komme – einer Zeit, von welcher zu sprechen mir trotz meines ernstesten Entschlusses viel Ueberwindung kostet.

Ich bin jedoch schon zu weit vorgeschritten, als daß ich noch Halt machen könnte. Uebrigens wird es auch nur noch weniger Blätter bedürfen, um –

O, welche Schwäche! – Ich *muß* weiter erzählen – meine Erzählung muß vollständig sein. Es handelt sich blos noch um eine Arbeit von wenigen Wochen und dieses Werk der Reue und Buße ist beendet.

Der Leser denke sich daher, daß der letzte Tag meines langen Prüfungsjahres gekommen ist und daß den nächstfolgenden Tag Margarethe, um deren willen ich mich geopfert, für welche ich so viel gelitten, endlich mein sein wird.

Am Vorabende des Tages, wo diese große Veränderung in meinem Leben vorgehen sollte, konnten die verschiedenen Situationen, in welchen wir uns sämmtlich zu einander befanden, auf folgende Weise angedeutet werden.

Die Kälte, die mein Vater mir in seinem Benehmen zeigt, hat sich seit meinem Verweilen in London nicht geändert. Ich meinerseits habe mich sorgfältig gehütet, in seiner Gegenwart nur ein Wort zu sprechen, welches eine, wenn auch nur entfernte Beziehung zu meiner wirklichen Situation hätte. Wir sehen einander nicht, ohne die gewöhnlichen äußern Formen zu beobachten, die in den Beziehungen zwischen Vater und Sohn liegen, aber dennoch ist unser Zerwürfniß ein vollständiges geworden.

Clara hat nicht verfehlt, dies zu bemerken, und im Stillen darüber geseufzt. Nichtsdestoweniger erwachten glücklichere Gefühle in ihrem Gemüthe, als ich ihr unter vier Augen zu verstehen gab, daß die Zeit, ihr mein Geheimniß zu entdecken, nicht mehr fern sei. Ihre Aufregung kam beinahe der meinigen gleich, obschon sie an weiter Nichts denken konnte als an eine ihr vorbehaltene Erklärung und Ueberraschung.

Oft, wenn ich an ihre natürliche Empfänglichkeit dachte, fürchtete ich beinahe, sie noch länger in Ungewißheit

zu lassen, und bedauerte, ihr Etwas von dem neuen Interesse, welches mein Leben beherrschte, zu wissen gethan zu haben, ehe die Zeit da war, ihr Alles zu sagen.

Mr. Sherwin und ich hatten in der letzten Zeit in einem Vernehmen zu einander gestanden, in welchem nichts weniger als große Herzlichkeit herrschte. Er hatte einen kleinen Groll gegen mich, weil ich meinem Vater gegenüber noch nicht meine Vermählung muthig zur Sprache gebracht hatte, und betrachtete die Gründe, die ich hatte, um dieselbe noch geheim zu halten, als die Wirkung eines unbedingten Mangels an moralischer Festigkeit.

Andrerseits konnte er jedoch auch nicht die gewissenhafte Genauigkeit verkennen, mit welcher ich seinen Wünschen in jeder andern Beziehung entsprochen hatte. Ich hatte mein Leben zu Margarethens Gunsten mit einer ziemlichen Summe versichert und auch die geeigneten Schritte gethan, um bei der ersten eintretenden Vacanz eine für mich passende Anstellung zu erhalten. Die große Mühe, die ich mir gegeben, um Margarethens Zukunft und die meinige gegen schlimme Zufälle sicher zu stellen, brachte aber dennoch auf Mr. Sherwin nicht die günstige Wirkung hervor, welche sie auf einen weniger egoistischen Menschen nothwendig geäußert haben würde. Wenigstens hatte sie jedoch die Folge, daß er Nichts weiter über meine Zurückhaltung hinsichtlich meines Vaters äußerte und gegen mich eine Höflichkeit beobachtete, die zwar mürrisch, aber im Grunde genommen bei Weitem nicht so widerlich war als jenes familiäre Wesens, mir der er mir anfangs lästig fiel.

Während des Frühlings und des Sommers schien Mistreß Sherwin immer schwächer und schwächer zu werden. Zuweilen ließen ihre Worte und ihr Wesen, besonders in Bezug auf mich, fürchten, daß ihr Verstand mit den Kräften des Körpers zugleich schwinde.

Bei einer Gelegenheit zum Beispiel, wo Margarethe das Zimmer auf einige Minuten verlassen hatte, näherte sie sich mir rasch, um mir mit fieberhafter Unruhe die Worte zuzumurmeln:

»Geben Sie genau Acht auf Ihre Gattin; vergessen Sie nicht, alle bösen Menschen von ihr fern zu halten. Ich habe mich bemüht, dies zu thun; thun Sie es ebenfalls.«

Ich verlangte sofort eine Erklärung dieses außerordentlichen Rathes von ihr, aber sie antwortete nur, indem sie Etwas von der ganz natürlichen Besorgniß einer Mutter flüsterte, dann verfügte sie sich schleunigst wieder auf ihren Platz. Es war mir unmöglich, sie zu bewegen, sich auf deutlichere Weise zu erklären.

Mehr als ein Mal bemerkte ich an Margarethen gewisse Ausbrüche von seltsamer Laune, die mir eben so unerklärlich waren als das Benehmen ihrer Mutter. Es war dies kurze Zeit nach meiner Rückkehr vom Lande nach der Nordvilla. Oft ward sie plötzlich traurig und träumerisch, oder reizbar und empfindlich, während sie gleich darauf sich wieder eifrigst bedacht zeigte, dem geringsten meiner Wünsche zuvorzukommen und sich dankbar für die mindeste Aufmerksamkeit zu bezeigen, die ich ihr bewies.

Diese seltsame Veränderlichkeit berührte mich unangenehmer und schmerzlicher als ich sagen kann. Ich liebte Margarethen zu sehr, als daß ich im Stande gewesen wäre, mit dem sichern Blicke eines Moralisten die Unvollkommenheiten ihres Charakters zu ergründen. Mir war dabei nicht bewußt, daß ich ihr zu dieser Veränderlichkeit der Laune Anlaß gab, und wenn sie einzig und allein auf Rechnung der Koketterie zu bringen war, so war die Koketterie in diesem Falle das letzte Mittel der Verführung, welches im Stande gewesen wäre, über mich einige Gewalt auszuüben.

Indessen ließen diese Veränderlichkeiten und meine Vorstellungen dagegen glücklicher Weise keine Spur zurück, während das Ende meiner Prüfungszeit immer näher heranrückte.

Margarethe hatte jetzt ihre früheren bezaubernden Manieren ganz wiedergewonnen. Zuweilen verriethen sich bei ihr gewisse Symptome von Verlegenheit und eines ungewöhnlichen träumerischen Wesens, aber ich bedachte, wie nahe wir dem Tage waren, wo unsere Liebe keinem Zwang mehr unterliegen würde, und diese Verlegenheit erschien mir an ihr wie ein neuer Reiz, wie eine neue Zierde ihrer Schönheit. Es gab jetzt Augenblicke, wo ich beinahe zitterte, wenn ich mein eigenes Herz prüfte, und entdeckte, mit welcher vollständigen Hingebung ich alle Schätze zu Margarethens Füßen niedergelegt hatte.

Mr. Mannion fuhr, was die Aufmerksamkeit auf meine Interessen betraf, fort, sich wie immer als eifriger und

meiner würdiger Freund zu zeigen, doch schien in mehreren Beziehungen auch mit ihm eine Veränderung vorgegangen zu sein. Das Unwohlsein, über welches er sich zur Zeit meiner Wiederankunft in London beklagt, schien sich verschlimmert zu haben. Er besaß immer noch dasselbe kalte, marmorne, undurchdringliche Gesicht, welches gleich das erste Mal, wo ich es gesehen, einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hatte; seine bis dahin so ruhigen und anscheinend durch die Macht des Willens beherrschten Manieren waren schroff und veränderlich geworden. An gewissen Abenden, wo ich ihn hatte bitten lassen, in den Salon zu kommen, um uns über eine schwierige Stelle in einem italienischen oder deutschen Buche – denn ich hatte mit Margarethen wieder die Abendlectüre begonnen – hinwegzuhelfen, hielt er oft, ehe er noch drei oder vier Worte erklärt hatte, inne und murmelte in verändertem Tone Etwas über plötzliches Ohrenbrausen, über Nervenzufälle und dergleichen, worauf er in der Regel das Zimmer wieder verließ.

Diese Zufälle waren eben so geheimnißvoll und räthselhaft wie alles Andere, was mit diesem Manne zusammenhing. Man gewahrte an ihm kein äußeres Anzeichen von Schmerz und keine außerordentliche Blässe. Endlich hörte ich ganz auf, ihn zu bitten, zu uns zu kommen, denn seine plötzlichen Anwandlungen wirkten ganz natürlich auch auf Margarethen so nachtheilig ein, daß sie sich während des ganzen noch übrigen Abends unwohl fühlte. In den letzten Wochen meines Probejahres schien,

wenn der Zufall mich mit ihm zusammenführte, die günstige Jahreszeit des Sommers keine Besserung in seinem Zustande herbeigeführt zu haben. Ich bemerkte, daß seine kalte Hand, deren Berührung mich an jenem rauhen Winterabende, wo ich vom Lande zurückgekommen war, zuerst mit dem Gefühle eisiger Erstarrung erfüllt, während der heißen Tage, die der Entwicklung meiner selt-samen Situation in der Nordvilla vorangingen, noch eben so kalt war als damals. So war der Stand der Dinge in meinem väterlichen Hause und bei Mr. Sherwin, als ich mich auf den Weg machte, um Margarethen den letzten Besuch unter meinem entlehnten Charakter abzustatten, denn es sollte nun nur noch eine einzige Nacht vor unsrer gänzlichen und vollständigen Vereinigung verfließen. Ich hatte den ganzen Tag in einem kleinen Hause zugebracht, welches ich in der Umgebung von London auf einen Monat gemiethet und wo ich mich mit den nothwendigen Vorbereitungen beschäftigt hatte.

Ein Monat reinen Glücks mit Margarethen, fern von der Welt und allen Einflüssen derselben, dies war das irdische Paradies, dem seit länger als Einem Jahre meine theuersten und lebhaftesten Hoffnungen zugewendet waren – Hoffnungen, die sich nun endlich verwirklichen sollten. Ich war mit meinen Arrangements in diesem kleinen Landhause zeitig genug fertig, um ein wenig vor der gewohnten Stunde des Diners in das Haus meines Vaters zurückkehren zu können. Während dieser Mahlzeit erklärte ich, daß ich London auf Einen Monat verlassen

würde, indem ich vorgab, daß ein auf dem Lande wohnender Freund mich zu sich eingeladen hätte.

Mein Vater hörte mich mit seiner gewohnten Kälte und Gleichgültigkeit an und fragte mich gegen meine Erwartung nicht einmal, wer der Freund sei, welchen ich besuchen wolle.

Nach dem Diner nahm ich Clara beiseite und sagte ihr, daß ich ihr morgen, meinem Versprechen gemäß, ehe ich abreis'te, das Geheimniß anvertrauen würde, welches ich so lange in die eigene Brust verschlossen, indem ich sie zugleich bat, es jetzt noch Niemandem weiter mitzutheilen.

Hierauf verließ ich zwischen neun und zehn Uhr schnell das Hause, um in der Nordvilla einen letzten halbstündigen Besuch zu machen.

Ich zweifelte beinahe an der Wirklichkeit meines Glückes, und war, glaube ich, unfähig, mir einen richtigen Begriff von der Freude zu machen, welche mein Herz erfüllte.

Eine Enttäuschung erwartete mich. Margarethe war nicht zu Hause. Sie war, wie man mir sagte, zu einer Abendgesellschaft bei einer ihrer Tanten gegangen, einer alten Jungfer, welche für sehr reich galt und welcher deßhalb von der Familie alle möglichen Aufmerksamkeiten und Rücksichten erwiesen wurden.

Ich ward durch Das, was ich erfuhr, aber nicht blos überrascht, sondern mit Entrüstung erfüllt. Margarethen

gerade an diesem Abende von allen andern aus dem Hause zu schicken, verrieth einen empörenden Mangel von Rücksicht gegen uns Beide.

Master und Mistreß Sherwin waren im Zimmer als ich eintrat, und ich sprach mich gegen ihn in Ausdrücken aus, die durchaus nichts Versöhnliches hatten. Er litt an heftigem Kopfweh, und da dies seine schlechte Laune noch bedeutend gesteigert haben mochte, so antwortete er mir in dem anmaßendsten Tone, den er bis jetzt anzunehmen gewagt:

»Mein werther Herr, erlauben Sie mir ein für alle Mal, mich entschieden auszusprechen. Von morgen an werden Sie thun, was in *Ihrem* Belieben steht, heute aber lassen Sie mich zum letzten Male thun, was *mir* beliebt. Ich weiß wohl, daß es nicht gern gesehen haben, wenn Margarethe in Gesellschaft ging, und wir würden auch heute Abend Rücksicht auf Ihre Wünsche genommen haben, wenn die alte Dame uns nicht einen zweiten Brief geschrieben hätte, in welchem sie uns mit ihrer Ungnade drohte, wenn wir Margarethen nicht erlaubten, sie zu besuchen. Ich konnte wegen meines Kopfwehes nicht ausgehen, um ihr Gegenvorstellungen zu machen. Dennoch liegt es auch in Ihrem eignen Interesse, daß meine Tochter in gutem Einvernehmen mit ihrer Tante bleibe, denn sie wird ein Mal ihr ganzes Vermögen erben, dafern sie sie nur zuweilen besucht. Deßhalb habe ich sie auch heute Abend gehen lassen. Dies wird uns früher oder später einige tausend Pfund einbringen. Mr. Mannion hat sich, obschon er nicht recht wohl ist, erbitten lassen, ihr als

Cavalier dienen, um sie wieder nach Hause zu begleiten, und Sie können sich daher denken, daß sie in guten Händen ist. Wozu machen Sie also ein so großes Aufheben über eine so ganz natürliche Sache?«

Allerdings war es für mich eine bedeutende Herzenserleichterung, zu erfahren, daß Mr. Mannion Margarethens Begleiter war. Nach meiner Meinung verdiente er dieses Vertrauen weit eher als selbst mein Schwiegervater. Von allen Diensten, die er mir bis jetzt geleistet, erachtete ich diesen für den kostbarsten, aber ich wäre ihm noch dankbarer gewesen, wenn er sich bemüht hätte, Margarethen von dem Besuche dieser Abendgesellschaft abzureden.

»Ich muß Ihnen nochmals sagen,« hob Mr. Sherwin an, als ich ihm nicht sogleich antwortete, »ich muß Ihnen nochmals sagen, daß Sie sehr Unrecht haben, wenn Sie sich über meine Handlungsweise beschweren. Ich habe Alles zum Besten und mit Rücksicht auf Margarethens und Ihre Bequemlichkeit arrangirt. Gegen Mitternacht wird sie wieder da sein und Mr. Mannion ist bei ihr und ich weiß daher wirklich nicht, was Ihnen in den Kopf gefahren ist, daß Sie mich, ohne auf meinen leidenden Zustand Rücksicht zu nehmen, so mit Vorwürfen und Beschuldigungen überhäufen.«

»Sie thun mir Ihres Unwohlseins wegen sehr leid, Mr. Sherwin, und ich ziehe Ihre guten Absichten eben so wenig in Zweifel als die Versicherung, daß Margarethe an Mr. Mannion's Seite wohl aufgehoben ist, dennoch aber ist es mir natürlicher Weise sehr unangenehm sie heute Abend nicht zu Hause anzutreffen.«

»Ich sagte wohl, daß sie heute Abend nicht ausgehen sollte – trotz des Briefes ihrer Tante – ich sagte es wohl.«

Diese kecke Interpellation kam von Mistreß Sherwin. Ich hatte sie noch niemals in Gegenwart ihres Mannes eine Meinung aussprechen hören, und ein solcher Ausfall von ihrer Seite schien mir unerklärlich. Sie sprach diese Worte schnell und entschieden und in einem entschlossenen Tone, den sie sonst niemals annahm, während sie gleichzeitig einen ganz eigenthümlich ausdrucksvollen Blick auf mich heftete.

»Wirst Du wohl schweigen!« rief Mr. Sherwin wüthend; »wie zum Teufel kannst Du Dir erlauben, eine Meinung auszusprechen, wenn Dich Niemand darum fragt! – Ich muß Ihnen sagen, Mr. Sidney,« fuhr er fort, »indem er sich wieder zu mir wendete, »Sie würden, um diesem ganzen abgeschmackten Auftritte ein Ende zu machen, am besten thun, wenn Sie sich selbst in die fragliche Gesellschaft begäben. Sie brauchen sich blos auf mich zu berufen und Mr. Mannion wird mit seiner gewohnten Höflichkeit die Formalitäten der Vorstellung auf sich nehmen. Gehen Sie hin, ich bitte Sie – gehen Sie hin – es ist dies das Beste, was Sie thun können.«

Er schwieg und schien den Rest seiner Mißlaune an der Klingel auszulassen, in die er heftig hineinriß, weil die Dienerin ihm den vom Arzte verordneten kühlenden Trank noch nicht gebracht hatte.

Ich wußte nicht recht, ob ich auf seinen Vorschlag eingehen sollte. Während ich darüber noch dachte, benutzte Mistreß Sherwin einen Augenblick, wo ihr Mann seine Augen nicht auf sie gerichtet hatte, um mir bedeutsam zuzunicken. Ich begriff, daß sie wünschte, mich in die Abendgesellschaft gehen zu sehen; aber zu welchem Zwecke? und was sollte diese Handlungsweise bedeuten?

Die langen Körperleiden der armen Frau hatten augenscheinlich auch ihren Verstand geschwächt. Wozu sollte ich mich entschließen? Ich hatte mir fest vorgenommen, Margarethen noch diesen Abend zu sehen, aber in Gesellschaft ihrer Eltern zwei oder drei tödtlich lange Stunden auf ihre Rückkehr zu warten – mit dieser Idee konnte ich mich nicht befreunden.

Ich entschloß mich daher, Mr. Sherwin's Rathe zu folgen und zu der alten Tante zu gehen. Dort kannte mich sicherlich Niemand. Auf jeden Fall traf ich dort Leute, die einer ganz andern Welt angehörten als der, in welcher ich mich sonst zu bewegen pflegte, und deren Thun und Treiben mir vielleicht Stoff zu interessanten Beobachtungen bot. Auf alle Fälle war dies das sichere Mittel, diesen Abend noch ein paar Stunden in Margarethens Nähe zuzubringen, und ich konnte dann selbst sie nach Hause begleiten. Ohne weiter zu zögern, nahm ich daher die Adresse, welche Mr. Sherwin mir auf ein leeres Couvert geschrieben, und wünschte meinen Schwiegereltern gute Nacht.

Es schlug gerade zehn Uhr, als ich aus der Nordvilla heraustrat. Der Mond, der vorher ziemlich hell geschienen, zeigte sich nur noch in seltenen Zwischenräumen, denn die Wolken wurden immer dichter und hatten beinahe schon den ganzen weiten Raum des Himmels überzogen.

SIEBENTES KAPITEL.

Um mich an den Ort meiner Bestimmung zu begeben, mußte ich mich ziemlich weit von Mr. Sherwin's Hause entfernen und den Weg durch den volkreichen Stadttheil nehmen, welcher sich auf der rechten Seite von Edgeware Road hinzieht.

Das Haus der Tante Margarethens erkannte ich bei meinem Eintritte in die Straße, wo es stand, sofort an den glänzend erleuchteten Fenstern, an den Tönen der Tanzmusik und an einer Menge von Kutschern, Lakaien und müssigen Gaffern, die vor der Thür standen. Augenscheinlich war die versammelte Gesellschaft sehr zahlreich. Ich war unschlüssig, ob ich eintreten sollte oder nicht. Ich fühlte wohl, daß ich nicht in der geeigneten Gemüthsstimmung war, um conventionelle Complimente mit Personen auszutauschen, die mir vollständig fremd waren. Es war mir, als wenn mir Jedermann das Fieber der Freude und Ungeduld, welches in mir tobte, sofort am Gesichte ansehen müßte. Konnte ich Margarethen gegenüber wohl die angenommene Rolle eines Familienfreundes durchführen – besonders an diesem Abende?

Ganz gewiß mußte mir dies sehr schwer fallen und höchst wahrscheinlich ward, wenn ich mich in dieser Gesellschaft bewegte, unser Geheimniß durch mein Benehmen verrathen. Ich beschloß daher, in der Nähe des Hauses bis gegen Mitternacht auf- und abzugehen, dann wollte ich eintreten, Mr. Mannion meine Karte hinaufschicken und ihm melden lassen, daß ich ihn unten erwartete, um mit ihm gemeinschaftlich Margarethen nach der Nordvilla zurückzubegleiten.

Ich schritt über die Straße hinüber, um mich auf das dem Hause gegenüber befindliche Trottoir zu stellen und von hier aus die Fenster zu betrachten.

Ich hörte einige Zeit der Musik zu, welche durch die geöffneten Fenster hindurch deutlich hörbar war, und suchte mir vorzustellen, was Margarethe in diesem Augenblicke thäte. Hierauf drehte ich mich herum und ging in östlicher Richtung weiter, ohne zu wissen, wohin ich meine Schritte lenkte. Ich fühlte mich sehr ungeduldig, aber keineswegs ermüdet. Ich wußte, daß ich ehe noch zwei Stunden vergingen, meine Gattin wiedersehen würde. Bis dahin existirte die Gegenwart nicht für mich – ich lebte nur in der Vergangenheit und in der Zukunft.

Ich ging allein, ohne mich um Etwas zu kümmern, durch Seitengassen und von Menschen wimmelnde Hauptstraßen.

Von allen den Schauspielen, welche eine große Stadt einem nächtlichen Spaziergänger darbieten, zog nicht ein einziges meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich hörte

und sah Nichts, als was in meinem eigenen Herzen voring. Was galt mir in diesem Augenblicke die ganze Welt? Sie war für mich blos in jenem kleinen Hause enthalten, welches uns den nächstfolgenden Tag in seine friedlichen Räume aufnehmen sollte!

Nachdem ich so eine Stunde lang auf's Gerathewohl umherpromenirt war, näherte ich mich unwillkürlich wieder dem Hause, in welchem Margarethens Tante wohnte.

Ich kam demselben gegenüber gerade in dem Augenblicke an, wo auf der Uhr einer benachbarten Kirche die elfte Stunde schlug.

Ich erwachte aus meinem Hinbrüten. Eine noch größere Anzahl Wagen als vorher hielt auf der Straße, und vor der Thür sah ich auch eine noch größere Anzahl Diener und Kutscher versammelt. Waren die Eingeladenen im Begriffe, sich zu entfernen, oder waren erst noch späte Gäste empfangen worden? Ich beschloß, mich dem Hause zu nähern und mich zu überzeugen, ob die Musik aufgehört habe oder nicht. Ich brauchte blos einige Schritte zu thun, um die Töne der Harfe und des Pianoforte lustiger als je erklingen zu hören.

Plötzlich öffnete sich die Hausthür und eine Dame und ein Herr traten heraus. Das Licht der unmittelbar über der Hausthür brennenden Laterne fiel hell auf das Gesicht der Heraustretenden und ich erkannte Margarethen und Mr. Mannion. Sie gingen also schon nach Hause? Ueber Eine Stunde vor dem Augenblicke, wo sie von ihrer Wirthin Abschied nehmen sollten? Warum?

Ich konnte mir nur Einen Beweggrund denken: Margarethe dachte an mich, an das, was ich empfinden würde, wenn ich in der Nordvilla sie bis nach Mitternacht erwarten müßte.

Ich eilte auf sie zu, um sie anzureden, während sie die Stufen herabstiegen; in demselben Augenblicke aber ward durch einen unter den Kutschern ausgebrochenen Streit meine Stimme übertäubt und der Weg mir versperrt. Einer schrie, es habe ihm eben Jemand in die Tasche gegriffen, und Andere riefen, sie hätten den Dieb. Es kam zu Thätlichkeiten, die Polizei mischte sich ein und ich war auf allen Seiten von einem heulenden, wüthenden Pöbel umringt, welcher der Hölle entstiegen zu sein schien.

Ehe ich mich frei machen und die Mitte der Straße gewinnen konnte, waren Margarethe und Mr. Mannion in eine Droschke gestiegen und ich sah nur eben noch, wie der Wagen rasch davon fuhr.

Nicht weit von mir stand eine zweite Droschke. Ich sprang sofort hinein und befahl dem Kutscher, dicht hinter der ersten herzufahren. Nachdem ich so lange geduldig gewartet, war ich fest entschlossen, mich nicht durch einen bloßen Zufall von meinem Vorsatze, mit den Beiden zugleich nach Hause zurückzukehren, abwendig machen zu lassen.

Da die Entfernung, welche uns trennte, sich immer mehr minderte, so hatte ich schon den Kopf zum Schlage herausgesteckt, um den Kutscher des ersten Wagens zu rufen und dem meinigen zu sagen, daß auch er ihn rufen

solle, als die erste Droschke plötzlich in eine Seitenstraße einbog und auf diese Weise eine Richtung einschlug, welche der nach der Nordvilla führenden geradezu entgegengesetzt war.

Was sollte das bedeuten? Warum fuhr man nicht gerades Wegs nach Hause?

Mein Kutscher fragte mich, ob man nicht wohl thun würde, die Andern anzurufen, ehe er sie immer mehr Vorsprung gewinnen ließe, und indem er dies sagte, gestand er offen, daß sein Pferd durchaus nicht im Stande sei, mit dem des ersten Wagens noch lange gleichen Schritt zu halten.

Ohne mir die Sache lange zu überlegen und beinahe mechanisch, denn ich hatte keinen vernünftigen Grund, so zu handeln, wies ich seinen Vorschlag zurück und befahl ihm einfach, der ersten Droschke zu folgen, wenn auch die Entfernung sich mehre.

Während ich diese Worte sprach, bemächtigte sich meiner eine seltsame Empfindung. Es war, als wenn mein Mund, indem er sprach, nur das Echo einer andern Stimme wäre. So eben noch war mir ganz heiß und eine fieberhafte Aufregung schüttelte mich. Jetzt dagegen packte mich plötzlicher Frost und ich wagte kaum, mich zu bewegen. Woher kam das?

Meine Droschke machte Halt. Ich bog mich hinaus und sah, daß das Pferd zusammengebrochen war.

»Es hilft Nichts, mein Herr,« sagte der Kutscher, indem er ruhig vom Bocke herunterstieg. »Mein Pferd kann nicht weiter.«

Ich bezahlte ihn und stieg schnell aus, entschlossen, der ersten Droschke zu Fuße zu folgen.

Die Gegend, in der wir uns befanden, war eine ziemlich öde, eine Art im Entstehen begriffene Kolonie von halbfertigen Straßen und halb bewohnten Häusern in der Nähe eines Eisenbahnhofs. Ich hörte das gellende Pfeifen und dann das heisere Krächzen der Maschine eines abgehenden Zuges, während ich den finsternen Platz entlang eilte, auf welchen ich mich auf diese Weise versetzt sah.

Die Droschke, welcher ich nacheilte, hielt an der Ecke einer langen Straße, die an dem einen Ende aus bereits geschlossenen Kaufläden und an dem andern, mir zunächst befindlichen, wie es schien, aus einigen kleinen Hotels bestand.

Margarethe und Mannion stiegen rasch aus dem Wagen und gingen, ohne rechts oder links zu sehen, in die Straße hinein.

Vor dem neunten Hause blieben sie stehen. Ich folgte ihnen so dicht auf dem Fuße, daß ich das Knarren der Thür hörte, welche sich hinter ihnen schloß.

Ein furchtbarer Verdacht begann in mir zu erwachen. Er bemächtigte sich meiner leise und gleichsam kriechend wie die durch die Berührung mit einem Leichnam verursachte Kälte. Er durchdrang mich und durchzuckte mein Herz.

Ich betrachtete das Haus. Es war ein Gasthaus von verdächtiger oder wenigstens räthselhaften Aussehen. Mechanisch und ohne mir von meinen Gedanken Rechenhaft zu geben, nur dem instinctartigen Entschlusse folgend, den Beiden in das Innere des Hauses nachzufolgen, wie ich ihnen durch die Straßen gefolgt war, ging ich gerade auf die Thür zu und zog die Klingel.

Auf diesen Ruf erschien ein Diener oder Kellner und öffnete. Das in der Hausflur brennende Licht fiel auf mein Gesicht und er trat wie erschrocken einen Schritt vor mir zurück. Ohne mich erst auf eine Erklärung einzulassen, schloß ich die Thür hinter mir und sagte dann:

»So eben sind eine Dame und ein Herr hier hereingekommen.«

»Was geht denn das Sie an?« fragte der Kellner, setzte aber gleich darauf in etwas höflicherem Tone hinzu: »Darf ich fragen, was Sie von diesen Personen wollen, Sir?«

»Ich will, daß Ihr mich an einen Ort führet, wo ich ihre Stimmen hören kann, weiter will ich Nichts. Hier habt Ihr ein Goldstück – thut dafür was ich verlange.«

Die Augen des Kellners hefteten sich mit dem Ausdrucke gemeiner Habgier auf das Goldstück, welches ich ihm vor die Augen hielt. Leise, auf den Zehen schlich er sich bis an das Ende des Corridors, wo er zu horchen schien. In diesem Augenblicke hörte ich weiter Nichts als die raschen Schläge meines Herzens. Nach wenigen Augenblicken kam der Kellner wieder zurück und murmelte:

»Mein Herr wird Nichts bemerken. Er sitzt eben beim Abendessen. Wir wollen es wagen. Sie versprechen mir doch, sich sogleich wieder zu entfernen und keinen Spektakel im Hause zu machen? Wir sind hier ruhige Leute, die so Etwas nicht leiden. Also versprechen Sie mir, leise aufzutreten und kein Wort zu sprechen?«

»Ja, ich verspreche es.«

»Nun, so kommen Sie und machen Sie ja kein Geräusch.«

Während ich hinter ihm die Treppe zu ersteigen begann, war es mir, als wenn Alles in mir erstarrte und als ob ich mich nur auf den Antrag einer geheimen unwiderstehlichen Macht bewegte. Der Kellner schritt mir voran in ein leeres Zimmer. Er zeigte auf die vier Wände und sagte leise:

»Es sind blos Bretterschläge mit Papier überklebt.«

Dann wartete er, während er seine Augen mit dem Ausdrücke der Unruhe auf mich geheftet hielt.

Ich horchte und durch den dünnen Bretterschlag hindurch hörte ich Stimmen – *seine* Stimme und *ihre* Stimme. – Ich hörte und ich sah – ich erfuhr den mir gespielten schändlichen Verrath in seinem ganzen gräßlichen Umfange. Er wünschte sich Glück zu der teuflischen Geduld und Verstellung, welche den Erfolg seiner geheimen Machination herbeigeführt, deren Frucht er am Vorabende des Tages erntete, wo ich sie, die nicht weniger strafbar war als er, als meine würdige und theure Gattin zu begrüßen gedachte.

Ich war keiner Bewegung, keines Athemzuges mächtig: Ich fühlte, wie mir das Blut nach dem Gehirn emporstieg – mein Herz drohte zu bersten. Ganze Jahre geistiger und körperlicher Qualen waren in diese wenigen Augenblicke zusammengedrängt.

Das Bewußtsein Dessen, was ich litt, verließ mich keinen Augenblick.

Plötzlich schwanden meine Sinne. Ich hörte den Kellner murmeln:

»Mein Gott, er stirbt!«

Ich fühlte, wie er mir das Halstuch aufband und dann das Gesicht mit kaltem Wasser benetzte. Hierauf zog er mich aus dem Zimmer hinaus, öffnete ein Fenster, welches auf die Straße ging, und hielt mich aufrecht, während der kalte Nachthauch mein Gesicht fächelte.

Alles Dies wußte ich und als der Paroxysmus vorüber war, blieb nur noch ein fieberhaftes krankhaftes Zucken der Muskeln und Nerven zurück.

Es dauerte nicht lange, so gewann ich auch wieder die Fähigkeit des Denkens. Demüthigung, Scham, Entsetzen, der unklare Wunsch, mich vor den Augen Aller zu verbergen, den Rest eines fortan verzweiflungsvollen Lebens in Einsamkeit zu begraben, bemächtigten sich meiner.

Und dann traten diese Regungen in den Hintergrund und ein einziger Gedanke gewann die Oberhand, indem er alle Bedenken des Gewissens, alle Grundsätze der Erziehung, die Pläne der Zukunft und die Erinnerungen an die Vergangenheit, ja selbst den Hinblick auf das Leben im Jenseits niederwarf.

Vor dem verzehrenden Feuer dieses Gedankens schwanden alle andern – gute sowohl als böse. Ich fühlte meine physischen Kräfte wieder erwachen und eine seltsame plötzliche Energie durchdrang alle meine Adern wie Feuer.

Ich drehte mich herum und schaute nach dem Zimmer hin, welches wir so eben verlassen – mein Auge schien dieses Zimmer und das andere durchdringen zu wollen, in welchem die Verräther waren.

Der Kellner hielt sich fortwährend mir zur Seite und überwachte ängstlich alle meine Bewegungen. Plötzlich trat er erschrocken und mit leichenblassem, bestürztem Gesichte zurück und streckte die Hand nach der Treppe aus.

»Sie müssen fort,« murmelte er, »ich kann Sie nicht länger dalassen. Ich bemerkte den furchtbaren Blick, den Sie so eben nach jenem Zimmer warfen. Sie haben für Ihr Geld gehört, was Sie hören wollten. Entfernen Sie sich nun, denn ehe ich um Ihretwillen meinen Posten verlieren sollte, rufe ich lieber nach Hilfe und bringe das ganze Haus in Alarm. Ja, ich sage Ihnen noch Etwas – so wahr Gott im Himmel lebt – ich werde diese beiden Personen warnen, ehe sie unser Haus wieder verlassen.«

Ich schien diese Worte nicht gehört zu haben, verließ aber das Haus. Keine menschliche Stimme, keine schmeichelnde Bitte hätte jetzt aus meinem Kopfe den Gedanken zu bannen vermocht, der sich darin festgesetzt.

Als ich mich entfernte, folgte der auf der Schwelle stehende Kellner mir mit wachsamem Auge. Als ich dies bemerkte, machte ich einen Umweg, um nicht direct wieder auf den Platz zu gelangen, wo, wie ich mir gedacht, die Droschke, in der sie gekommen waren, sie noch erwartete.

Der Kutscher saß schlafend im Innern des Wagen. Ich weckte ihn und sagte ihm, man habe mich hergeschickt, ihm zu sagen, daß seine Dienste für diese Nacht nicht mehr nöthig seien, und bestimmte ihn, sich sofort zu entfernen, indem ich ihn selbst bezahlte, wie er bezahlt sein wollte. Er fuhr rasch davon. Damit war das erste Hinderniß aus dem verhängnißvollen Wege geräumt, den ich entschlossen war zu betreten.

Als ich die Droschke nicht mehr sehen konnte, betrachtete ich den Himmel. Er war sehr schwarz. Die dunkeln Wolken bildeten fast nur noch eine einzige unförmliche Masse, die sich immer tiefer herabsenkte. Ich kehrte in die Straße zurück und stellte mich in einen Thorweg, dem kleinen Hotel gerade gegenüber. In dem Schweigen und dem Dunkel, in diesem Augenblicke, wo jede andere Thätigkeit in mir gespannt war, sprachen sich meine Gedanken unwillkürlich in Worten aus. Ich sagte leise zu mir selbst:

»Sobald dieser Mann heraustritt, bringe ich ihn um.«

Von diesem Gedanken entfernte sich mein Geist nicht einen einzigen Augenblick. Ich dachte nicht ein einziges Mal an mich selbst oder an Margarethen. Der Schmerz war todt in meinem Herzen und mit ihm das Bewußtsein

meiner Leiden erstarrt. Vor dem Tode ward Alles kalt, und der Tod und mein Gedanke waren nur Eins.

Welche Qual, welche Ungeduld, als ich so hier stand und lauerte!

In demselben Augenblicke, wo ich bei mir sagte, daß die Stunde vorrücke und daß die Verräther nun nothwendig das Haus verlassen müßten, um nach der Nordvilla zurückzukehren, hörte ich den langsamen, regelmäßigen Tritt eines Mannes, welcher die Straße heraufkam.

Es war der Polizeimann dieses Stadtviertels, der seine Runde machte.

Als er sich dem Eingange des Gäßchens näherte, blieb er stehen, gähnte, dehnte sich die Arme und begann ein Liedchen zu pfeifen. Wenn nun Mannion herauskam, während dieser Mann noch zugegen war! Bei diesem Gedanken war es mir, als wenn mir das Blut in den Adern erstarrte.

Plötzlich hörte der Mann auf zu pfeifen, ging langsam in der entgegengesetzten Richtung weiter und probirte die Thür eines der benachbarten Häuser, dann that er einige Schritte, blieb abermals stehen und probirte wieder eine Thür, dann sagte er in schläfrigem Tone:

»Ah, ich habe ja schon gesehen, daß hier Alles in Ordnung ist – die andere Straße ist es, die ich vergessen habe es zu inspiciiren.«

Mit diesen Worten drehte er sich auf dem Absatze herum und entfernte sich.

Während ich auf das immer undeutlicher werdende Geräusch seiner Tritte hörte, heftete ich meine Augen mit

verzehrender Ungeduld auf das kleine Hotel mir gegenüber. Es dauerte nicht lange, so verstummte das Geräusch gänzlich, aber der Mann, dem ich nach dem Leben trachtete, kam immer noch nicht zum Vorscheine.

Nach ungefähr zehn Minuten öffnete sich endlich die Thür und ich hörte Mannion's Stimme, ebenso wie die des Kellners, der mich eingelassen.

Letzterer sagte am Ende des Corridors zu ihm:

»Schauen Sie sich sorgfältig um, ehe Sie hinaustreten – die Straße ist nicht sicher.«

Diese Warnung verachtend oder sich wenigstens stellend, als verachte er sie, unterbrach Mannion den Kellner und bemühte sich, seine Begleiterin zu beruhigen, indem er zu ihr sagte, diese Warnung sei weiter Nichts als eine verkappte Bitte um ein Geldgeschenk.

Der Kellner protestirte dagegen und erklärte, es liege ihm an seinem Gelde ebensowenig als an seiner Person.

Unmittelbar darauf ward eine Thür im Innern mit lautem Getöse zugeschlagen und ich begriff, daß Mannion seinem Schicksale überlassen war.

Nun herrschte einige Augenblicke lang Schweigen, dann hörte ich ihn zu seiner Begleiterin sagen, er wolle allein nach dem Orte gehen, wo er den Wagen zurückgelassen, und sie werde wohl thun, die Hausthür zu schließen und unbesorgt in der Hausflur zu warten, bis er wiederkäme.

Dies geschah auch.

Er ging bis an's Ende der Gasse.

Mitternacht war vorüber. Man hörte nirgends ein verdächtiges Geräusch.

Keine Seele weilte an diesem Orte, um Zeuge des drohenden Kampfes zu sein oder ihn zu verhindern. Sein Leben war mein.

Der Tod folgte ihm eben so schnell als meine Füße, während ich hinter ihm herging.

Am Ende der Gasse angelangt, sah er sich nach allen Seiten hin nach seinem Wagen um und kehrte, da er ihn nicht gewahrte, rasch wieder um.

In diesem Augenblicke, sah er sich mir gegenüber. Ehe wir noch ein Wort oder eigen Blick gewechselt, hatte ich ihn mit beiden Händen an der Gurgel gepackt.

Er war größer als ich und kräftig gebaut. Ohne Zweifel begriff er sofort, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war, und wehrte sich mit aller seiner Kraft. Es gelang ihm indeß nicht, sich auch nur einen Augenblick lang von meinen Händen loszuwinden, wohl aber zerrte er mich acht bis zehn Schritte weit aus der Gasse auf die große Fahrstraße hinaus.

Dem Ersticken nahe, ließ er ein immer schnelleres und keuchenderes Krächzen aus seinem offenen Munde dringen und ich fühlte seinen Hauch auf meiner Stirn. Mit seinen hocherhobenen Fäusten versetzte er mir fortwährend gewaltige Schläge auf den Kopf, aber ich blieb fest und hielt ihn mit ausgestreckten Armen so weit als möglich von mir entfernt.

Während meine Füße einen festen Stand zu gewinnen suchten, entlockten sie dem frisch aufgefahrenen Stein-
schutte ein mattes, dumpfes Geräusch. Ein barbarischer
Gedanke verwandelte die unversöhnliche Wuth, die mich
beseelte, mit einem Male in blutdürstigen Wahnsinn. Ich
ließ meinen Feind plötzlich los und schleuderte ihn mit
der ganzen Wucht meiner Wuth auf den Boden mit dem
Gesichte auf die spitzen Steine nieder.

In diesem ersten Augenblicke des Triumphes meiner
Rache bückte ich mich zu ihm nieder, denn er lag zu mei-
nen Füßen ausgestreckt, anscheinend sinnlos, vielleicht
todt – um ihm nicht blos das Leben, sondern mit Hilfe
der scharfen Steine auch das Ansehen der Menschenges-
talt zu rauben, als ich in dem tiefen Schweigen, welches
auf den Kampf folgte, die Thür des kleinen Hotels sich
wieder öffnen hörte.

Sofort ließ ich meinen Feind liegen und eilte nach die-
ser Richtung hin, ich weiß selbst nicht, in welcher Ab-
sicht.

Auf den Stufen des Hauses, auf dieser fluchbeladenen
Schwelle stand das Weib, welches der Diener Gottes mir
zur Gattin gegeben. Ich fühlte, indem ich sie betrachtete,
wie Scham und Verzweiflung mir das Herz zusammen-
schnürten. Es war mir, als erwachte ich aus einem ent-
setzlichen Traume zu einer noch entsetzlicheren Wirk-
lichkeit. Mit trockenem Auge und nicht im Stande, ein
Wort zu sprechen, ging ich gerade auf Margarethen zu,
faßte sie am Arme und führte sie eine Strecke weit von
dem Hause hinweg.

Ich gehorchte einem mir selbst unklaren Impulse, der mich trieb, sie einen Augenblick lang sich von mir entfernen zu lassen, ehe ich im Stande wäre zu sprechen. Aber was wollte ich sagen – und *wann* konnte ich es sagen? Dies wußte ich nicht.

Ein Schrei schwebte auf ihren Lippen; in dem Augenblicke aber, wo unsere Augen sich begegneten, erstarb dieser Schrei in einem langen, halb erstickten krampfhaften Aechzen. Ihre Wangen waren leichenblaß – ihre Blicke stier wie die einer Wahnsinnigen. Schon hatte das Bewußtsein und die Angst ein Geschöpf aus ihr gemacht, welches entsetzlich anzuschauen war.

Ich zog sie noch einige Schritte weiter fort, dann blieb ich stehen und dachte an Mannion, den ich mit dem Gesichte abwärts gewendet auf den Steinen der Fahrstraße hatte liegen lassen.

Jene wilde, rein animalische Kraft, welche ich noch kurz vorher in mir gefühlt, hatte mich in dem Augenblicke verlassen, wo ich Margarethen sah. Jetzt taumelte ich hin und her – so schwach war ich. Nur noch krampfhaft hielt ich sie fest.

Kalter Schweiß rieselte an meinem Gesichte herab und ich lehnte mich an die Wand eines Hauses, um nicht niederzusinken. Diese Bewegung benutzte Margarethe, um sich schnell von mir loszureißen, und indem sie mit halberstickter Stimme um Hilfe rief, entfloh sie nach dem andern Ende der Straße.

Immer noch von dem seltsamen Instincte beherrscht, welcher mich trieb, sie nicht loszulassen, eilte ich ihr nach, indem ich taumelte wie ein Betrunkener.

Aber binnen kaum einer Minute war sie schon so weit, daß ich sie nicht mehr sehen konnte.

Nichtsdestoweniger setzte ich meine Verfolgung fort. Ich lief immer weiter und weiter, ohne zu wissen, in welcher Richtung. Mehr als einmal kam ich wieder durch dieselben Straßen und an denselben Häusern vorüber, denn die Aufregung und Verzweiflung hatte mir allen Ortssinn geraubt.

Dabei aber war es mir immer, als wenn Margarethe sich eben erst von mir losgerissen hätte und so dicht vor mir her eilte, daß ich sie jeden Augenblick wieder erreichen könnte.

Ich erinnere mich, daß ich während dieses tollen Laufes zwei Männern mitten in einer breiten Straße begegnete. Beide blieben stehen, drehten sich um und kamen mir einige Schritte nach. Der Eine hielt mich für betrunken und fing an zu lachen. Der Andere gebot ihm in ernstem Tone Schweigen und sagte, ich sei kein Betrunkener, sondern ein Wahnsinniger. Er hatte mein Gesicht gesehen, als ich unter einer Gaslaterne vorüber rannte, und war überzeugt, daß ich den Verstand verloren hätte.

›Wahnsinnig!‹ Dieses Wort, welches ich im Vorübereilen erhaschte, dröhnte mir nach wie ein verhängnißvoller Urtheilsspruch, wie eine Sterbeglocke, die in der Welt der Geister das Abscheiden des meinigen verkündete.

›Wahnsinnig!‹ Dieses Wort erfüllte mich mit einem Entsetzen ärger als der Tod für Jeden, der es noch fühlen kann – einem Entsetzen, welches keine menschliche Zunge jemals richtig zu schildern vermag.

Ich rannte immer weiter, denn eine Vision lockte mich hinter sich her. Ja – da – vor mir flog ein Schatten vor mir hin, der schwärzer war als die nächtliche Finsterniß, und immer weiter und weiter eilte ich, denn die Furcht gestattete mit nicht, stehen zu bleiben.

Ich weiß nicht, wie groß die Strecke war, die ich auf diese Weise zurückgelegt hatte.

Plötzlich verließen mich meine Kräfte vollständig und ich sank wie ohnmächtig nieder, an einem einsamen Orte, wo ich trotz des Dunkels einige Baumgruppen zwischen vereinzelt umher stehenden Häusern erblickte.

Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen und bemühte mich, mich zu überreden, daß ich mich noch in vollem Besitze meiner Fähigkeiten befände. Ich stellte mir die mühsame Aufgabe, Ordnung in meine Gedanken zu bringen, meine Erinnerungen zu analysieren, das Chaos meines Gehirns zu entwirren, um mich an eine bestimmte klare Idee festzuhalten, aber es gelang mir nicht.

In diesem furchtbaren Kampfe, durch welchen ich wieder Herr meines Geistes zu werden suchte, fand ich nur Ertötung fast aller Empfindungen. Es war mir, als wäre gar Nichts geschehen. Die furchtbaren Ereignisse dieser Schreckensnacht waren für mich gleichsam nicht vorhanden.

Ich erhob mich mühsam und ließ meine Blicke um mich her schweifen. Ich bemühte mich, durch Anwendung von allerhand trivialen Mitteln wieder zur Besinnung zu erwachen. Ich versuchte die Häuser zu zählen, welche ich durch das Dunkel der Nacht hindurch gewahrte.

Das Dunkel der Nacht? War es wirklich Nacht? Oder begann nicht vielmehr der Tag am fernen Horizonte heraufzudämmern? Wußte ich, was ich sah? Erschien mir ein Gegenstand zwei Mal hintereinander in einer und derselben Gestalt? Wo war ich? Auf was war ich niedergesunken? Auf Gras? Ja, auf den kalten thauigen Rasen.

Ich neigte meine Stirn, um sie durch diese Berührung zu erfrischen, und bemühte mich zum letzten Male, durch das Gebet meinen Geist wieder zu erwecken. Ich versuchte jenes Gebet zu sprechen, welches ich so gut kannte – denn ich betete es seit meiner Kindheit alle Tage – ›Vater unser‹ –.

Aber die göttlichen Worte gehorchten meinem Rufe nicht. Nein, nicht ein einziges – von Anfang bis zu Ende.

Ich richtete mich auf die Kniee empor. Ein heller Sonnenstrahl traf mein Auge.

Sofort ward ich wie von dem Scheine einer höllischen Gluth geblendet, in welcher Tausende von höhnnenden Teufeln durcheinander tanzten, und dann folgte wieder die schwarze Nacht, die Nacht der Blindheit. – Endlich war Gott barmherzig – er nahm mir die Besinnung!

Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich auf meinem eigenen Bette in meinem Zimmer liegen. Mein Vater stützte mir den Kopf, der Arzt fühlte mir an den Puls und ein Polizeimann erzählte ihnen, wie er mich gefunden und nach Hause gebracht.

ACHTES KAPITEL.

Wenn man die Blinden operirt, um ihnen das Gesicht wiederzugeben, schließt dieselbe hilfreiche Hand, welche ihnen das Schauspiel der Welt wieder öffnet, sofort, wenigstens auf einige Zeit, die magische Perspective. Die Augen müssen sich noch verbinden lassen, damit nicht bei der Empfindlichkeit des wiedergewonnenen Sinnes der plötzliche Uebergang aus dem Dunkel zum Lichte eine verderbliche Einwirkung auf sie äußere.

Zwischen diesem furchtbaren Nichts aber, welches der gänzliche Mangel des Gesichts erzeugt, und diesem zeitweiligen Mangel der Sehkraft, der nur durch den Schleier verursacht wird, liegt ein ungeheurer Unterschied.

Das Auge des Blinden hat in demselben Augenblicke, wo die Operation gelingt, einen Lichtstrahl erfaßt, und dieser helle Schein offenbart sich ihm noch auch unter dem dichtesten Schleier, so sehr durchdringt und beherrscht er Alles. Das neue Dunkel, in welches er versenkt ist, gleicht nicht mehr jener leeren Finsterniß. Es

ist erfüllt von raschen wechselnden Visionen, von prismatischen Farben, von kaleidoskopischen Formen, welche sich jede Secunde nach allen Richtungen hin durch einander bewegen. Und so sind die vor Kurzem noch der Sehkraft beraubten Augen, obschon sie wieder dicht verbunden sind, dennoch nicht mehr die eines Blinden.

So war es auch mit meinem geistigen Gesichte. Nach der vollständigen Vergessenheit und der Nacht, in welche meine Ohnmacht mich versenkt, sprang das Bewußtsein in meinem Geiste empor wie ein Lichtstrahl, als ich mich meinem Vater gegenüber und in meinem eigenen Hause sah.

Beinahe in demselben Augenblicke aber, wo ich wieder zur Wahrnehmung dieses verhängnißvollen Lichtes geboren ward, breitete sich eine, neue Finsterniß über meinen Geist – eine Finsterniß, die aber dies Mal nicht mehr die des vollständigen Vergessens war.

Ich hatte jetzt Gefühle, ich hatte Gedanken, ich hatte Visionen aber Alles ertrank und absorbirte sich in furchtbarem Delirium.

Der Gang der Zeit, die Aufeinanderfolge der Ereignisse, selbst die des Tages und der Nacht, die Personen, welche sich um mich herum bewegten, die Worte, welche sie sprachen, die liebevollen Dienste, welche sie mir leisteten – Alles entschlüpfte mir wieder von dem Moment an, wo ich die Augen wieder schloß, nachdem ich sie eine Secunde lang auf meinen Vater in seinem Cabinet geheftet.

Ich war zu schwach, um mich zu bewegen, um zu sprechen, um die Augen zu öffnen oder um auch nur in geringem Grade Gebrauch von einem meiner körperlichen Organe oder einer meiner Geistesfähigkeiten zu machen.

Das Gehör war der erste Sinn, dessen Gebrauch ich wieder erlangte, und der erste Ton, welchen ich erkannte, war der eines leichten, behutsamen Trittes, welcher sich geheimnißvoll näherte, stehen blieb und sich dann leise wieder aus dem Zimmer entfernte. Dieses leichte Geräusch zu hören, war meine erste Freude. Ich erwartete, daß es sich wiederholen würde, und in diesem Warten lag mein erstes Glück, seitdem ich krank gewesen war.

Ein Mal näherte sich dieser leichte Tritt, machte einen Augenblick lang Halt, schien sich wieder zu entfernen und näherte sich dann abermals. Ich hörte einen schwachen, aber deutlichen Seufzer – ein Murmeln, welches ich mir nicht erklären konnte, drang bis zu meinem Ohre, dann ward Alles wieder still. Ich wartete – aber in welcher wonnigen Ruhe – wieder, daß dieses Murmeln sich wiederholen sollte, und nahm mir vor, besser darauf zu hören. Es dauerte auch nicht lange, so näherte sich der Schritt zum dritten Male, und dieselben Worte wurden gemurmelt. Ich hörte meinen Namen nennen – ein, zwei, drei Mal – auf sehr sanfte Weise und in bittendem Tone, als ob man um die Antwort bäte, welche meine Schwäche mich noch hinderte zu geben.

Diese Stimme aber erkannte ich nun – es war die Clara's. Lange nachher, nachdem sie noch aufgehört hatte, sich hören zu lassen, hallte sie in meinem Ohre. Es war

ein süßes Murmeln, welches mich bald sanft einschläfer-
te wie ein Kind in der Wiege, bald einen Ton annahm,
der mich zum Erwachen aufzufordern schien.

Es war mir, als wenn der Ton dieser schmeichelnden
Stimme einen seltsamen Einfluß auf mein Wesen ausüb-
te, welches davon ganz durchdrungen ward und so zu
sagen wieder auflebte. – Es war derselbe Einfluß, den die
Sonne mehrere Wochen später auf mich ausübte, als ich
das erste Mal wieder in's Freie ging.

Das erste Geräusch, welches ich hierauf hörte, kam
aus meinem Zimmer. Zuweilen hörte ich es ganz na-
he an meinem Kopfkissen. Es war der leiseste Ton, den
man sich denken konnte, und bestand in Nichts als in
dem weichen, eintönigen Rauschen eines Frauengewan-
des. Und dennoch hörte ich darin unzählige Harmonien
und entzückende Modulationen. Ich besaß nur erst die
Kraft, die Augen auf eine Minute zu öffnen, und konn-
te sie noch nicht fest auf einen Gegenstand heften. Ich
begriff jedoch, daß dieses Rauschen von Clara's Gewan-
de herrühre, und neue Gefühle erwachten in mir, als ich
dieses Geräusch hörte, welches mir verkündeten, daß sie
in dem Zimmer war.

Auf meinem Gesichte fühlte ich die weiche, warme
Luft des Sommers. Der milde Duft der Blumen, welcher
diese Luft sättigte, ergötzte mich, und ein Mal, als mei-
ne Thür einen Augenblick offen stehen geblieben war,
schlug das Gezwitscher der Vögel in dem am Fuße der
Treppe befindlichen Vogelhause ganz deutlich an mein
Ohr und bereitete mir den herrlichsten Genuß.

Auf diese Weise kräftigten meine Fähigkeiten sich Stunde um Stunde und immer gemessen und allmählich von dem Augenblicke an, wo ich das Geräusch von Tritten und das leise Murmeln vor der Thür meines Zimmers zum ersten Male hörte.

Eines Abends erwachte ich aus einem langen, von jeder Vision freien Schläfe, und als ich Clara neben meinem Bette sitzen sah, nannte ich mit matter Stimme ihren Namen und bewegte meine abgemagerten Hände, um die ihrigen zu ergreifen.

In dem Augenblicke, wo ich ihr sanftes, Güte athmendes Gesicht sich über mich neigen sah, während ihre Augen aufmerksam auf die meinen geheftet waren, der letzte Schimmer der scheidenden Sonne auf mein Bett fiel und die Luft mild und weich zu dem geöffneten Fenster hereindrang; in diesem wonnigen Augenblicke, wo meine Schwester mich in ihre Arme schloß und mich ermahnte, aus Liebe zu ihr mich noch ruhig zu verhalten und mich zu gedulden, erwachte die Erinnerung an meinen Ruin und an die Schmach, welche mich überfluthet, in meinem Herzen.

Ich dachte an meine Liebe, welche eine Infamie geworden, und an die kurzen Hoffnungen eines Jahres, welches mir Nichts zurückließ als eine von der Verzweiflung zerstörte Existenz.

Der Schimmer des Abendrothes fiel in diesem Augenblicke auf mein Gesicht. Clara kniete neben mein Bett nieder und hob ihr Tuch, um meine Augen vor diesem Lichtscheine zu schirmen.

»Gott hat Dich uns wiedergegeben, Sidney,« murmelte sie leise, »um uns glücklicher zu machen als je.«

Diese Worte öffneten die Schleusen des so lange in mich selbst verschlossenen Schmerzes. Heiße Thränen entströmten meinen Augen und ich weinte zum ersten Male nach jener Schreckensnacht, ich weinte in den Armen meiner Schwester in dieser stillen Abendstunde über den Verlust meiner Ehre, über das Scheitern meiner theuersten Hoffnungen und über das Entschwinden des Glückes, welches schon jetzt in meiner Jugend mir auf ewig entflohen war.

NEUNTES KAPITEL.

Eine außerordentliche Mattigkeit und tiefe Melancholie verschleierte Das, was ich während der langen Tage meiner Wiedergenesung empfand. Nach dem ersten Ausbruch des Kammers an jenem Abende, an welchem ich meine Schwester wieder erkannt und ihren Namen gemurmelt, während sie neben mir saß, fühlte ich mich in einem Zustande, den ich mit Worten nicht beschreiben kann. Ich will nicht sagen, welche Erinnerungen an die Verbrecherin, durch welche ich verrathen und dem Unglücke geweiht worden, sich jetzt unaufhörlich und ver rätherisch in mein Herz schlichen.

Die Körperkräfte kehrten allmählich zurück; aber meine moralische Energie deutete durch Nichts an, daß sie sich auch wieder emporzurichten gedachte.

Ueber die Ursache meiner langen Krankheit, über die seltsamen Worte, die mir in meinem Delirium entschlüpft

waren, beobachtete mein Vater ein so vollkommenes Schweigen und meine Schwester eine solche Zurückhaltung, daß mir dadurch auf zarte Weise zu verstehen gegeben ward, daß nun der Augenblick gekommen sei, wo ich meiner Familie das späte verhängnißvolle Geständniß meines Fehltritts zu machen hätte. Dennoch aber hatte ich nicht den Muth, zu sprechen, und nicht Entschlossenheit genug, um mich auf Alles gefaßt zu machen.

Die so schreckliche Vergangenheit verrammelte mir die Gegenwart eben so wie die Zukunft. Die Spannkraft meines Geistes schien erschlafft zu sein, und ich glaubte, meine Thätigkeit sei für immer erstorben.

Es gab Augenblicke – besonders in den ersten Morgenstunden, wenn ich, obschon wach, doch mich noch nicht vollständig ermuntern konnte – wo ich mir die Wirklichkeit des Unglücks, in welches ich versenkt worden, nur mit Mühe zu denken vermochte, wo es mir schien, als wenn während der Nacht meine Träume mir Scenen von Verbrechen und grausame Situationen vorgeführt hätten, in welche ich niemals wirklich versetzt gewesen.

Und in der That war Margarethens Verbrechen auch von der Art, daß man nur mit Mühe daran glauben konnte.

Ich hatte ihr alle Opfer gebracht, welche ein Mann bringen kann.

Ein ganzes Jahr lang hatte ich ihr unausgesetzt Beweise von meiner glühenden und aufrichtigen Liebe gegeben – ich hatte mich zu Allem verstanden. Wo sollte ich daher

die Gründe finden, welche mir erklärten, weßhalb sie eine so treue Hingebung und Anhänglichkeit auf so nichtswürdige, verworfene Weise gelohnt? Worin bestand das Geheimniß jener furchtbaren Gewalt, welche Mannion, selbst wenn sie die verworfenste der Frauen war, über Margarethe Sherwin ausgeübt hatte, um sie zu diesem Verrathe an mir zu bewegen?

Mannion! – Eins der seltsamen Resultate der Geisteskrankheit, welche mich heimgesucht, war, daß ich mir seit den Tagen des Beginns meiner Genesung, und ob schon meine Gedanken Margarethen nicht von Mannion trennten, mich doch nicht gefragt hatte, von welcher Art der Ausgang unseres Kampfes wohl für ihn gewesen sei. Nun sollte jedoch bald der Augenblick kommen, wo der Wunsch, mich nach dem Schicksale Mannion's zu erkundigen, mich mehr als jeder andere Gedanke beherrschen und meinem Geiste seine Wachsamkeit, meinem Herzen seine Mannhaftigkeit wiedergeben sollte.

Eines Abends saß ich allein in meinem Zimmer. Mein Vater war mit Clara ausgegangen, damit sie sich ein wenig Bewegung machen und freie Luft schöpfen möchte, und der Diener, welcher gewöhnlich bei mir war, hatte sich auf meinen ausdrücklichen Wunsch ebenfalls entfernt. In dieser Stunde der Ruhe und Einsamkeit und während das Abend dunkel hereinbrach und ich am Fenster saß und das Scheiden des Tages beobachtete, erwachte jener Gedanke plötzlich in meinem Herzen, und ich fragte mich:

»Ist Mannion todt oder lebendig von den Steinen aufgehoben worden, auf welche ich ihn nieder geschleudert hatte?«

Unwillkürlich sprang ich mit einem Grade der Kraft, welcher mir bei guter Gesundheit eigen war, auf die Füße. Ich wiederholte diese Frage mir immer wieder – ich murmelte sie leise vor mich hin – ich fühlte, daß mein Leben noch kein ganz zweckloses war – daß ich noch Absichten zu verwirklichen und Pläne auszuführen hatte. Wie konnte ich den Zweifel, der über eine so ernste Thatsache in meinem Gemüthe erwacht war, sofort aufhellen?

Einen Augenblick lang versank ich in Berechnung aller Arten von Wahrscheinlichkeiten, und kurz nachher ging ich in die Bibliothek hinunter.

Hier wurden die Nummern einer täglich erscheinenden Zeitung, nachdem mein Vater sie gelesen, aufbewahrt. Wenn ich dieselben nachlas, so konnte ich die verhängnißvolle Frage vielleicht in wenigen Minuten entscheiden. Meine Unruhe und Ungeduld war so groß, daß ich kaum die Blätter umwenden und deutlich die Buchstaben lesen konnte, indem ich die Nummer von dem Tage suchte, an welchem ich Margarethen hatte laut als mein Weib anerkennen sollen.

Endlich fand ich die gesuchte Nummer; aber die mit sehr kleiner Schrift gedruckten Colonnen tanzten vor einen Augen. Ich ergriff ein nicht weit von mir stehendes Glas Wasser, tauchte mein Taschentuch hinein und

erfrischte mir die brennend heißen Augen. Von der Entdeckung, die ich im Begriffe stand zu machen, hing das Schicksal meines künftigen Lebens ab.

Ich verschloß sorgfältig die Thür, um von Niemandem gestört zu werden, kehrte dann zu meiner Aufgabe zurück und suchte weiter. Langsam fuhr ich mit meinen Fingern auf allen Seiten des Blattes Colonne für Colonne und Artikel für Artikel herab.

Als ich beinahe bis an den Fuß der letzten Seite gekommen war, las ich Folgendes:

»Räthselhafter Vorfall.«

»Heute Morgen Ein Uhr hat der im *** Square Dienst habende Polizeimann mitten auf der öffentlichen Fahrstraße einen Mann, der einer distinguirten Klasse der Gesellschaft anzugehören scheint, mit dem Gesichte auf dem Boden liegend gefunden. Allem Anscheine nach hatte der Unglückliche das Leben verloren. Er war auf einen Theil der seit kurzer Zeit macadamisirten Straße gefallen und hatte sich, wie man uns versichert, durch das Aufschlagen auf den frisch aufgefahrenen spitzen Granit das Gesicht fürchterlich verstümmelt. Der Polizeimann hat ihn sofort in das Hospital *** bringen lassen, wo man ihm sofortige Pflege angedeihen ließ und bemerkte, daß er noch athmete. Man versichert uns, daß der Wundarzt es als unbedingt unmöglich betrachtet, daß ein einfacher Fall so schwere Verletzungen habe herbeiführen können, wenn er nicht vielleicht durch den Zusammenstoß mit einem mit voller Schnelligkeit fahrenden Wagen

oder durch eine von einem Unbekannten ausgeübte Gewalt veranlaßt worden wäre. Wenn jedoch dies Letztere stattgefunden hat, so ist die Absicht, zu stehlen, nicht der Beweggrund dazu gewesen, denn die Uhr dieses Unglücklichen, seine Börse, ja sogar seine Ringe, haben sich noch bei ihm vorgefunden. Dagegen fand man in seinen Taschen weder eine Visitenkarte noch Briefe irgend welcher Art, und seine Wäsche war blos mit einem M. gezeichnet. Er trug ein durchgängig schwarzes Abendgesellschaftscostüm. Nach Dem, was man über die Art und Weise sagt, auf welche sein Sturz ihn entstellt hat, kann man bis jetzt kein besonderes Zeichen der Wiedererkennung verlangen. Wir erwarten mit Spannung die Aufschlüsse, welche uns erlauben werden, etwas Näheres über diese räthselhafte Angelegenheit zu erfahren, sobald der Verwundete im Stande sein wird, sich selbst zu erklären. Der letzte Umstand, den unser Nachrichtgeber im Stande gewesen ist, in dem Hospitale zu erfahren, ist der, daß der Chirurg das Leben des Patienten zu retten und ihm ein Auge zu erhalten hoffe – das andere ist dagegen rettungslos verloren.«

Ein Abscheu vor mir selbst, durch Gefühle herbeigeführt, die ich damals eben so wenig analysiren konnte als jetzt, bemächtigte sich meiner beim Lesen des soeben mitgetheilten Artikels. Ich beeilte mich mit fieberhafter Ungeduld, die nächstfolgende Nummer durchzublättern, fand aber in dieser Nichts, was auf den Gegenstand meiner Nachforschung Bezug gehabt hätte.

In der zweitfolgenden jedoch kam man mit folgenden Worten darauf wieder zurück:

»Das Geheimniß welches den traurigen Vorfall von *** Square umgiebt, wird immer dichter. Der Verwundete ist wieder zur Besinnung gekommen. Er ist vollkommen im Stande, Alles, was man zu ihm sagt, zu hören und zu verstehen. Er vermag sogar zu sprechen, obschon sehr schwach und nur ganz kurze Zeit. Die Inspectoren des Hospitals hofften, eben so wie wir, daß der Unglückliche sobald er wieder zur Besinnung käme, einige Erklärungen über die Art und Weise geben würde, auf welche der furchtbare Unfall, der ihn in einen solchen Zustand versetzt hat, herbeigeführt worden ist. Zum großen Erstaunen Aller aber weigert der Kranke sich hartnäckig, irgend eine der Fragen zu beantworten, die man an ihn über die Umstände gethan hat, durch welche sein Leben auf diese Weise in Gefahr gekommen ist. Es scheint vollkommen vergeblich zu sein, ihn bestimmen zu wollen, auf vernünftige Weise das Schweigen zu erklären, hinter welches er sich verschanzt. Er scheint ein Mann von ungewöhnlicher Festigkeit des Charakters zu sein, und augenscheinlich liegt in diesem systematischen Widerstande gegen alle an ihn gerichteten Aufforderungen etwas Anderes als augenblicklicher Eigensinn. Man möchte daraus fast den Schluß ziehen, daß das ganze unglückliche Ereigniß das Werk persönlicher Rache sei, nur daß der Verwundete den Urheber derselben nicht der Entrüstung des Publikums preisgeben wolle – aber aus welchem Grunde? Dies weiß man nicht. Wir hören, daß Alle, welche Zutritt

zu dem Verwundeten haben, über die Standhaftigkeit erstaunen, mit der er seine schweren Leiden erträgt. Der Schmerz vermag ihm weder ein Wort noch einen Seufzer auszupressen. Er hat keine Miene gezuckt, als der Arzt ihm mittheilte, daß eins seiner Augen hoffnungslos verloren sei, und auf die Andeutung, daß das andere ihm erhalten werden würde, hat er verlangt, daß man ihm, sobald er sich desselben wieder bedienen könne, Schreibmaterialien bringe. Er hat hinzugefügt, daß er in der Lage sei, das Hospital für die ihm geschenkte Pflege durch ein angemessenes Geschenk, sobald er wiederhergestellt sein würde, zu entschädigen. Seine unerschrockene Kaltblütigkeit unter grausamen Leiden, welche die Mehrzahl anderer Menschen der Fähigkeit des Denkens oder des Sprechens berauben würden, ist eben so bemerkenswerth als sein unbeugsamer Entschluß, das Geheimniß zu wahren, ein Geheimniß welches wir, wenigstens für den Augenblick, nicht hoffen können zu durchdringen.«

Ich legte das Journal wieder an seinen Ort. Eine unbestimmte Ahnung Dessen, was diese unerklärliche Zurückhaltung Mannion's für mich bedeutete, durchzuckte mich.

Nach meiner eigenen Erfahrung die teuflische Schlaueit und geduldige Verstellung beurtheilend, welche in diesem verruchten Herzen wohnte, betrachtete ich es, nachdem ich diese Artikel gelesen, als gewiß, daß ich in Zukunft noch mehr Gefahren und Hindernissen zu trotzen haben würde als in der Vergangenheit. Die größten

Gefahren harreten meiner auf dem Boden des Abgrundes, in welchen ich gestürzt war.

So wie diese Ueberzeugung mich durchdrang, fühlte ich die entnervende Erinnerung an die Liebe, welcher ich mich geopfert, schwächer werden. Die bitteren Thränen, welche ich während so vieler vergangener Tage im Stillen vergossen, versiegten. Mit dem Gefühle des bevorstehenden Kampfes fühlte ich die Kraft des Duldens und des Widerstandes wieder in mir erwachen.

Als ich die Bibliothek verließ, ging ich wieder in mein Zimmer hinauf. Ehe ich mir weitere Auskunft im Bezug auf Mannion verschaffte, wünschte ich Etwas über seine Mitschuldige zu erfahren, über das Weib, welches vor den Menschen noch das Recht hatte, sich meine Gattin zu nennen.

Mehrere während meiner Krankheit eingegangene Briefe waren in einen auf dem Tische stehenden Korb geworfen worden.

Ich hatte sie noch nicht geöffnet. Bis jetzt hatte mir der Muth gefehlt, sie zu lesen, oder vielmehr, ich hatte mich nicht darum gekümmert. Jetzt war ich zu dieser Aufgabe bereit.

Indem ich die Adressen der Briefe durchsah bemerkte ich darunter zwei, die mir vielleicht Aufschlüsse geben konnten. Ich erkannte nämlich Mr. Sherwin's Handschrift.

Der erste, den ich öffnete, war vor ungefähr einem Monate geschrieben und enthielt Folgendes:

»Nordvilla, Hollyoake Square.

»Geehrter Herr!

»Nur ein Vater, und zwar ein sein Kind zärtlich liebender Vater, kann sich einen Begriff von dem Gefühlen des bitteren Kummers machen, welcher mich erfüllt, indem ich von dem fluchwürdigen Verbrechen spreche, welches jener Heuchler, der verworfene Mannion, an uns begangen. Sie werden sehen, daß meine unschuldige und unglückliche Tochter eben so wie ich und wie Sie das Opfer des teuflischsten Betruges gewesen ist, durch welchen man jemals achtbare, harmlose Leute zu hintergehen versucht hat. Ich überlasse Ihnen, sich selbst vorzustellen, was ich empfand, als in jener verhängnißvollen Nacht meine geliebte Tochter, anstatt ruhig wie gewöhnlich nach Hause zurückzukommen, plötzlich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande in's Zimmer gestürzt kam, um mir die entsetzlichste Mittheilung zu machen, welche jemals dem Ohre eines Vaters beschieden gewesen ist. Dieser nichtswürdige Mannion hat, ihre Unschuld und ihr Vertrauen – ich kann sagen, unser Aller Unschuld und unser Aller Vertrauen – benutzend, meine Tochter, die nichts Arges ahnte, in eine Spelunke gelockt, und hier, während sie sich in seiner Gewalt befand, die Unverschämtheit gehabt, ihr die verworfensten Anträge zu machen. Meine Margarethe hat einen tugendhaften Muth gezeigt, wie man ihn von ihrem Alter kaum erwarten sollte. Sie ist dem Nichtswürdigen mit einer Entrüstung und Kühnheit entgegengetreten, vor der er zurückbeben mußte, und die das natürliche Resultat der frommen und streng moralischen Grundsätze ist, welche ich

ihr von ihrer Kindheit an eingeprägt habe. Brauche ich noch zu sagen, wie die Sache endete? Die Tugend siegte, wie sie stets siegt. Der feige Verbrecher suchte das Weite und überließ meine Tochter sich selbst. In dem Augenblicke, wo sie sich der Schwelle der Thür näherte, um die Flucht zu ergreifen und sich in die Arme ihrer Eltern zu werfen, ist sie, wie sie sagt, in Folge eines höchst merkwürdigen Zufalls Ihnen begegnet. In Ihrer Eigenschaft als Mann von Welt begreifen Sie leicht, wie groß unter so unerwarteten und fürchterlichen Umständen die Bestürzung einer jungen Frau sein mußte. Ueberdies zeigten Sie, wie es scheint, eine so abschreckende und außerordentliche Miene, und meine arme Margarethe fühlte so lebhaft, wie sehr der trügerische Anschein gegen sie war, daß der Muth ihr entsank und sie, wie ich schon gesagt habe, die Flucht ergriff, um sich in die Arme ihrer Eltern zu werfen. Sie besitzt noch die ganze Reinheit und Unschuld eines Kindes, und hat bei diesem beklagenswerthen Vorfall auch wie ein solches gehandelt. Sie hat sich von dieser Erschütterung noch nicht wieder erholt. Der gereizte Zustand ihrer Nerven herrscht noch auf sehr beunruhigende Weise vor. Sie fürchtet, daß Sie nur zu geneigt sein werden, dem Scheine zu glauben; aber ich kenne Sie besser. Ihre Erklärung wird Ihnen genügen, eben so wie sie mir genügt hat. Wir können in unserer Anschauungsweise hinsichtlich gewisser Einzelheiten aus einander gehen; aber in der Hauptsache sind wir Beide von einem und demselben Vertrauen beseelt – Sie auf Ihre Gattin und ich auf meine Tochter.

»Ich bin in dem Hause Ihres würdigen Vaters gewesen, um mit Ihnen mich vollständiger auszusprechen als es auf dem Papiere geschehen kann. Es geschah dies gleich an dem Morgen nach jenem für uns Alle so betrübenden Abenteuer. Man sagte mir aber, daß Sie sehr krank seien, und ich bitte Sie, sich in dieser Beziehung meines aufrichtigen Bedauerns versichert zu halten. Das Erste, woran ich sodann dachte, war, an Ihren geachteten Vater zu schreiben und ihn um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten. Ich überlegte mir jedoch die Sache reiflicher und dachte, es gezieme mir vielleicht nicht, einen solchen Schritt auf mich allein zu nehmen, so lange Sie noch das Bett hüten müßten und nicht im Stande wären, mit Ihrer Erklärung voranzugehen oder mich dann bei der meinigen zu unterstützen. Es war in der That möglich, daß, wenn ich als einfacher Fremdling unser kleines Geheimniß hinsichtlich Ihrer Vermählung offenbarte, dadurch eine für beide Seiten peinliche Uneinigkeit herbeigeführt worden wäre, auf welche man später wieder hätte zurückkommen müssen, besonders nach Dem, was Sie mir bei mehreren Gelegenheiten über die Ansichten und Gesinnungen Ihres geehrten Vaters mitgetheilt haben. Sie werden demnach begreifen, daß ich Bedenken trug, Etwas zu unternehmen, was gegen Ihr Interesse oder gegen das Interesse meiner lieben Tochter gewesen wäre, um so mehr, als ich wußte, daß ich das Certificat über die rechtmäßig vollzogene Vermählung in der Tasche habe und es im Nothfalle als Beweis produciren kann, wenn ich vielleicht auf's Aeüßerste getrieben

und genöthigt werden sollte, in dieser Angelegenheit auf eigne Faust zu handeln. Jedoch, wie ich schon gesagt habe, ich hege zu der Biederheit Ihrer Gesinnungen das väterlichste und freundschaftlichste Vertrauen, und weiß, daß Sie von der vollkommenen Unschuld meiner lieben Tochter eben so fest überzeugt sind als ich. Aus diesem Grunde werde ich über diesen Gegenstand Nichts weiter sagen.

»Da ich auf alle Fälle entschlossen bin, Ihre vollständige Wiederherstellung abzuwarten, so behalte ich meine liebe Tochter Margarethe zu Hause, wo sie ganz eingezogen lebt, bis Sie die Güte haben werden, uns zu besuchen und sie in Gegenwart ihrer Familie und der Ihrigen als Ihre Gattin anzuerkennen. Ich habe nicht verfehlt, mich beinahe alle Tage, bis zu dem Augenblicke, wo ich Ihnen schreibe, nach Ihrem Befinden erkundigen zu lassen und werde damit fortfahren bis zu Ihrer Wiederherstellung, welche, hoffe ich, nicht lange mehr auf sich warten lassen wird. Sobald Sie daher im Stande sein werden, meine Tochter und mich wiederzusehen, werden Sie die Güte haben, uns zu unsrer ersten Zusammenkunft irgend einen Ort zu bestimmen, denn in der Nordvilla kann sie unglücklicher Weise nicht stattfinden. Meine Frau, deren fortwährende Kränklichkeit uns schon seit mehreren Jahren Nichts als Unruhe und Beschwerde gemacht, hat nämlich in Folge jenes verhängnißvollen nächtlichen Auftrittes den Verstand ganz verloren und spricht sich über die Nichtswürdigkeit Mannion's und über die muthige Weise, auf welche Margarethe ihm

entronnen ist, in Worten aus, welche das Gefühl eines jeden verständigen Menschen verletzen müssen. Sie wäre daher auch im Stande, uns bei unsrer Unterredung auf höchst störende Weise zu unterbrechen, und ich ersuche Sie daher, unsre erste Zusammenkunft nicht in meinem Hause stattfinden zu lassen.

»Ich hoffe, daß dieser Brief jede unangenehme Idee aus Ihrem Gemüthe verbannen wird, und indem ich baldige Nachricht von Ihrer vollständigen Genesung zu erhalten hoffe, verbleibe ich Ihr gehorsamer Diener

»*Stephen Sherwin.*«

»N. S. – Ich bin noch nicht im Stande gewesen, zu erfahren, wohin dieser Schurke von Mannion geflohen ist. Mögen Sie dies nun aber eher als ich erfahren oder nicht, so muß ich Ihnen sagen, um Ihnen zu beweisen, daß meine Entrüstung gegen seine Nichtswürdigkeit eben so groß ist als die Ihrige, daß ich bereit bin, ihn mit der ganzen Strenge des Gesetzes zu verfolgen, wenn nämlich das Gesetz ihn erreichen kann, indem ich mir vorbehalte, aus meiner Tasche alle Kosten zu bezahlen, welche vielleicht aufgewendet werden müssen, um ihn zu züchtigen und für sein ganzes noch übriges Leben unschädlich zu machen.«

Trotz der Eile, mit der ich dieses fade, widerliche Schreiben durchlief, entdeckte ich jedoch sofort, welche neue Machination angezettelt worden, um mich in meinem Irrthume zu erhalten und um mit derselben Frechheit gegen mich Unrecht auf Unrecht zu häufen.

Margarethe wußte nicht, daß ich ihr in das Innere des Hauses gefolgt war, daß ich von ihrer Stimme und von der Mannion's Alles gehört. Sie glaubte, daß ich nicht wüßte, was vor dem Augenblicke, wo ich ihr an der Hausthür begegnete, geschehen sei, und in dieser Ueberzeugung hatte sie die erbärmliche Lüge erfunden, welche ihr Vater mit seiner Hand auf das Papier übertragen.

War er wirklich von seiner Tochter getäuscht worden oder war er nicht vielmehr ihr Mitschuldiger? Diese Frage verdiente indessen nicht, daß ich mich damit beschäftigte. – Die schwärzeste und traurigste Entdeckung, die ich machen konnte, hatte sich bereits herausgestellt – Margarethe war eine Heuchlerin und Verrätherin durch und durch.

Und dies war das Wesen, welches mir gleich bei der ersten raschen Bewegung erschienen war wie der Stern, auf welchen ich mein ganzes Leben lang meine Blicke heften müßte; um dieses Weibes willen hatte ich meiner Familie gegenüber mich in ein Trugsystem verwickelt, an welches ich jetzt nicht denken durfte, ohne mich vor mir selbst zu entsetzen! Um dieses Weibes willen hatte ich allen Folgen des Zornes meines Vaters getrotzt und mich muthwillig dem Verluste aller Vortheile ausgesetzt, welche Geburt und Vermögen mir bieten konnten!

Wenn ich dies überlegte, gährte der Zorn in mir und Verzweiflung nagte an meinem Herzen. Warum war ich wieder aufgestanden von dem Bette, auf welches jene schwere Krankheit mich geworfen? Besser, weit besser für mich wäre es gewesen, wenn ich gestorben wäre.

Da aber das Leben mir noch lieb war, so brachte es auch seine Prüfungen und Kämpfe mit sich, vor welchen zurückzuweichen nicht bloß vergeblich, sondern auch verbrecherisch gewesen wäre.

Es blieb mir demzufolge Nichts weiter übrig, als auch noch von Mr. Sherwin's zweitem Briefe Kenntniß zu nehmen. Ich mußte seine ganze Bosheit kennen lernen, um sie vollständig besiegen zu können.

Dieser zweite Brief war weit kürzer als der erste und allem Anscheine nach vor höchstens zwei oder drei Tagen geschrieben. Der Ton, welchen Mr. Sherwin darin anschlug, war ein anderer. Er schmeichelte mir nicht mehr, sondern begann mir zu drohen.

Gestützt auf die Nachricht von meiner Genesung, welche mein Diener seit einigen Tagen gemeldet, fragte er mich, warum ich ihm bis jetzt noch nicht die mindeste Antwort hätte zu Theil werden lassen. Er deutete mir an, daß mein Schweigen völlig zu meinem Nachtheile ge- deutet werden müsse, und wenn ich dabei beharrte, so würde er die gerechte Sache seiner Tochter laut und öffentlich zur Kenntniß, nicht bloß meines Vaters, sondern auch der ganzen Welt bringen.

Der Brief endete damit, daß mir insolenter Weise drei Tage Frist gegeben wurden.

Einen Augenblick lang vermochte ich meine Entrüstung nicht zu bemeistern. Ich erhob mich, um mich sofort nach der Nordvilla zu begeben und dort die Elenden zu entlarven, welche mit mir noch immer so leichtes Spiel zu haben glaubten wie in der Vergangenheit.

Noch ehe ich aber die Thür geöffnet hatte, besann ich mich. Ich bedachte, daß meine erste Pflicht, die größte Verbindlichkeit, die ich mir geschaffen, darin bestehe, sofort Alles meinem Vater zu bekennen. Ich mußte vor allen Dingen die Situation kennen lernen, in welcher ich künftig meiner Familie gegenüber stehen würde.

Ich kehrte an den Tisch zurück und raffte die zerstreut auf demselben umherliegenden Briefe zusammen. Mein Herz klopfte schneller, mein Kopf schwindelte, aber ich hatte den festen Entschluß gefaßt, meinem Vater, was auch daraus folgen würde, mein unglückliches Geheimniß zu offenbaren.

Ich blieb in Einsamkeit und Dunkel, bis es ganz finster war.

Der Diener brachte mir Licht.

Warum fragte ich ihn nicht, ob Clara und mein Vater wieder nach Hause gekommen seien? Ward mein Entschluß schon wankend?

Nicht lange darauf hörte ich Geräusch auf der Treppe und man pochte an meine Thür. War es mein Vater? Nein, es war Clara.

Ich versuchte, als sie eintrat, von gleichgültigen Dingen mit ihr zu sprechen.

»Wie! bist Du denn bis in die sinkende Nacht spazieren gegangen, Clara?«

»Wir sind nicht weit gewesen. Weder Papa noch ich bemerkten, daß der Abend schon so weit vorgerückt war. Wir sprachen von Dingen, die uns Beide in hohem Grade interessiren.«

Sie schwieg einen Augenblick und heftete ihre Augen auf die Diele. Dann näherte sie sich mir mit einer gewissen Hast und setzte sich neben mich auf einen Stuhl. Ein eigenthümlicher Ausdruck von Trauer und Unruhe malte sich auf ihrem Gesichte, während sie fortfuhr:

»Und erräthst Du nicht, was das Thema unsrer Unterredung war? Du selbst warst es, Sidney. Unser Vater wird sogleich zu Dir kommen, er will mit Dir sprechen. Vorher aber wollte ich Dir sagen – ich wollte Dich bitten –«

Sie stockte. Eine matte Röthe überzog ihre Wangen, und wie um sich zu fassen, begann sie mehrere auf dem Tische umherliegende Bücher zu ordnen.

Plötzlich hielt sie in dieser mechanischen Beschäftigung inne, die Röthe schwand aus ihrem Antlitze, sie war ganz bleich, als sie wieder zu sprechen begann, und ihre Stimme war merklich verändert – so auffallend verändert, daß ich einen Augenblick lang zweifelte, ob es die ihre wäre.

»Du weißt, Sidney, daß Du uns seit langer, seit sehr langer Zeit eine wichtige Angelegenheit verheimlicht hast. Mir hattest Du versprochen, Dein Geheimniß zuerst zu enthüllen, aber ich habe mich anders besonnen. Ich wünsche nicht mehr dieses Geheimniß zu wissen, lieber Bruder, und es wäre besser, wenn davon zwischen uns nie die Rede gewesen wäre.«

Sie erröthete und ihr Zögern verrieth sich abermals, dann setzte sie in ernstem Tone sehr rasch hinzu:

»Ich hoffe jedoch, daß Du unserm Vater Alles sagen wirst. Er kommt hierher, um Dir dieses Geständniß abzufordern. Ach, lieber Sidney, sei offen gegen ihn, verbirg ihm Nichts. Wir wollen unter einander wieder sein wie wir früher, wie wir voriges Jahr waren. Du hast Nichts zu fürchten, dafern Du offenherzig und ohne Rückhalt sprichst, denn ich habe ihn beschworen, sich gegen Dich gut und nachsichtig zu zeigen, und Du weißt, daß er mir Nichts abschlägt. Ich bin jetzt bloß gekommen, um Dich aufzufordern, Vertrauen und Vernunft zu zeigen. Doch still! Ich höre einen Tritt auf der Treppe. Also erkläre Dich, Sidney, aus Liebe zu mir! Ich beschwöre Dich, die Erklärung zu geben, welche von Dir verlangt werden wird; dann laß mich das Uebrige thun.«

Und sie verließ mit einem gewissen Grade von Eile mein Zimmer.

Eine Minute später trat mein Vater ein.

Vielleicht täuschte mich mein schuldiges Gewissen, aber es schien mir, als wenn er mich mit einer traurigen, strengen Miene betrachtete, die ich noch nicht an ihm wahrgenommen hatte. Seine Stimme zitterte ebenfalls, als er sprach – ein bei ihm sehr bedeutsames Symptom.

»Ich komme, Sidney, um mit Dir von einer Sache zu sprechen, welche Du selbst zuerst hättest zur Sprache bringen sollen.«

»Ich glaube, zu errathen, was Du meinst, lieber Vater, und ich –«

»Ich muß, Dich bitten, mich mit der ganzen Geduld anzuhören, welche Dir zu Gebote steht,« antwortete er. »Ich werde kurz sein.«

Es trat eine Pause ein, während welcher ein schwerer Seufzer sich seiner Brust entrang. Ich glaubte eine gewisse Rührung in seinem Blicke zu bemerken. Ich fühlte mich fast gedrängt, mich an seine Brust zu werfen, meinen Thränen, die mich zu ersticken drohten, freien Lauf zu lassen und ihm zu bekennen, daß ich nicht mehr werth sei, sein Sohn zu heißen.

O, daß ich diesem Impulse nachgegeben hätte! O, daß wir immer auf die Stimme des Engels hörten, welcher in unserm Innern flüstert!

»Sidney,« fuhr mein Vater in gleichzeitig ernstem und traurigem Tone fort, »ich hoffe und glaube, daß ich mir in meiner Handlungsweise gegen Dich sehr wenig Vorwürfe zu machen habe. Ich glaube mich zu rechtfertigen, wenn ich sage, daß sehr wenig Väter gegen ihren Sohn so gehandelt haben würden, wie ich während des ganzen verflossenen Jahres, wo nicht schon seit noch längerer Zeit an Dir gehandelt habe. Vielleicht habe ich im Stillen über das beklagenswerthe Geheimniß geseufzt, welches Dich uns seit einiger Zeit entfremdet hat. Vielleicht habe ich Dir durch mein Benehmen den Schmerz zu erkennen gegeben, den ich darüber empfand, aber niemals habe ich meine Autorität gebraucht, um Dich zu zwingen, über Dein Verhalten eine Erklärung abzugeben, welche Du Dich so hartnäckig weigertest, uns aus freiem Antrieb mitzutheilen. Ich vertraute auf die Ehre

und Moralität meines Sohnes. Ich werde auch jetzt noch nicht glauben, daß dieses Vertrauen am unrechten Orte gewesen ist; aber es hat mich, fürchte ich, verleitet, allzulange die Pflichten der Wachsamkeit zu vernachlässigen, die ich über Dich, zu Deinem eignen Besten, üben sollte. Jetzt muß ich diese Nachlässigkeit büßen. Die Umstände lassen mir keine Wahl mehr, Sidney, es liegt mir als Vater und als Haupt unserer Familie viel daran, zu wissen, in Folge welches schweren Unglücksfalles mein Sohn besinnungslos von der öffentlichen Landstraße aufgehoben worden und hierauf in eine Krankheit verfallen ist, welche seinen Verstand und sein Leben gefährdet hat. Du bist jetzt so weit wiederhergestellt, daß Du mir es sagen kannst, und ich stütze mich einfach auf die Autorität, welche Gott mir über meine Kinder gegeben, wenn ich Dir sage, daß ich Alles wissen muß, daß Du mir die ganze Wahrheit sagen mußt, sollte diese Erzählung auch Dich und mich demüthigen. Wenn Du Dich jetzt noch weigerst, so werden von diesem Augenblicke an unsre Beziehungen sich für das ganze Leben ändern.«

»Ich weigere mich nicht, lieber Vater, sondern bitte Dich bloß im Voraus, zu glauben, daß, wenn ich mich schwer an Dir vergangen habe, die Strafe meines Fehltritts mich schon erreicht hat. Ich fürchte jedoch, daß selbst Deine traurigsten Ahnungen unmöglich auf das vorbereitet haben, was –«

»In Deinem Fieberwahnsinne hast Du Worte gesprochen, die ich gehört, nach denen ich Dich aber nicht beurtheilen will, obschon sie meine traurigsten Ahnungen rechtfertigen würden.«

»Meine Krankheit hat mir den grausamsten Theil meiner grausamen Prüfung erspart, wenn sie Dich auf das Geständniß vorbereitet hat, welches ich thun muß, und wenn Du muthmaßest –«

»Ich muthmaße nicht, sondern bin nur zu fest überzeugt, daß Du, mein zweiter Sohn, von welchem ich ein ganz andres Benehmen erwartete, im Geheimen Deinem Bruder in seinen beklagenswerthen Verirrungen gefolgt, ja, wie ich fürchte, sogar noch weiter gegangen bist als er.«

»Meinem Bruder? Meine Fehlritte wären die meines Bruders Ralph?«

»Ja, Deines Bruders Ralph. Meine letzte Hoffnung ist, daß Du wenigstens auch Ralph's Offenheit nachahmen werdest. Wisse seine beste Eigenschaft von ihm zu entlehnen, eben so wie Du Dir schon an seinen Lastern ein Beispiel genommen hast.«

Als ich meinen Vater so sprechen hörte, erstarrte mein Herz und schlug nur noch schwach.

Wie weit, wie schrecklich weit entfernt war mein Vater, nur im Mindesten zu ahnen, was wirklich geschehen war!

Ich machte einen Versuch, auf seine letzten Worte zu antworten, aber plötzlich dachte ich an die Demüthigung, an den ewigen Kummer, der aus meinem Geständnisse für ihn hervorgehen müßte, und ich verstummte.

Als er nach einer kurzen Pause wieder zu sprechen begann, war sein Ton streng und er heftete einen forschenden unerbittlichen Blick auf mich.

»Ein Mann Namens Sherwin,« sagte er, »ist jeden Tag hier gewesen, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen. In welchem Verhältnisse stehst Du zu diesem mir gänzlich unbekanntem Manne, daß er sich die Freiheit nimmt, so oft in unserm Hause zu erscheinen und seine Fragen mit einer Vertraulichkeit in seinem Tone und in seinen Manieren zu thun, welche unsre Dienstleute betroffen gemacht hat? Wer ist dieser Mr. Sherwin?«

»Er ist – doch ich muß von einer früheren Zeit anfangen – ich muß –«

»Ja, Du mußt weiter zurückgehen als Du thun zu können scheinst. Du mußt bis zu der Zeit zurückgehen, wo Du mir Nichts zu verschweigen hattest und, wo Du mit der Offenheit und Wahrheitsliebe eines jungen Mannes von guter Geburt zu mir sprachst.«

»Ich bitte um ein wenig Geduld, lieber Vater; gestatte mir einige Minuten, um mich zu sammeln. Ich muß in meinen Ideen erst klar werden, ehe ich Dir Alles sage.«

»Alles – Alles? Dein Ton sagt mehr als Deine Worte. Dieser wenigstens ist aufrichtig. Ich habe das Schlimmste gefürchtet, aber wie es scheint, bin ich in meinen Befürchtungen doch noch nicht weit genug gegangen. Sidney, verstehst Du mich? Sidney, Du zitterst auf seltsame Weise – wie bleich Du wirst!«

»Ich fürchte, ich bin noch nicht wieder so kräftig als ich zu sein gedachte. Mein Vater, mein Herz ist eben so

gebrochen wie meine Denkkraft. Habe ein wenig Geduld, sonst bin ich nicht im Stande, mit Dir zu sprechen.«

Es war mir, als sähe ich seine Augen feucht werden. Er bedeckte sie einige Secunden lang mit der Hand und seufzte wieder so schwer und bekümmert, wie ich es kurz vorher schon ein Mal gehört.

Ich machte eine Anstrengung, um mich von meinem Stuhle zu erheben und mich ihm zu Füßen zu werfen. Er deutete diese Bewegung irrig und faßte mich am Arme, denn er glaubte, ich würde ohnmächtig werden.

»Für heute Abend ist es genug, Sidney,« sagte er hastig, obschon in sehr sanftem Tone. »Sprechen wir erst morgen weiter hierüber.«

»Jetzt kann ich sprechen, lieber Vater. Es wird besser sein, wenn ich mich sofort erkläre.«

»Nein, nein, Du bist zu aufgereggt. Ich glaubte Dich wieder kräftiger. Morgen früh – morgen früh wollen wir weiter sprechen, wenn Du gut geschlafen hast. – Nein, nein, ich mag jetzt Nichts mehr hören. Begieb Dich zur Ruhe. Ich will deiner Schwester sagen, daß sie Dich heute Abend nicht weiter stören soll. – Morgen kannst Du ganz nach Deinem Belieben mit mir sprechen, ohne unterbrochen zu werden und ohne Dich zu übereilen. Gute Nacht, Sidney, gute Nacht.«

Ohne zu warten bis ich ihm die Hand reichte, ging er rasch nach der Thür, als ob er die quälenden Befürchtungen die sich augenscheinlich seiner bemächtigten, meiner Beobachtung entziehen wollte. In dem Augenblicke aber, wo er im Begriffe stand, das Zimmer zu verlassen

zögerte er, drehte sich noch einmal herum – sah mich mit sehr wehmüthiger Miene einen Augenblick lang an, reichte mir die Hand, drückte die meinige, ohne Etwas zu sagen, und ließ mich allein. Stand wohl zu erwarten, daß er, sobald diese Nacht einmal vorüber wäre, mir je wieder die Hand reichen würde?

ZEHNTES KAPITEL.

Niemals hatte ich einem so lachenden, so schönen Morgen gesehen wie an dem Tage, wo zwischen mir und meinem Vater Alles entschieden, wo über meine Zukunft, über meine Stellung in der Familie der Urtheilsspruch gefällt werden sollte.

Der reine, unbewölkte Himmel, die Milde, weiche Temperatur, der helle, blendende Sonnenschein, welcher selbst die gewöhnlichsten Gegenstände in einem Lichtmeer schwimmen ließ – alles Dies stand in grellem Widerspruche zu den Empfindungen meines Herzens, während ich so an meinem Fenster stand und an die harte Pflicht dachte, die ich zu erfüllen hatte – an das strenge Urtheil, welches noch vor dem Beginne des nächsten Tages gesprochen werden mußte.

Während der Nacht hatte ich mir keinen Plan zu der furchtbaren Enthüllung entworfen, vor welcher ich nicht mehr zurücktreten konnte. Die Krisis schien mir so drohend, daß ich mich vollkommen außer Stand fühlte, mich darauf vorzubereiten.

Ich dachte an den Charakter meines Vaters, an die Grundsätze der Ehre und Freimüthigkeit, welche er bis

zum Fanatismus trieb. Ich dachte an seinen Stolz, der sich in seinen Worten allerdings sehr selten verrieth, aber deswegen nicht weniger tief in seiner Natur wurzelte und jede seiner Gemüthsbewegungen und Gesinnungen durchdrang. Ich dachte an jene beinahe weibliche Zurückhaltung, mit der er selbst die entferntesten Anspielungen und unlauteren Hindeutungen mied, von welchen andere Männer sich beim Glase so ungezwungen unterhalten, indem sie dieselben ihren Scherzen zum Grunde legen.

An alles Dies dachte ich, und indem ich mich erinnerte, daß dies der Mann war, welchem ich die heimlich von mir geschlossene, mich so tief entehrende Vermählung offenbaren sollte, entwich die Hoffnung, die ich auf seine natürliche Liebe gesetzt, und der Gedanke, an seine ritterliche Großmuth zu appelliren, schien mir eine Verirrung, auf welche es Wahnsinn wäre, mich auch nur einen Augenblick lang zu verlassen.

Im Allgemeinen wird unsere Beobachtungsgabe schärfer, wenn unsre Denkkraft von seiner schweren Wucht niedergedrückt wird.

Allein in meinem Zimmer, horchte ich mit unerhörter ermüdender Aufmerksamkeit auf das unbedeutendste Geräusch im Hause, auf Klänge, die sich jeden Tag wiederholten, auf Einzelheiten, an welche ich bis jetzt kaum gedacht. Es war mir, als wenn das dumpfe Geräusch eines Trittes, der Widerhall einer Stimme, das behutsame Oeffnen oder Schließen einer Thür in den unteren Gemächern an diesem verhängnißvollen Tage mir ein geheimes, gegen mich, ich wußte nicht wie oder durch wen,

angezetteltes Complot verrathen müßte. Zwei oder drei Mal ertappte ich mich selbst dabei, wie ich auf der Treppe stand und horchte. In welcher Absicht? Dies bin ich kaum im Stande zu sagen.

Gewiß war indessen, daß sich an diesem Morgen eine furchtbare, bedeutsame Ruhe auf das Haus niedergesenkt hatte. Ich sah Clara nicht kommen, mein Vater ließ mir Nichts sagen – die Klingel schien sich ganz ungewöhnlich stumm zu verhalten. Ueber mir in der oberen Etage rührten die Dienstleute sich nicht, sie schienen gänzlich unthätig zu sein.

Auf den Zehen kehrte ich in mein Zimmer zurück, als ob ich fürchtete, durch das Geräusch meiner Tritte eine Katastrophe herbeizuführen, die sich im Dunkeln vorbereitete. Seit länger als Einem Jahre hatte die Wolke über unserm Heerde geschwebt. Heute war der Tag, wo sie endlich zerstreut werden sollte, aber leider nicht durch die Sonne, sondern durch den Sturm.

Ich fragte mich, ob mein Vater mich wieder in meinem Zimmer aufsuchen oder ob er mich in das seinige rufen lassen würde.

Ich blieb nicht lange in Zweifel.

Ein Diener pochte an meine Thür. Es war derselbe, welcher mich in meiner Krankheit gepflegt hatte. Gern hätte ich die Hand dieses Mannes ergriffen, ihn um seine Theilnahme gebeten und bei ihm Ermuthigung gesucht.

»Sir,« sagte er, »mein Herr hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß er, wenn Sie sich wohl genug fühlen, Sie in seinem Zimmer zu sprechen wünscht.«

Ich erhob mich sofort und folgte dem Diener.

Auf dem Corridor kam ich an der Thür vorüber, welche in Clara's Zimmer führte. Diese Thür öffnete sich. Meine Schwester trat heraus und legte die Hand auf meinen Arm. Sie lächelte, während ich sie ansah, aber ihre Augen waren geröthet vom Weinen und ihr Gesicht war todtbleich.

»Vergiß nicht, was ich Dir gestern Abend sagte, Sidney,« murmelte sie, »und wenn vielleicht ein wenig rauhe Worte an Dich gerichtet werden, so denke an mich. Ich werde heute für Dich Alles thun, was unsere Mutter gethan hätte, wenn sie noch bei uns wäre. Dies vergiß nicht, sei standhaft und hoffe.«

Sie kehrte rasch in ihr Zimmer zurück und ich ging die Treppe hinunter.

In der Hausflur erwartete mich ein Diener mit einem Briefe in der Hand.

»Dies ist so eben für Sie abgegeben worden, Sir. Der Bote, welcher den Brief brachte, sagte, er brauche nicht auf Antwort zu warten.«

Jetzt war nicht für mich die geeignete Zeit, einen Brief zu lesen, denn die Unterredung mit meinem Vater sollte in diesem Augenblicke stattfinden. Ich schob den Brief rasch in die Tasche und bemerkte dabei blos, daß die Handschrift der Adresse eine unregelmäßige und mir völlig unbekannt war.

Ich trat in das Zimmer meines Vaters. Er saß vor seinem Tische und war mit dem Aufschneiden einiger neuer

Bücher beschäftigt. Indem er mir einen neben ihm stehenden Stuhl anwies, erkundigte er sich zugleich kurz nach dem Zustande meiner Gesundheit und setzte dann, die Stimme senkend, hinzu:

»Nimm Dir so lange Zeit als Du willst, Sidney, um Dich zu sammeln und Deine Gedanken reiflich zu erwägen. Diesen Morgen gehört meine Zeit Dir.«

Damit wendete er sich ein wenig von mir hinweg und fuhr fort, die vor ihm liegenden Bücher aufzuschneiden.

Ich fühlte mich immer noch nicht fähig, mich auf irgend eine Weise auf die Enthüllung vorzubereiten, die man von mir erwartete. Trotz der warmen Luft, welche zu dem geöffneten Fenster hereindrang, fröstelte ich. Ohne Gedanken, ohne Hoffnung, ohne irgend ein Gefühl als höchstens das der Dankbarkeit für die mir auf diese Weise gewährte Frist, ließ ich meine Augen mechanisch rings im Zimmer umherschweifen, als ob ich den Urtheilsspruch, der über mich gefällt werden sollte, an den Wänden angeschrieben zu sehen erwartete.

Welcher Mensch hat jemals erfahren, daß alle seine Denkkraft, selbst in der drückendsten moralischen Beengung, auf einen und denselben Gegenstand concentrirt war? In diesen Augenblicken drohender Gefahr wendet sich der Geist, trotz der Gegenwart, unwillkürlich zurück zur Vergangenheit. In den Augenblicken bitterer Betrübniß denkt er plötzlich, uns selbst zum Trotze, an geringfügige, alltägliche Dinge.

Ich saß schweigend in dem Cabinette meines Vaters, und die verschiedenen Theile und Gegenstände dieses

Zimmers riefen Erinnerungen aus meiner Kindheit wach, die sich an jeden derselben knüpften – Erinnerungen, die ich seit langer Zeit vergessen und deren Wiedererwachen gleichwohl durch meine Unruhe und fieberhafte Aufregung nicht verhindert ward. Die Erinnerungen, welche in diesem kritischen Augenblicke zuletzt hätten erwachen sollen, waren gerade die ersten, die sich in mir regten.

Mit schwellendem Herzen und fieberhaften Augen betrachtete ich die Wände rings um mich her. Dort in jenem Winkel befand sich die rothe Tapetenthür, welche in die Bibliothek führte. Wie oft hatten Ralph und ich, als wir noch Knaben waren, einen schüchternen, neugierigen Blick durch diese Oeffnung geworfen, um zu sehen, was unser Vater in seinem Cabinet machte, und uns über die große Anzahl von Briefen zu wundern, die er schrieb, so wie über die Menge Bücher, welche er lesen mußte! Wie waren wir eines Tages Beide erschrocken, als er uns ertappt und tüchtig ausgescholten hatte! Wie glücklich waren wir einen Augenblick später gewesen, nachdem wir ihn gebeten, uns zu verzeihen, und er uns zum Beweise seiner Verzeihung mit einem großen Bilderbuche zum Ansehen in die Bibliothek zurückgeschickt hatte!

Vor dem Fenster stand das alte, hohe antike Pult von Acajouholz, auf welchem noch derselbe große Folioband mit Bildern aus der biblischen Geschichte lag, in welchem Clara und ich zuweilen Sonntags Nachmittags blättern durften, wobei wir immer wieder neuen Genuß fanden.

Und in der Wandvertiefung, zwischen zwei Bücherstellen, sah ich denselben alten Secretair mit seinen Reihen von kleinen Schubfächern und auf dem oberen Aufsätze die alte französische Stutzuhr, die früher meiner Mutter gehört, und welche die Stunden so hell und munter schlug. Vor diesem Secretair sagten Raiph und ich unserm Vater Lebewohl, wenn wir nach den Ferien wieder auf die Schule zurückkehrten, und erhielten unser kleines Taschengeld. Aus einem dieser kleinen Schubfächer nahm unser Vater das Geld.

Dicht daneben erwartete uns gewöhnlich Clara, damals ein rosiges Kind, mit ihrer Puppe auf dem Arme, um ebenfalls von uns Abschied nehmen, wie sie niemals zu thun verfehlte, und um uns aufzufordern, bald wiederzukommen und dann nicht wieder fortzugehen.

Ich drehte mich um und schaute nach dem Fenster hin, denn die Erinnerung, welche dieses Zimmer mir zurückrief, bedrückte mich.

Draußen in dem beschränkten Raume des Gartens murmelten einige verkümmerte mit Straßenstaub bedeckte Bäume eben so angenehm als wenn ein frischer Wind auf einer freien, offenen Wiese durch ihr Laubwerk geweht hätte. Weiterhin hörte ich das verworrene Summen der Straße, das Wühlen und Treiben London's am hellen Mittage. Gleichzeitig und näher aus einer Seitengasse drang der muntere Ton einer Drehorgel. Sie spielte eine reizende Polka, nach welcher ich oft getanzt.

Welche ironische Erinnerungen im Innern, welche ironische Töne von draußen bildeten das Vorspiel zu dem

traurigen Geständnisse, welches ich zu thun hatte und welches davon begleitet sein sollte! Die Minuten folgten mit unerbittlicher Schnelligkeit auf die Minuten, aber dennoch brach ich das Schweigen nicht. Langsam und ruhig richtete ich meine Augen wieder auf meinen Vater. Er fuhr fort, nicht nach mir her zu sehen, und schnitt immer noch seine Bücher auf.

Selbst bei dieser geringfügigen Verrichtung verriethen sich aber die Gemüthsbewegungen, die er zu verbergen bemüht war, auf furchterregende Weise. Seine gewöhnlich so feste und geschickte Hand zitterte sichtlich und das Papiermesser schnitt oft schräg und in die Seiten hinein.

Ich glaube, er errieth, daß ich ihn ansah, denn er unterbrach sich plötzlich in seiner Beschäftigung und drehte sich ohne Weiteres nach mir herum.

»Ich habe mir vorgenommen, Dir Zeit zu lassen,« sagte er, »und es fällt mir auch nicht ein, meinem Entschlusse untreu zu werden. Nur bitte ich Dich, zu bedenken, daß jede Minute Verzögerung den Schmerz und die Unruhe steigert, die ich um Deinetwillen empfinde.«

Er nahm wieder ein frisches Buch zur Hand und setzte in leiserem Tone hinzu:

»Raph würde an Deiner Stelle schon gesprochen haben.«

Wieder Ralph! Ralph's Beispiel ward mir abermals vorgehalten! Nun konnte ich nicht länger schweigen.

»Die Fehler, welche mein Bruder an Dir und an seiner Familie begangen hat, sind nicht mit den meinigen

zu vergleichen, lieber Vater,« begann ich. »Ich habe nicht seine Laster nachgeahmt. Ich habe gehandelt, wie er an meiner Stelle nicht gehandelt haben würde, und dennoch hat keine seiner Verirrungen ein so unheilvolles Resultat gehabt, als welches das meines Fehltrittes in Deinen Augen erscheinen wird.«

Er sah mich scharf an, indem ich diese Worte sprach. Ein düsteres Feuer entzündete sich in seinen Augen und der bedeutsame rote Fleck kam auf seinen bleichen Wangen sofort zum Vorschein.

»Was willst du damit sagen?« fragte er kurz.

»Ich will diese Frage auf indirecte Weise beantworten, lieber Vater,« entgegnete ich. »Gestern Abend fragtest Du mich, wer jener Mr. Sherwin sei, der so oft hier in unserm Hause gewesen ist, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.«

»Ja wohl! Auch heute Morgen ist er wieder dagewesen. Uebrigens habe ich auch noch andere Fragen an Dich zu richten. In Deinem Delirium hast Du nicht aufgehört, einen Frauennamen zu nennen. Vorher aber wiederhole mich die Frage: Wer ist dieser Mr. Sherwin?«

»Er wohnt in –«

»Ich frage Dich nicht, wo er wohnt, sondern was er ist, was er macht?«

»Mr. Sherwin ist Modewaarenhändler in Oxfordstreet.«

»Du bist ihm wohl Geld schuldig? Er hat Dir welches geliehen, nicht wahr? Schweig'! Deine Umschweife und Ausreden nützen Dir bei mir Nichts. Warum hast Du

mir dies nicht sogleich gesagt? Du hast mein Haus beschimpft, indem Du diesen Menschen nöthigst, hierher zu kommen, um Dich zu mahnen. Er nannte sich, indem er sich nach Deinem Befinden erkundigte, Deinen Freund – dies haben mir die Diener wiedererzählt. Dieser Krämer, dieser Geldwucherer ist also Dein Freund! Wenn man mir gesagt hätte, daß der ärmste Tagelöhner, welcher auf meinen Aeckern arbeitet, sich Deinen Freund nennt, so würde ich Dich durch die Anhänglichkeit und Dankbarkeit eines ehrlichen Mannes geehrt geglaubt haben. Wenn ich aber höre, daß dieser Name Dir von einem Krämer und Geldwucherer gegeben worden ist, so betrachte ich diese Beziehung zu Leuten, welche aus dem Betrüge ein Handwerk machen, als einen Schandfleck für Dich. Du hast recht, Sidney, wenn Du Dich scheust, Dich mir zu entdecken. Wie viel bist Du ihm schuldig? Wo sind die entehrenden Papiere, die Du unterschrieben hast? Oder hast Du vielleicht von meinem Namen und meinem Credit unerlaubten Gebrauch gemacht? Sage es mir sofort – ich will es wissen.«

Er sprach sehr schnell und in verächtlichem Tone, dann stand er von seinem Stuhle auf und ging mit ungeduldiger Miene im Zimmer auf und ab.

»Ich bin Mr. Sherwin kein Geld schuldig, Vater – ich bin Niemandem Geld schuldig.«

Er blieb stehen.

»Du bist Niemandem Geld schuldig?« wiederholte er in sehr langsamem und sehr verändertem Tone. »Dann handelt es sich also um etwas noch Schlimmeres als Schulden?«

In diesem Augenblicke ließ ein leichter Tritt sich in dem Nebenzimmer vernehmen. Mein Vater drehte sich sofort herum und verriegelte die Thür, welche in dieses Zimmer führte.

»Sprich,« hob er wieder an, »und sprich offen und ehrlich, wenn Du kannst. Warum hast Du mich hintergangen? Während Deines Fieberwahnsinnes nanntest Du fortwährend einen Frauennamen und ließest dabei noch allerhand seltsame Worte fallen, die es mir unmöglich war vollständig zu fassen. Dabei aber sagtest Du genug, um uns Anlaß zu der Vermuthung zu geben, daß diese Person zu den verworfensten ihres Geschlechts gehört, daß ihre Immoralität – doch es ist zu empörend, mich zu nöthigen, von ihr zu sprechen. Ich verlange daher sofort zu wissen, bis zu welchem Punkte das Laster Dich verleitet hat, Dich mit diesem Geschöpfe zu compromittiren.«

»Sie hat mich betrogen, – grausam, entsetzlich betrogen –«

Mehr konnte ich nicht sagen – – mein Kopf neigte sich auf die Brust, die Scham zermalmte mich.

»Wer ist sie? Du nanntest sie Margarethe in Deinem Delirium – wer ist sie?«

»Sie ist Mr. Sherwin's Tochter und –«

Die beiden Worte, welche ich hinzufügen wollte, drohten mir die Kehle zuzuschnüren. Ich verstummte.

Ich hörte ihn bei sich murmeln:

»Die Tochter dieses Mannes! Dieser Köder ist noch verächtlicher als der des Geldes.«

Er neigte sich zu mir und sah mich an, als ob er in meiner innersten Seele lesen wollte. Ich fühlte, wie ich mit einem Male tottenbleich ward.

»Sidney!« rief er in einem Tone, der beinahe der des Entsetzens war, »um Himmels willen, antworte mir augenblicklich, die Tochter dieses Mr. Sherwin, was ist sie für Dich?«

»Mein Weib!«

Ich hörte keine Antwort, meine Augen waren von Thränen geblendet – mein Gesicht war auf die Diele geneigt, – anfangs sah ich Nichts.

Als ich den Kopf wieder emporrichtete, als ich mir die Thränen getrocknet, welche mir die Augen verdunkelten, als ich endlich aufblickte, drang mir das Blut eisig kalt in's Herz zurück.

Mein Vater stand mit dem Rücken an einen der Bücherschränke gelehnt und hielt die Arme über der Brust gekreuzt. Sein Kopf war zurückgebogen, seine weiß gewordenen Lippen zitterten, ließen aber keinen Ton entschlüpfen. Sein Gesicht war verstört, und die Veränderungen, welche der Tod herbeiführt, können nicht furchtbarer sein.

Von Schrecken ergriffen, eilte ich auf ihn zu und versuchte seine Hand zu ergreifen. Es war, als ob meine Berührung ein Feuer wäre, welches seinen ganzen Körper durchzuckte. Er richtete sich sofort in die Höhe und stieß

mich weit von sich hinweg, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

In diesem furchtbaren Augenblicke, unter diesem entsetzlichen Schweigen mischte sich das Rauschen der Bäume mit dem gedämpften Rollen der Wagen draußen, während die Drehorgel einen lustigen Walzer spielte.

Einige Minuten lang blieben wir einander so gegenüber stehen. Keiner von Beiden bewegte sich oder sprach ein Wort. Hierauf sah ich ihn sein Tuch aus der Tasche ziehen und sich über das Gesicht fahren. Sein Athemzug war schwer und gedrückt – er lehnte sich wieder an den Bücherschrank. Als er sein Tuch wegnahm und mich wieder ansah, begriff ich, daß der Kampf zwischen seiner Vaterliebe und seinem Familienstolze beendet war, und daß die Kluft, die uns fortan trennen sollte, sich zwischen Vater und Sohn gähnend geöffnet hatte.

Mit gebieterischer Geberde befahl er mir, wieder auf meinem Stuhle Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich jedoch nicht. Während ich ihm gehorchte, sah ich, daß er die Glasthür des Schrankes, an den er sich gelehnt, öffnete und die Hand auf eines der darin stehenden Bücher legte.

Ohne sich herumzudrehen, ohne mich anzusehen, fragte er mich, ob ich ihm Nichts weiter zu sagen hätte.

Die seltsame Ruhe, die in seinem Tone lag, die Frage selbst und der Augenblick, in welchem er sie mir stellte, die Gewalt, welche er sich anthun mußte, um kein

einziges Wort der Entrüstung, des Zornes und des Kummers auszusprechen, nachdem ich ihm jenes Geständniß gethan, raubte mir selbst die Fähigkeit zu reden.

Er trat ein wenig von dem Bücherschrank hinweg, während er die Hand immer noch auf dem Buche ruhen ließ, und wiederholte seine Frage. Seine Augen hatten, als sie den meinigen begegneten, einen schlaffen, mürrischen Blick, als ob sie lange Zeit genöthigt gewesen wären, widerliche, unangenehm berührende Gegenstände zu betrachten. Das aristokratische Phlegma war aus seiner Physiognomie verschwunden und diese hatte einen Ausdruck von Schroftheit und Kälte angenommen, welche die Züge wie mit einem Zauberschlage verändert hatte. Er schien, seitdem ich die letzten verhängnißvollen Worte gesprochen, plötzlich um zehn Jahr älter geworden zu sein.

»Hast Du mir noch Etwas zu sagen?«

Als ich diese furchtbare Frage wiederum an mich richten hörte, sank ich auf den Stuhl nieder, neben welchem ich stehen geblieben war, und bedeckte mir das Gesicht mit den Händen.

Ohne mir Rechenschaft von der Reihenfolge zu geben, in welcher ich sprach, oder von dem Beweggrund, der mich zum Sprechen trieb, ohne noch den mindesten Rest von Hoffnung in mir zu fühlen, ohne eine Veränderung an meinem Vater zu erwarten, ohne an etwas Anderes zu denken als die Strafe für meinen Fehltritt mit ihrer vollen Wucht auf mich herabstürzen zu lassen, begann ich die

traurige Erzählung meiner Heirath und alles dessen was daraus gefolgt war.

Ich entsinne mich nicht mehr der Ausdrücke, deren ich mich bediente, oder Dessen, was ich zu meiner Vertheidigung geltend machte. Ich war wie in einem Schwindel befangen, oder vielmehr, ich sank immer mehr in eine tödtliche Erstarrung. Ich sprach, ohne mich sprechen zu hören, schnell und ohne strengen Zusammenhang, bis ich durch die Stimme meines Vaters abermals zum Schweigen gebracht und zu mir selbst zurückgerufen ward. Ich glaube, ich war bei dem letzten, bei dem schmachvollsten Theile meines Geständnisses angelangt, als er mich unterbrach.

»Erspare mir alle diese Einzelheiten,« sagte er in hastigem, trockenem Tone. »Du hast mich hinreichend gedemüthigt – Du hast mir genug gesagt.«

Er zog das Buch, auf welchem während dieser ganzen Zeit seine Hand geruht hatte, aus dem Schranke und näherte sich damit dem Tische. Einen Augenblick blieb er bleich und schweigend stehen, dann schlug er langsam die erste Seite des Buches auf und setzte sich.

Ich erkannte das Buch sofort. Es war eine biographische Geschichte unsrer Familie, welche bis zu seinen ersten Ahnen zurückreichte und bis auf die Geburt seiner eignen Kinder fortgeführt war. Die Quartblätter von starkem Pergament waren nach Art der alten Manuscripte mit schönen Malereien geschmückt. Dieses Buch hatte ihm jahrelange Forschungen und angestregten Fleiß gekostet. Auf jedem Blatte standen in regelrechter Ordnung

die Tage der Geburt und des Todes, die Vermählungen und die Güter, die Waffenthaten und die mittelalterlichen Titel eines jeden der normannischen Barone, von welchen er seine Abstammung herleitete.

Mein Vater wendete langsam und schweigend die Blätter dieses Buches um, welches seiner Ansicht nach, wie ich glaube, nächst der Bibel das ehrwürdigste war, welches es für ihn gab, die bis er zum letzten Blatte kam, welches meinem Namen gewidmet war. oben am Rande dieses Blattes befand sich mein Miniaturportrait, welches gemalt worden, als ich noch Kind war. Unten stand der Tag meiner Geburt, mein Name, der der Schule und der Universität, wo ich meine Studien gemacht, so wie der des Standes, welchem ich mich gewidmet. Der leer gelassene Raum war bestimmt, später andere Nachrichten über meine Person aufzunehmen.

Dieses Blatt war es, auf welches mein Vater seinen Blick heftete. Er beobachtete immer noch dasselbe Schweigen und sein Gesicht hatte immer noch denselben starren, kalten Ausdruck.

Die Drehorgel war verstummt, aber das sanfte Rauschen der Bäume, so wie das dumpfe Rollen der Wagen schlug immer noch an unser Ohr. In dem Garten eines benachbarten Hauses kamen einige Kinder heraus, um zu spielen.

In demselben Augenblicke, wo ihre frischen, muntern, fröhlichen Stimmen in der weichen Sommeratmosphäre zu uns herauf drangen, sah ich meinen Vater, während er noch immer die Augen auf das Blatt geheftet hielt, seine

zitternden Hände nach meinem Bildnisse ausstrecken, so daß mir der Anblick desselben entzogen ward.

Hierauf sprach er, aber ohne die Augen aufzuheben und als ob er mehr mit sich selbst spräche als zu mir. Seine sonst so helle, biegsame und wohlklingende Stimme, hatte jetzt etwas so Rauhes und Heiseres, daß sie an mein Ohr schlug wie die eines Fremden.

»Als ich heute Morgen hierher kam,« hob ernst, »hatte ich mich auf eine peinliche und schmerzliche Unterredung gefaßt gemacht. Ich wußte, daß das Geständniß gewisser Fehlritte und beklagenswerther Verirrungen mich betrüben und daß es vielleicht trotz meines guten Willens nicht von mir abhängen würde, sie später vergessen zu können. Weit entfernt aber war ich, darauf gefaßt zu sein, zu hören, welchen Makel mein eigener Sohn mir und den Meinigen aufgedrückt, welchen Mißbrauch er mit dem Vertrauen getrieben, welches ich so stolz war, ihm zu bezeugen. Ich brauche meiner Entrüstung nicht Worte zu leihen – Deine Verdammung hängt nicht von mir ab – Du bist der Strafbare und schon hat die Strafe Dich ereilt. Aber nicht Dich allein treffen die Wirkungen derselben, sondern auch Deinen Bruder und seinen Vater – ja sogar der reine Name Deiner Schwester kann jetzt –«

Er schwieg und schauderte. Als er weiter sprach, ward seine Stimme immer matter und sein Kopf neigte sich auf die Brust herab.

»Ich sage Dir nochmals, Du bist zu tief gesunken, als daß ich Dir Vorwürfe machen oder ein Verdammungsurtheil über Dich aussprechen könnte. Ich habe aber eine

Pflicht gegen meine beiden Kinder, die nicht hier zugegen sind, zu erfüllen – nachdem diese Pflicht erfüllt sein wird, habe ich zu Dir ein letztes Wort zu sprechen. Auf diesem Blatte –« er zeigte mit dem Finger auf das Familienstammbuch, sein Ton ward fester, während seine Züge sich auf seltsame Weise verdüsterten, »auf diesem Blatte war ein freier Raum reservirt, um die künftigen Ereignisse Deines Lebens darein zu schreiben. Wenn ich Dich daher noch als meinen Sohn anerkennte, wenn ich glaubte, daß Deine Gegenwart mit der Gegenwart meiner Tochter in einem und demselben Hause vereinbar wäre, so müßte ich hier eine infamirende Thatsache niederschreiben, welche niemals seit Jahrhunderten eine einzige Seite dieses Buches besudelt hat. Dieser entehrende Schandfleck Deiner Heirath und ihre Folgen würde sich nothwendig auf Alles erstrecken, was vor Deiner Zeit rein von Makel ist, und eben so bis zum Ende über Alles hinwegreichen, was später diesem Buche noch hinzugefügt werden würde. Dies darf aber nicht geschehen. Ich setze keine Hoffnung und kein Vertrauen mehr auf Dich. Ich sehe in Dir nur noch meinen Feind, den Feind meines Hauses. Wollte ich Dich noch meinen Sohn nennen, so wäre dies ein Spott, eine Heuchelei. Es hieße Clara und sogar Ralph beleidigen, wenn ich Dich noch als mein Kind betrachten wollte. In diesem Buche der Erinnerungen ist Dein Platz auf immer vernichtet. Wollte Gott, ich könnte die Vergangenheit eben so aus meinem Gedächtnisse reißen, wie ich dieses Blatt aus diesem Buche reißen kann!«

Während er noch sprach, schlug die Stunde und die alte französische Uhr ließ dasselbe kleine silberne Glockenspiel hören, welches ich in Gegenwart meiner Mutter so oft mit kindischer Freude in ihrem Zimmer angehört. Es war lange, sehr lange her. Der muntere Glockenton verschmolz sich mit dem Geräusche des Pergamentblattes, welches mein Vater aus dem Buche und dann in kleine Stücke riß, die er auf die Diele warf. Nachdem er das Buch zugeschlagen, erhob er sich rasch.

Seine Wangen rötheten sich noch ein Mal, und als er wieder zu sprechen begann, ward seine Stimme immer lauter. Es war, als wenn er seinem Entschlusse, mich zu verstoßen, selbst nicht traute und in seinem Zorne die Kraft der Entschließung suchte, welche er in ruhiger Stimmung nicht im Stande gewesen wäre, gegen mich aus sich selbst zu schöpfen.

»Jetzt, mein Herr,« hob er an, »wollen wir mit einander sprechen wie ein Fremdling zu dem andern. Sie sind Mr. Sherwin's Sohn, aber nicht mehr der meinige. Sie sind der Gatte seiner Tochter und gehören nicht mehr zu meiner Familie. Stehen Sie auf mein Herr, wie ich Ihnen das Beispiel dazu gegeben habe – wir können nicht länger mit einander in einem und demselben Zimmer sitzen. Schreiben Sie –« er schob mir Schreibzeug und Papier hin – »schreiben Sie Ihre Bedingungen nieder. Ein schriftliches Versprechen werden Sie vielleicht respectiren. Schreiben Sie die Bedingungen nieder, unter welchen Sie sich dazu verstehen, auf Zeit Ihres Lebens dieses Land zu verlassen, und nennen Sie den Preis Ihres

Schweigens so wie dessen Ihrer Mitschuldigen – verstehen Sie mich? Schreiben Sie, was Ihnen beliebt. Ich bin zu allen Opfern bereit, dafern Sie nur England verlassen, ewiges Schweigen bewahren und auf den Namen verzichten, den Sie geschändet haben. Mein Gott! Muß ich es erleben, das Schweigen über die Schande meiner Familie mit Geld zu erkaufen und einen solchen Handel mit meinem Sohne zu machen!«

Verzweiflung und Scham hatten bis jetzt meine Zunge gefesselt. Ich hatte kein einziges Wort zu meiner Verteidigung gewagt, aber diese letzte Anrede rüttelte mich wieder zur Energie empor. Ein Grad von dem Stolze meines Vaters erwachte in meinem Herzen dieser Verachtung gegenüber.

Ich richtete den Kopf empor und zum ersten Male schauten meine Augen direct in die seinigen. Ich schob die Schreibmaterialien weit von mir hinweg und verließ meinen Platz neben dem Tische.

»Bleib',« rief er, »Du wirst noch nicht gehen. Willst Du vielleicht thun, als hättest Du mich nicht verstanden?«

»Eben weil ich Dich verstanden habe, Vater, gehe ich. Ich habe Deinen Zorn verdient und mich ohne Murren Allem unterworfen, was er über mich verhängen würde. Mit welcher Demüthigung aber ich auch gestraft worden bin und wie groß mein Unglück auch sein mag, so kann ich doch nicht vergessen, daß ich eine so harte Züchtigung nicht verdient habe. Ich habe unrecht an Dir gehandelt, ich habe vergessen, was ich dem Range unsrer

Familie schuldig war. Nach der andern Seite dagegen habe ich ehrenwerth und vollkommen gewissenhaft gehandelt. Vielleicht hatte ich das Recht, zu erwarten, daß Du dies als eine Milderung meines Fehlers betrachten würdest; vielleicht durfte ich nicht glauben, daß den Gefühlen, mit welchen Du meinen Fehltritt betrachtetest, sich einiges Mitleid beigesellen würde, aber dennoch hatte ich, glaube ich, das Recht, zu hoffen, daß Deine Verachtung eine stillschweigende und daß die letzten Worte, die Du an mich richtest, keine Beleidigung sein würden.«

»Du sprichst von Beleidigung und wagst diesen Ton anzunehmen? Ich sage Dir nochmals, ich verlange von Dir eine schriftliche Verpflichtung, wie ich sie von einem fremden Menschen, dem ich mißtraue, verlangen würde. Ich will sie haben, ehe Du dieses Zimmer verläßt.«

»Alles, was diese demüthigende Schrift mir auflegen soll, werde ich ohnehin thun und mehr noch. Die Ehre Deiner Familie wird mir stets so heilig bleiben als Dir selbst. Ich werde Deinen Namen vor dem Brandmale bewahren, das sich an den meinigen heftet. Dabei aber will ich nur meinem eignen Willen folgen. Ich will nur durch eine gegen mich selbst übernommene Verpflichtung verbunden sein. Ich will mich nicht dafür bezahlen lassen. Ich bin noch nicht so tief gesunken, daß ich Lohn für Erfüllung einer Pflicht verlangte. Es steht Ihnen frei, zu vergessen, daß Sie mein Vater sind, aber ich werde niemals vergessen, daß ich Ihr Sohn bin.«

»Mögen Sie dies vergessen oder nicht, so frage ich weiter nicht darnach. Ich bestehe darauf, diese schriftliche

von Ihnen unterschriebene Verpflichtung zu haben, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß ich aufgehört habe, Ihrem Worte Vertrauen zu schenken. Schreiben Sie auf der Stelle, mein Herr – verstehen Sie mich? Schreiben Sie!«

Ich rührte mich nicht und antwortete nicht.

Die Züge meines Vaters, in denen eine neue Veränderung vorging, wurden noch bleicher. Seine Finger zitterten krampfhaft und zerknitterten den Bogen Papier, als er ihn von dem Tische hinweg nehmen wollte.

»Sie weigern sich!« rief er in kurzem Tone.

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, mein Herr.«

»Hinaus!« rief er nun, indem er mit zorniger Geberde auf die Thür zeigte; »hinaus mit Ihnen aus diesem Hause, welches Sie niemals wieder betreten werden! Hinaus mit Ihnen! Sie sind von nun an für mich nicht bloß ein Fremdling, sondern ein Feind! Ich habe kein Vertrauen zu dem einfachen Versprechen, welches Sie mir gegeben. Es giebt keine Nichtswürdigkeit, deren ich Sie nicht fähig glaubte. Aber ich sage Ihnen – Ihnen sowohl als den Elenden, mit welchen Sie gemeinschaftliche Sache gemacht haben – nehmen Sie sich in Acht. Ich besitze Vermögen, ich besitze Einfluß – ich bekleide einen Rang, ich werde Alles gegen den Mann oder das Weib aufbieten, welche den makellosen Ruf meiner Familie compromittiren würden. Gehen Sie merken Sie sich das! Gehen Sie!«

Als er diese letzten Worte sprach und in demselben Augenblicke, wo meine Hand sich auf das Thürschloß legte, ließ ein halb ersticktes Seufzen oder Schluchzen sich in der Richtung des Bibliothekzimmers hören.

Mein Vater schwieg und ließ seine Blicke umherschweifen.

Durch, ich weiß nicht welche Inspiration bewogen, blieb ich ebenfalls stehen. Meine Augen folgten den seinen und hefteten sich auf den Vorhang, der die in Bibliothek führende Thüre verdeckte.

Dieser Vorhang hob sich ein wenig, fiel wieder, ward aber mit Einem Male gänzlich auf die Seite geschlagen.

Clara trat langsam und geräuschlos in das Zimmer. Ihr stilles und so unvorhergesehenes Eintreten in diesem Augenblicke, ihr hohler stierer Blick, ihr bleiches Gesicht, ihre weiße Kleidung, ihr langsamer Gang und die Sorgfalt, mit der sie das Geräusch ihrer Tritte gedämpft hatte, Alles trug dazu bei, ihrer Erscheinung etwas Uebernatürliches zu verleihen. Es war, als wenn Clara's Geist und nicht sie selbst auf uns zukäme.

Als sie an meinem Vater vorüber schwebte, nannte er im Tone des Erstaunens ihren Namen, aber es war mehr ein verhaltenes Murmeln als ein Ruf.

Einen Augenblick lang blieb sie zögernd stehen.

Ich sah sie zittern, als ihre Augen denen unsres Vaters begegneten, dann richtete sie dieselben wieder auf mich, näherte sich einige Schritte, ergriff mich bei der Hand und stellte sich neben mich, unserem Vater gegenüber.

»Clara,« rief nochmals in demselben gedämpften Tone.

Ich fühlte die kalte Hand des armen Mädchens fest die meine drückend, so fest, daß ihre schlanken Finger mir fast Schmerz verursachten. Ihre Lippen bewegten sich,

brachten aber nur unartikulierte Laute hervor, so gebrochen keuchte ihr Athem.

»Clara!« wiederholte mein Vater zum dritten Male in festerem Tone.

Bei den ersten Worten aber, die er hinzufügte, ward seine Stimme wieder hohl und umschleiert, denn in demselben Augenblicke erfuhr er jenen mächtigen Einfluß, den die Ritterlichkeit seines Charakters, die sich im vorliegenden Falle mit seiner väterlichen Liebe zu meiner Schwester verschmolz, auf ihn ausübte.

»Clara,« sagte er in traurigem, mattem Tone, »laß seine Hand los – Deine Gegenwart ist hier am unrechten Orte. Verlaß uns – ich bitte Dich, Du darfst nicht seine Hand ergreifen. Er hat eben so aufgehört, mein Sohn als Dein Bruder zu sein. Clara, hörst Du mich nicht?«

»Verzeihe mir, mein Vater, ich höre Dich,« antwortete sie. »Gebe Gott, daß meine Mutter im Himmel Dich nicht auch höre!«

Er näherte sich ihr, aber bei den letzten Worten, die sie sprach, blieb er plötzlich stehen und wendete das Gesicht von uns ab. Wer konnte sagen, welche Erinnerungen an vergangene Tage in diesem Augenblicke in seinem Herzen erwachten?

»Du hast gesprochen, Clara, wie Du nicht sprechen solltest,« fuhr er fort, ohne den Kopf emporzurichten. »Deine Mutter –« seine Stimme zitterte und versagte ihm. »Wirst Du nach Dem, was ich Dir so eben gesagt, fortfahren, ihm die Hand zu reichen? Ich sage Dir nochmals: Er ist unwürdig, vor Deinen Augen zu erscheinen. Mein

Haus ist fortan nicht mehr das seine – muß ich Dir *befehlen*, von ihm abzulassen?«

Der Instinct des Gehorsams behauptete die Oberhand. Clara ließ meine Hand los, aber ohne sich deswegen von mir zu entfernen.

»Verlaß uns jetzt, Clara,« fuhr mein Vater fort. »Du hast unrecht daran gethan, in dem Nebenzimmer unser Gespräch anzuhören. Wenn ich hinaufkomme, werde ich mit Dir sprechen, hier darfst Du nicht länger bleiben.«

Sie faltete ihre zitternden Hände und seufzte schwer.

»Ich kann nicht gehen,« sagte sie sehr rasch und ohne Athem zu schöpfen.

»Dann muß ich Dir wohl zum ersten Male sagen, daß Du als ungehorsame Tochter handelst.«

»Ich kann nicht,« antwortete sie wieder in demselben bittenden Thone, »ich kann nicht eher, als bis Du mir gesagt hast, daß Du ihm verzeihen wirst.«

»Ich sollte ihm verzeihen? Ich sollte vor solchen Gräueln die Augen verschließen? Clara, bist Du so verändert, daß Du mir offenen Widerstand zu leisten wagst?«

Indem er dies sagte, entfernte er sich einige Schritte von uns.

»O nein, nein!« rief sie und eilte auf ihn zu, blieb aber auf der Hälfte des Weges stehen und drehte sich wieder nach mir herum – ich stand immer noch an der Thür.

»Sidney,« rief sie, »Du hast mir nicht Wort gehalten! Du hast nicht Geduld genug gehabt. – O, mein Vater, wenn ich jemals Deine Güte verdient habe, so trage sie auf ihn über! Sidney, sprich doch! Sidney, bitte unsern

Vater auf den Knien um Verzeihung! O, mein Vater, ich habe ihm versprochen, daß Du ihm Verzeihung gewähren würdest, wenn ich Dich darum bäte! Keiner spricht ein Wort. O, das ist zu schrecklich!. Geh' noch nicht fort, Sidney – geh' noch nicht fort! O, mein Vater, bedenke, wie gut, wie freundlich er gegen mich gewesen ist – er – der geliebte Sohn unsrer armen Mutter – ich muß wohl von ihr sprechen. Du hast mir selbst gesagt, daß er von meinen beiden Brüdern der gewesen ist, welchen sie immer am meisten geliebt hat. Er war der Liebling meiner Mutter. Willst Du um eines ersten Fehltrittes, um eines ersten Kummers willen, den er Dir bereitet, sagen, daß unser Haus fortan nicht mehr das seinige sei? Strafe mich, mein Vater – ich habe eben so gut unrecht gehandelt als er. Als ich hörte, daß Eure Stimmen sich so laut erhoben, horchte ich in der Bibliothek. – Sidney! O, er geht – nein, nein – noch nicht!«

Sie eilte nach der Thüre, als ich dieselbe öffnete, und schlug sie heftig wieder zu. Erschreckt durch die Aufregung, welcher ich sie zur Beute werden sah, war mein Vater, während sie sprach, in seinen Sessel niedergesunken. Jetzt erhob er sich und sagte:

»Clara, ich befehle Dir, ihn gehen zu lassen.«

Dann kam er einige Schritte auf mich zu und rief:

»Gehen Sie – seien Sie wenigstens so menschlich, mich von der Qual zu befreien, die Ihr Anblick mir verursacht.«

Ich sagte leise zu meiner Schwester:

»Ich werde Dir schreiben, liebe Schwester.«

Dann machte ich mich aus ihren Armen los, welche fest und doch weich meinen Hals umschlungen hielten. Auf der Schwelle der Thür drehte ich mich noch einmal um und warf einen letzten Blick in dieses Zimmer.

Clara lag in den Armen meines Vaters, auf dessen Schulter sie ihr Haupt ruhen ließ. Eine himmlische Ruhe malte sich auf ihrem reinen Antlitze, welches in diesem Augenblicke einen fast überirdischen Ausdruck hatte. Sie war ohnmächtig geworden.

Mein Vater hielt in dem einen Arme die sinkende Gestalt meiner Schwester, während er in der andern freien Hand ungeduldig hinter sich an der Wand nach der Klingelschnur umher tastete.

Dabei waren seine Augen mit dem Ausdrücke unaussprechlicher Liebe und Besorgniß auf das Gesicht geheftet, dessen heitere Ruhe zu seinen eignen verstörten Zügen einen so auffälligen Gegensatz bildete.

Eine Minute lang sah ich sie so, ehe ich die Thür hinter mir schloß. Einen Augenblick später hatte ich das Haus verlassen.

Von diesem Tage an bin ich nicht wieder dahin zurückgekehrt; von diesem Tage an habe ich meinen Vater nicht wieder gesehen.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL.

Wenn wir die Neigungen und Impulse betrachten, welche das Spiel unserer Leidenschaften regeln, so sind es oft die einfachsten und geringfügigsten von allen, die uns beseelen. Erst wenn der Stoß kommt und unser Gemüth davor zurück bebt, wenn die Freude sich in Kummer oder der Kummer sich in Freude verwandelt, sehen wir klar, welchen Alltäglichkeiten der wirklichen Welt unser Geist seine höchsten Freuden oder seine tiefste Schwermuth entlehnt hat.

Es war mir beschieden, Etwas davon zu erfahren, als, nachdem ich einen Augenblick zögernd vor der Thür des Hauses meines Vaters gestanden und mich einsamer in der Welt stehen sah als die Unglücklichsten, die an mir vorübergingen, meine Schritte wie sonst die Richtung nach der Nordvilla nahmen. Der Instinct einer letzten Pflicht, welche mir zu erfüllen blieb, leitete mich weit mehr als ein freier Impuls meines eigenen Willens durch die Straßen von London mitten im strahlenden Glanze eines der schönsten Sommertage.

Ich sah mich daher abermals auf dem Wege der täglichen Wanderung, die ich ein ganzes Jahr lang gemacht, und jetzt zum ersten Male bemerkte ich, daß es auf diesem ganzen Wege fast keinen Ort gab, der mir nicht theurer gewesen wäre und der sich nicht durch irgend eine Ideenverbindung mit Margarethe Sherwin in meine Erinnerung eingegraben hätte.

Hier sah ich den bekannten Kaufladen, an dessen Schaufenster so viele allerliebste kleine Tändeleien ausgestellt waren, daß ich im Vorbeigehen alle Mal in Versuchung kam, einige davon zu kaufen, um sie ihr zum Geschenke zu machen. Dort sah sich die geräuschvolle Ecke der Straße von aller Architektur entblößt, der aber meine Träume früher eine feenhafte Erscheinung liehen, weil ich, wenn ich bis hierher war, wußte, daß ich über die Hälfte der Entfernung zurückgelegt hatte.

Ein wenig weiter hin gewahrte ich die Bäume des Parks, Bäume, welche früher selbst in der Jahreszeit, wo sie entstaubt waren, mein Auge erfreuten; denn war ich nicht mit ihr unter ihren Schatten gewandelt? Noch einige Schritte und ich gelangte an die Ecke, wo man die lange Straße der Vorstadt verläßt, um Hollyoake Square zu betreten, einen einsamen, staubigen Ort, der früher dennoch für mich goldene Illusionen barg, gleich dem Vorhange von grobem Stoffe, welcher eine römische Madonna verhüllt.

Alle diese Ideen drängten sich mir auch jetzt noch auf, als ich entehrt und ruinirt denselben Weg nach der Nordvilla zurücklegte.

Ich ging, ohne einen Augenblick zu zögern und ohne an Umkehren auch nur zu denken. Ich hatte gesagt, daß die Ehre meiner Familie durch den Schlag, welcher mich getroffen, nicht berührt werden solle, und war entschlossen, dieses Wort zu halten bis zum letzten Hauche meines Lebens. Ich mußte meinen Vater zwingen, früher

oder später seine Ungerechtigkeit zu bereuen und von seiner Verachtung gegen mich zurückzukommen.

Dieser Entschluß gab mir Vertrauen zu mir selbst, zu meiner Energie, Alles zu ertragen, jene Kaltblütigkeit, mit welcher ich trotz des von meinem Vater über mich ausgesprochenen Verbannungsurtheils gerade auf mein Ziel losging.

Und sicherlich, wenn jemals ein Schritt die Geduld des menschlichen Herzens auf eine furchtbare Probe gestellt hat, so war es dieser. Ich mußte Mr. Sherwin gegenüber treten – vielleicht auch Margarethen, welche Demüthigung! – ich mußte gewisse Worte aussprechen, ich mußte deutlich gewisse Wahrheiten zu verstehen geben, welche ihm zeigten, daß fortan jeder Betrug vergeblich, und daß die zweideutigen Ausdrücke seines Briefes von seiner Seite Beleidigungen, von Seiten seiner Tochter ein Meineid seien.

Dies mußte ich thun, und überdies mußte ich, indem ich den Verrath, dessen Opfer ich war, entlarvte, mich gefaßt machen, die Familie, welcher ich trotz meiner Verbannung noch angehörte, gegen, Alles zu schützen, was durch den Geist der Rache, oder durch Sucht nach Gewinn oder durch die Frechheit des entdeckten Verbrechens und der getäuschten Habgier gegen sie versucht werden konnte. Es war eine schwere und beinahe unmögliche Aufgabe, aber dennoch mußte ich sie erfüllen.

Den Gedanken an diese harte Nothwendigkeit hielt ich meinem Geiste unaufhörlich vor, nicht blos um mich von

meiner Pflicht zu überzeugen, sondern auch um mich gewissermaßen gegen einen andern Gedanken zu panzern, den ich in mir zu unterdrücken suchte: das Bild der bleichen, unbeweglichen Clara, so wie ich sie zuletzt ohnmächtig in den Armen meines Vaters liegen gesehen.

Die Dienerin stand gerade an der Gartenthür der Nordvilla. Es war dieselbe Dienerin, die ich in den ersten Tagen meiner verhängnißvollen Leidenschaft gesehen und ausgefragt hatte. Sie empfing eben einen Brief aus der Hand eines sehr ärmlich gekleideten Mannes, der sich sowie ich mich näherte, rasch entfernte.

In dem Augenblicke, wo sie auf die Seite trat, um mich vorbeizulassen, waren ihre Verwirrung und Ueberraschung so groß, daß sie beinahe nicht im Stande war, mich anzusehen oder mit mir zu sprechen. Erst als ich die Thürstufen hinaufging, sagte sie zu mir:

»Miß Margarethe« – so nannte sie sie noch! – »Miß Margarethe ist oben, Sir – Sie wünschen doch wahrscheinlich –«

»Ich wünsche sie nicht zu sprechen. Ich habe mit Mr. Sherwin zu sprechen.«

Noch hastiger und verlegener als vorher öffnete die Dienerin mir die Thür, welche in den Corridor führte. Aus ihrer Verwirrung schloß ich, während ich eintrat, daß sie mich ihrer Instruction zuwider eingelassen hatte.

Mr. Sherwin, der in dem Zimmer war, rückte schnell den Schirm, welcher den Hintergrund des Zimmers verdeckte, als ob er mir Etwas verbergen wollte, das ich gleichwohl nicht gesehen hatte.

Hierauf kam er auf mich zu, bot mir die Hand, blickte dabei aber fortwährend unruhig nach dem Schirme hin.

»Ah, da sind Sie endlich! Wir wollen in den Salon gehen, nicht wahr? Na, am Schreiben hat es meinerseits nicht gefehlt –«

Er schwieg plötzlich und ließ den ausgestreckten Arm wieder herabsinken.

Ich hatte noch kein einziges Wort gesagt, ohne Zweifel aber hatte er in meinem Blicke und in meinen Manieren Etwas bemerkt, was ihm den Zweck meines Besuches verrieth.

»Warum sprechen Sie nicht?« sagte er nach einer kurzen Pause, »Warum sehen Sie mich so an? Doch kommen Sie – wir wollen in das andere Zimmer gehen.«

Damit ging er an mir vorüber und nach der Thür, auf welche er zeigte und die er halb öffnete.

Woher kam dieser lebhafte Wunsch, mich zu entfernen? Wen oder was wollte er mir hinter dem Schirme verborgen halten?

Die Dienerin hatte mir gesagt, daß seine Tochter oben sei. Dies fiel mir ein, und da die Worte dieses Mannes mir eben so verdächtig waren als seine Thaten, so beschloß ich, in dem Zimmer zu bleiben, wo wir waren, um das Geheimniß zu durchdringen, welches augenscheinlich mich betraf.

»Ach,« sagte er, indem er die Thür noch weiter öffnete, »Sie wissen, daß der Salon sich jenseits des Speisezimmers befindet – ich empfangen meine Gäste stets in dem besten Zimmer.«

»Man hat mich aber in dieses gewiesen,« antwortete ich, »ich habe weder Zeit noch Lust, Ihnen nach Ihrem Belieben aus einem Zimmer in's andere zu folgen. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist nicht sehr lang und ich werde es Ihnen hier sagen, dafern Sie mir nicht die Gründe angeben, aus welchen Sie das Gegentheil wollen.«

»Hier! Sie wollen hier mit mir sprechen! Erlauben Sie mir, zu sagen, daß dies bei uns schlichten Handelsleuten das ist, was man eine Unhöflichkeit nennt – ja, ich sage es Ihnen nochmals: eine Unhöflichkeit, eine Grobheit, wenn Ihnen dieses Wort lieber ist.«

Die Muskeln seines Gesichtes zuckten krampfhafter als je, und seine boshaften kleinen Augen blickten fortwährend nach dem Schirme.

»Indessen,« sagte er leise zu sich selbst, indem er sich wieder auf seinen ersten Platz zurückbegab, »indessen, mag kommen was da wolle. An mich können die Aerzte und Frauen sich nicht halten – Niemand kann sagen, daß ich nicht klug oder nicht vorsichtig gewesen sei – Niemand kann mir seinen Mangel an Schonung zum Vorwürfe machen. Wohlan,« fuhr er fort, während ein wilder Trotz sich in seinen Geberden und Blicken malte, »thun wir, wie Sie wünschen – bleiben wir hier. Sie werden es bald bereuen – davon bin ich überzeugt. Sie scheinen sich indessen mit dem Sprechen viel Zeit zu nehmen. Ich will mich daher setzen – thun Sie für Ihre Person, was Ihnen beliebt. Also machen wir keine langen Worte – kommen Sie in freundlicher Absicht, um mich zu bitten, daß ich meine Tochter herunterkommen lasse, und wollen Sie

sich in Bezug auf sie als der Ehrenmann zeigen, den wir in Ihnen voraussetzen – oder ist Ihre Absicht eine andere?«

»Sie haben mir zwei Briefe geschrieben, Mr. Sherwin.«

»Ja, und ich habe mir viel Mühe gegeben, daß sie richtig in Ihre Hände gelangen sollten. Ich habe sie selbst in Ihrem Hause abgegeben.«

»Man muß Sie auf gröbliche Weise belogen haben, daß Sie mir solche Briefe schreiben konnten, und in diesem Falle wären Sie einfach zu bemitleiden – oder«

»Zu bemitleiden! Wo zum Teufel wollen Sie hinaus? Niemand verlangt hier Ihr Mitleid.«

»Oder Sie versuchten mich zu belügen, und in diesem Falle muß ich Ihnen erklären, daß jeder Betrug fortan unnütz ist. Er kann nur dazu dienen, Nichtswürdigkeit auf Nichtswürdigkeit zu häufen und das Verbrechen des Vaters zu dem Verbrechen der Tochter zu gesellen. Ich weiß Alles – ich weiß mehr als Sie glauben, mehr als Sie wünschen, das ich wissen möchte.«

»Ah, in diesem Tone sprechen Sie also mit mir? Ich errieth es doch fast gleich, als Sie eintraten. Wie, Sie glauben meiner Tochter nicht, Sie glauben ihr nicht? Sie wollen Winkelzüge und Ausflüchte manchen? Sehe Einer doch! Ich bin aber ein Mann, der Ihnen zu antworten wissen wird. Wir haben das Certificat über die Vermählung nicht verloren – wir haben es in der Tasche. Sie wollen also an meinem armen Kinde nicht als Mann von Ehre handeln? Dann gehe ich sofort zu Ihrem Vater, um ihm

die ganze Sache zu erzählen – ich gehe hin, so wahr ich Sherwin heiße!«

Er schlug mit der Faust heftig auf den Tisch und sprang bleich vor Wuth vom Stuhle auf.

Der Schirm bewegte sich ein wenig und ich hörte das Rauschen eines Frauengewandes. Sherwin kam auf mich zu, blieb aber sofort stehen und murmelte einen leisen Fluch, während er zugleich einen Blick hinter sich warf.

»Ich rathe Ihnen, hier zu bleiben,« sagte ich. »Mein Vater hat heute Morgen schon Alles aus meinem eigenen Munde erfahren. Er hat mich verstoßen, er erkennt mich nicht mehr als seinen Sohn an und ich habe sein Haus auf immer verlassen.«

Mr. Sherwin drehte sich rasch auf dem Absatze herum, sah mir in's Gesicht und seine Züge nahmen plötzlich neben dem Ausdrücke des Zornes auch den einer außerordentlichen Verlegenheit an.

»Dann kommen Sie also als Bettler zu mir,« rief er, »als Bettler, der mich erst durch hochtrabende Versprechungen verlockt hat, mich mit ihm einzulassen – als Bettler, der nicht die Mittel hat, meine Tochter zu ernähren; ja, ich sage nochmals – als Bettler, der in diesem Tone mit mir zu sprechen wagt! Was frage ich nach Ihrem Vater und nach Ihnen selbst! Ich kenne meine Rechte. Ich bin Engländer, Gott sei Dank, ich kenne meine Rechte und kenne auch die Rechte Margarethens und werde Ihnen Beiden zeigen, daß es nicht eitle Rechte sind. Ja, ja, sehen Sie mich an, wie Sie wollen: ich bin ein ehrlicher Mann und meine Tochter ist eine rechtschaffene Frau.«

Ich betrachtete ihn in diesem Augenblicke mit der Verachtung und dem Widerwillen, den er mir wirklich einflößte. Ein anderes Gefühl erweckte seine Wuth nicht in mir, die Quellen jeder andern lebhafteren oder schmerzlicheren Gemüthserrregung waren durch die Ereignisse des Morgens in mir versiegt. Eine noch ganz andere Sprache als die, welche ich gehört, würde eben so wenig Wirkung auf mich geäußert haben. Hatte ich nicht von meinem Vater schon Alles gehört, was mir das Herz zerfleischen konnte? In diesem Augenblicke rührte mich daher Nichts, mochte es kommen, aus welchem Munde es wollte.

»Ich sage, meine Tochter ist eine rechtschaffene Frau,« wiederholte er, indem er sich niedersetzte. »Und ich fordere Sie auf, mir das Gegentheil zu beweisen. Sie sagten mir so eben, Sie wüßten Alles. Was heißt das? Alles! Ueber diesen Punkt müssen wir uns erst klar werden, ehe wir zu etwas Anderem übergehen. Sie sagt, sie sei unschuldig, und ich behaupte ebenfalls, daß sie es ist. Wenn ich diesen verwünschten Schurken von Mannion ausfindig machen und ihn hierher bringen könnte, so würde ich ihn zwingen, dasselbe zu sagen. Kurz und gut, sagen Sie, was Sie gegen sie haben – gegen Ihre rechtmäßige Gattin – und ich werde Sie zwingen, sie als solche anzuerkennen, dafür stehe ich Ihnen.«

»Wenn Sie nicht jedes Gefühl von Scham verloren hätten, wenn Sie noch einen Funken von jener menschlichen Achtung besäßen auf welche sie Anspruch machen,« antwortete ich, »so würden Sie lieber sterben als eine Fragen wie diese an mich richten – schweigen Sie mein Herr,

ich komme nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen. Ich bin nicht hier, um Ihr stumpfes Gewissen zum Gefühle der Missethat aufzurütteln, welche mich für mein ganzes Leben in Verderben und Schande gestürzt hat. Indem ich wieder in Ihrem Hause erscheine, habe ich mir einfach vorgenommen, Ihnen zu sagen, daß die in Ihren Briefen enthaltenen elenden Lügen Ihnen eben sowenig helfen als die unverschämten Worte, mit denen Sie jetzt bemüht sind, diese Lügen aufrecht zu erhalten. Ich habe es Ihnen schon gesagt und sage es Ihnen nochmals – ich weiß Alles. Ich war in jenem Hause, ehe ich Ihre Tochter an der Thür sah, und ihre Stimme und seine Stimme gaben mir – denn ich horchte im Nebenzimmer – die Ueberzeugung von der Schmach und dem Verbrechen, von welchem Sie trotz Ihrer Unverschämtheit nicht verlangen können, daß ich es Ihnen hier ausführlich erzähle. Was Ihre frühere Doppelzüngigkeit und ihre gegenwärtige Entrüstung betrifft, so hören Sie die einzige Antwort, die ich geben werde. Niemals werde ich Ihre Tochter wiedersehen – ein Verbrechen wie das ihre –«

»Aber Sie *werden* sie wiedersehen, zum Teufel! Ich sage, Sie *werden* sie wiedersehen und als Ihre Gattin anerkennen. Glauben Sie vielleicht, daß ich Sie und ihre Geschichte da nicht durchschaue? Ihr Vater hat Ihnen den Geldkasten verschlossen, und nun möchten Sie gern wieder von ihm zu Gnaden angenommen sein. Deßwegen intriguiren Sie gegen meine Tochter und suchen sich ihrer auf diese Weise zu entledigen; aber das soll Ihnen nicht gelingen, Sie sind mit ihr vermählt und müssen sie

nun auch behalten, lieber Freund! Glauben Sie denn, daß ich zu ihr nicht tausend Mal mehr Vertrauen habe als zu Ihnen? Glauben Sie, daß ich mir dies Alles so ruhig gefallen lassen werde? Oben sitzt meine Tochter, die ich ernähren muß und die den ganzen Tag Nichts thut, als daß sie klagt und weint. Meine Frau« – er sagte dies in leiserem Tone – »hat nun den Verstand beinahe ganz verloren und ich muß mein Geschäft vernachlässigen, um sie zu pflegen und zu beaufsichtigen. Und dies Alles soll ich ruhig ertragen, weil es Ihnen beliebt hat, uns in diese Lage zu versetzen? – Nein, nein – ich werde Sie zu zwingen wissen, Ihre Pflichten gegen meine Tochter zu erfüllen und wenn ich deßhalb gerichtliche Klage gegen Sie erheben sollte. Mit Ihrer Geschichte, die Sie mir da erzählt haben, kommen Sie nicht durch. Wer wird glauben, daß eine junge Frau wie Margarethe sich mit einem Menschen wie dieser Mannion eingelassen und daß sie so lange und ohne daß Sie davon Etwas bemerkt hätten, in einem Verhältnisse zu ihm gestanden habe? Wer wird das wohl glauben? Das möchte ich wissen.«

»Ich!«

Die Stimme, welche dieses Wort sprach, war die der geisteskranken Mistreß Sherwin.

Aber war das Gesicht, welches nun hinter der spanischen Wand hervorkam, noch dasselbe von Krankheit und Kummer abgezehrte Gesicht, welches dem Schatten eines Gespenstes glich, wenn Margarethe und ich neben einander sitzend, von dem nächtlichen Dunkel überrascht wurden?

Hatte das Grab seine Todten zurückgegeben? Ich war keines Wortes und keiner Bewegung mächtig, während sie langsam auf mich zukam. Ihr weißes Krankengewand gab ihr das Ansehen, als wenn sie ein Leichentuch hinter sich herschleppte.

Die Gestalt die ich früher nur durch Krankheit niederbeugt gesehen, hatte sich krampfhaft aufgerichtet und ihre natürliche Größe wiedergewonnen.

Ihre Arme hingen schlaff an ihr herab, wie die einer Leiche. Eine fahle Farbe war an die Stelle der gewöhnlichen Blässe ihres Gesichts getreten.

Dieses besaß übrigens nicht mehr seinen so sanft melancholischen Ausdruck ruhiger, stummer Ergebung, sondern verrieth Nichts mehr als Erschlaffung und gänzliche Erschöpfung. Das Siegel des Todes, der ihr zu den unheimlich funkelnden Augen herausschaute, war ihrer Stirn aufgeprägt.

Ihr Gatte redete sie, ohne sich vom Platze zu rühren, an. Sein Ton war ein anderer; aber Nichts in seinen Manieren verrieth mehr Gefühl oder Mitleid als vorher.

»Nun,« sagte er, »Du meintest, Du wüßtest gewiß, daß er kommen würde, und Du würdest trotz der Vorschrift des Arztes nicht im Bette bleiben, so lange Du nicht ihn gesehen und mit ihm gesprochen hättest. Wohlan – er ist da – hier ist er. Er kam, während Du schliefst, und ich habe ihn warten lassen, damit Du ihn, wenn Du erwachtest, sogleich sprechen könntest. Du kannst nun nicht sagen, daß ich mich nicht in Deine Launen fügte. Es ist demnach geschehen, was Du Dir einmal in den Kopf gesetzt hattest

– Du hast ihm gesagt, daß Du ihm glaubst, nun kann ich wohl der Magd klingeln, damit sie dich hinauf in Dein Zimmer führe?«

Sie schüttelte den Kopf, und bei den letzten Worten, die er sprach, heftete sie ihre Blicke auf ihn. Als ihre sterbenden Augen den seinen begegneten, als ihr Gesicht, aus welchem der Schimmer des Lebens schon entflohen, sich dem seinigen zuwendete, fühlte selbst diese rohe Natur den Schlag. Ich sah ihn zusammenzucken; seine blassen Wangen wurden noch bleicher; er rückte mit dem Stuhle hin und her, sprach aber kein Wort.

Sie wendete sich abermals gegen mich, um mich anzureden. Ihre Stimme war, nur daß sie nicht mehr zitterte, immer noch dieselbe umschleierte, aber wohlklingende. Es war peinlich, zu bemerken, wie wenig diese Stimme sich verändert hatte, während mit ihren Zügen eine so gewaltige Umwandlung vorgegangen war.

»Ich sterbe,« sagte sie. »Viele Nächte sind verflossen seit jener, wo Margarethe allein nach Hause kam. Als ich sie in dieser Nacht sah, fühlte ich in meinem Herzen sofort eine Bewegung, in der ich eine Mahnung des Todes erkannte. Viele Nächte sind vergangen, seitdem ich gewohnt bin, mein Gebet mit dem Gedanken zu verrichten,

daß es das letzte Mal ist, bevor ich die Augen im nächtlichen Dunkel zu schließen wage. Und dennoch hat das Leben bis zum heutigen Tage gedauert. Der Widerwille gegen das Dasein hat mich seit jener Nacht, wo ich Margarethe nach Hause kommen sah, nicht verlassen, und dennoch wollte ich nicht sterben, weil ich Sie noch um Verzeihung zu bitten hatte – und Sie kamen nicht, um mich zu hören und mir zu verzeihen. Es wäre mir schmerzlich gewesen, wenn Gott mich zu sich genommen hätte, ehe ich Sie noch ein Mal gesehen – meine Träume täuschen mich nicht – ich wußte, daß Gott mir diese Sühne befahl.«

Sie schwieg, indem sie mich immer noch ansah, aber mit demselben leichenhaften Mangel an Ausdruck in ihren Zügen. Schon war das Auge starr – es blieb ihr Nichts als die Stimme.

»Mein Mann hat gefragt, wer Ihnen wohl glauben würde,« fuhr sie fort, während der Ton ihrer Stimme bei jedem neuen Worte, das sie sprach immer bestimmter ward. »Ich habe geantwortet, daß ich Ihnen glaubte – ich glaube Ihnen auch wirklich, denn Sie haben die Wahrheit gesprochen. In diesem Augenblicke, wo vor meinen Augen das Licht des Tages zu erlöschen beginnt, wo ich fühle, wie mein Athem erstarrt und langsamer wird, bei dem dumpfen Rufe des Grabes – hier in diesem Hause, dem Schauplatz so vieler Leiden, den ich bald verlassen werde, in Gegenwart meines Gatten, unter dem Dache, welches uns schirmt, meine strafbare Tochter und mich, bezeuge ich, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben. Ich,

ihre Mutter sage: Margarethe Sherwin ist eine Gefallene und nicht mehr würdig, Ihr Weib zu heißen.«

Indem sie diese letzten Worte sprach, war ihr Ton langsam, deutlich und feierlich.

Bis zu dem Augenblicke, wo sie diese furchtbare Anklage aussprach, hatte Mr. Sherwin uns mit mißtrauischer fast wilder Miene beobachtet; dann aber, als sie schwieg, senkte sein Blick sich sofort und er wendete schweigend das Gesicht hinweg.

Er hob die Augen nicht auf, er machte keine Bewegung, er versuchte nicht einmal, sie zu unterbrechen, als sie zu mir gewendet in noch matterem und schleppenderem Tone und bei jedem Satze eine Pause machend, wieder anhub:

»Aus diesem Zimmer gehe ich und lege mich auf mein Sterbebette: Die letzten Worte, die ich auf Erden spreche, werden an meinen Gatten gerichtet sein und seine Gesinnungen gegen Sie ändern. Ich bin von immer schwach gewesen und es hat mir an Entschlossenheit gemangelt« – indem sie dies sagte, gewann ihr Ton einen seltsamen Ausdruck sanfter Bitterkeit – »elende, fluchwürdige Schwäche, die ich nie überwinden konnte. Als ich jung war, hatte ich so viel Leiden und Schmerzen zu erdulden, daß ich später fortwährend in Furcht vor anderen Menschen und in Zweifel an mir selbst gelebt habe. Auf diese Weise ist es gekommen, daß ich mich eines schweren Fehltritts gegen Sie schuldig gemacht habe. Verzeihen Sie mir, ehe ich sterbe. Ich ahnte den Verrath, welcher im Werke war – ich ahnte die Schmach, welche

darauf folgen sollte – allen Andern gegenüber gelang ihre Verstellung; – aber mir gegenüber konnte sie gleich von Anfang an sich nicht verstellen. Und dennoch warnte ich Sie nicht, wie ich doch hätte thun sollen. Jener Mann –« bei diesen Worten sah sie sich scheu um, und ihre mageren zitternden Hände kreuzten und falteten sich – »jener Mann übte eine satanische Gewalt über mich aus. In seiner Gegenwart habe ich mich stets gefürchtet, so wie ich mich als kleines Mädchen da fürchtete, wo es finster war. Mein Leben ist in Furcht verflossen – in Furcht vor ihm, in Furcht vor meinem Gatten, und sogar in Furcht vor meiner Tochter. Aber noch eine größere Furcht lebte in mir – die Furcht vor meinen eigenen Gedanken, die Furcht vor der Entdeckung, die ich Ihnen mittheilen sollte. Jedes Mal, wo ich zu sprechen versuchte, waren Sie zu edelmüthig, um mich zu verstehen. Ich fürchte immer noch zu denken, daß mein Argwohn gegründet sei, obgleich er schon seit langer Zeit keine bloße Vermuthung mehr sein konnte. O, was habe ich seit dieser Zeit bis jetzt gelitten!«

Einen Augenblick lang sank ihre Stimme zu einem schwachen Murmeln herab, und das Athmen schien ihr schwer zu werden. Nach einer kurzen Pause hob sie wieder an:

»Verzeihen Sie mir, ehe ich sterbe. Ich habe furchtbar gebüßt – ich bin als Zeugin gegen die Unschuld meiner eigenen Tochter aufgetreten. Sie bereute ihren verbrecherischen Wandel nicht – ich kann nicht wagen, Gott

zu bitten, daß er sie segne, wenn man sie an mein Sterbebett führt. Verzeihen Sie mir! verzeihen Sie mir, ehe ich sterbe.«

Sie ergriff meine Hand und drückte dieselbe an ihre eiskalten Lippen. Die Thränen traten mir in die Augen, während ich ihr zu antworten versuchte.

»Weinen Sie nicht – weinen Sie nicht um mich,« murmelte sie mit unaussprechlich sanftem Wohllaute in ihrer Stimme. »Sidney, lassen Sie mich Sie bei Ihrem Namen nennen, bei welchem Ihre Mutter Sie nennen würde, wenn sie noch lebte. Sidney, beten Sie, damit ich in der furchtbaren Ewigkeit, welcher ich entgegengehe, eben so meine Verzeihung erlange, wie ich sie von Ihnen erlangt habe. Und meine Tochter? Ach, wer wird für sie beten, wenn ich nicht mehr bin?«

Diese Worte waren die letzten, welche ich sie sprechen hörte.

Zu erschöpft, um nur auch noch zu murmeln, versuchte sie wieder meine Hand zu ergreifen und sie mir zum letzten unwiderruflichen Lebewohl zu drücken. Aber selbst hierbei verließen ihre Kräfte sie so plötzlich, daß es furchtbar anzusehen war. Ihre Hand streckte sich aus, um die meine zu fassen, blieb einen Augenblick lang in der Luft schweben und sank dann, während die Finger krampfhaft sich krümmten, schlaff wieder herab. Sie taumelte und sank mit vorwärts geneigtem Körper zusammen, während ich die Arme ausbreitete, um sie nicht fallen zu lassen.

Ihr Gatte erhob sich rasch von seinem Sitze und trennte mich von ihr. In dem Augenblick wo seine Augen den meinen begegneten, sah ich darin einen boshaften, tückischen Blick, welcher zu seiner erheuchelten Miene der Gelassenheit einen grellen Gegensatz bildete.

»Wenn Sie morgen nicht in einem andern Tone sprechen« – murmelte er, ohne den Redesatz zu beenden.

Dann entfernte er sich rasch von mir und führte seine Gattin bis an die Thür.

Ehe sie aber noch aus meinen Blicken entschwand, war es mir, als sähe ich ihre hohlen Augen sich mit einem Ausdrucke von Sanftmuth auf mich heften, welcher schnell wieder in ihren gewohnten Ausdruck von Trauer und Ergebung überging. Täuschte mich meine Einbildungskraft, oder leuchtete ein letzter Lebensfunke in diesem so sanften Wesen noch ein Mal auf, wie um mir auf immer Lebewohl zu sagen? Ehe ich aber noch besser hinschauen, ehe ich es genau wissen konnte, hatte sie aufgehört, für mich sichtbar zu sein – sie war für mich auf immer verloren.

Später erzählte man mir, wie sie starb. Während des ganzen noch übrigen Tages und der ganzen Nacht blieb sie sprachlos, obschon sie noch Anzeichen von Leben gab. Die Lebenskräfte, so erschöpft sie auch waren, leisteten dem Tode immer noch Widerstand. Die Aerzte verordneten neue Reizmittel und beobachteten sie mit Erstaunen, denn es waren nun schon zwölf Stunden verflossen, seitdem sie jede Minute gesagt hatten, man könne sie ihren letzten Seufzer aushauchen sehen.

Als sie ihren Gatten davon in Kenntniß setzten, fanden sie ihn in seinen Manieren eben so wie in seinen Reden unerklärlich. Er weigerte sich entschieden, zu glauben, daß das Leben seiner Frau in Gefahr sei. Alle, welche mit ihm von ihrem Tode sprachen, wurden von ihm beschuldigt, daß sie ihm die Schuld zuzuschreiben suchten und behaupten, er habe nicht genug Schonung gegen sie beobachtet, und sei dadurch die Ursache ihrer Krankheit geworden. Ja, noch mehr, er entschuldigte sich bei Jedem, der ihm zuhören wollte, sogar bei seinen eigenen Dienstboten, wegen seiner Handlungsweise gegen seine Frau, und sprach von der Nachsicht, mit welcher er sich ihrem Willen gefügt, als sie mich zu sprechen gewünscht, und von der Geduld, die er bei allen ihren Verrücktheiten – dies war der Ausdruck, dessen er sich bediente – mit ihr gehabt.

Die Aerzte, welche in diesem ganzen Benehmen ein unruhiges Gewissen erkannten, wendeten sich angewidert von ihm ab.

Wenn er nicht im Zimmer seiner Tochter war ging Jeder im Hause ihm so viel als möglichst aus dem Wege.

Am zweiten Tage verlangte Mistreß Sherwin, durch die stärkenden Mittel, die man ihr gereicht, wieder ein wenig gekräftigt, ihren Gatten ganz allein zu sprechen. Ihre Worte und ihre Geberden widersprachen der Behauptung, daß sie den Verstand verloren habe. Alle Anwesenden bemerkten, daß so lange sie die Kraft hatte, zu sprechen, an ihr nicht die mindeste Spur von Wahnsinn zu bemerken war.

Ihr Gatte kam in großer Aufregung und Bewegung wieder aus ihrem Zimmer heraus, begab sich zu seiner Tochter und schickte diese zu ihrer Mutter, wie diese, wie er sagte, sie unter vier Augen zu sprechen wünsche.

Nach wenigen Minuten kam auch Margarethe bleich und mit verstörten Zügen wieder aus dem Zimmer der Sterbenden heraus. Man hörte sie sagen, ihre Mutter habe auf so unnatürliche und skandalöse Weise zu ihr gesprochen, daß sie nicht wieder zu ihr gehen würde, so lange nicht in ihrem Zustande eine Aenderung zum Besseren eingetreten sei.

Zum Bessern! Hierin stimmten Vater und Tochter überein, denn Beide behaupteten, sie sei noch nicht dem Tode nahe, sondern habe blos den Verstand verloren.

Während des Nachmittags verboten die Aerzte, daß die arme Frau ohne Erlaubniß ihren Mann oder ihre Tochter wiedersehe. Diese Vorsicht, welche die Ruhe ihrer letzten Augenblicke sichern sollte, war so zu sagen überflüssig.

Als der Tage sich zu neigen begann, versank sie wieder in Unempfindlichkeit. Sie war nicht wirklich todt, aber man konnte auch nicht sagen, daß ihr Zustand der des Lebens gewesen sei. Sie lag sanft und ruhig da; die Augen waren geschlossen, der Athem ging so schwach, daß man ihn nicht hören konnte. So dauerte es bis zu einer vorgerückten Stunde des Abends.

Als die Dunkelheit völlig eingebrochen war und man Licht in das Krankenzimmer brachte, zog die Dienerin, an

welcher die Reihe der Nachtwache bei ihrer Herrin war, den Bettvorhang auf die Seite, um nach ihr zu sehen.

Die Augen waren immer noch geschlossen, aber ein sanftes, dankbares Lächeln lag über dieses Antlitz gebreitet, welches seit so langen Jahren kein Lächeln gekannt.

Die Dienerin wendete sich schweigend ab, um noch eine zweite herbeizurufen. Als sie abermals den Vorhang auf die Seite zogen, um nach ihr zu sehen, war sie todt.

Man erlaube mir nun, auf den Tag meines letzten Besuchs in der Nordvilla zurückzukommen. Ehe ich zu dem nächstfolgenden Tage übergehe, habe ich noch Vieles zu erzählen.

Sobald die Thür sich wieder geschlossen hatte und ich überzeugt war, Mistreß Sherwin zum letzten Male in dieser Welt gesehen zu haben, blieb ich einige Minuten allein im Zimmer, um mich ein wenig zu sammeln und von meiner Gemüthsbewegung zu erholen, ehe ich mich wieder entfernte.

Als ich durch die nach der Thür führende Gartenallee ging, hörte ich Jemanden schnell hinter mir herkommen. Es war die Dienerin, welche ich bei meiner Ankunft hier getroffen. Sie bat mich dringend, einen Augenblick zu verweilen, weil sie einige Worte mit mir zu sprechen habe.

Ich habe schon gesagt, daß sie ein junges Mädchen war. Sie begann in Thränen auszubrechen, als ich, nachdem ich stehen geblieben, ihr in's Gesicht sah.

»Ich fürchte unrecht gehandelt zu haben, Sir,« sagte sie schluchzend, »und der Tod meiner armen Herrin ist mir

entsetzlich. Wenn Sie mir erlauben wollen, Sir, so will ich Ihnen die Sache erzählen.«

Ich ließ ihr Zeit, sich zu fassen, und fragte sie, um was es sich handle.

»Ich glaube, Sie haben vorhin einen Mann gesehen, der mir einen Brief einhändigte,« fuhr sie fort. »Es war gerade in dem Augenblicke, wo Sie kamen.«

»Allerdings habe ich ihn gesehen.«

»Dieser Brief war an Miß Margatethe, und ich sollte ihn ihr heimlich zustellen. Es ist dies nicht der erste, den ich auf diese Weise für sie erhalten habe. Schon seit mehreren Wochen kommt ein und derselbe Mann und bringt einen Brief und giebt mir Geld, damit ich ihn durchaus Niemandem weiter zeige als Miß Margarethen. Dies Mal wartete er, Sir – er wartete auf eine Antwort, welche meine junge Herrin mir ebenfalls auftrug, ihm heimlich zuzustellen. Das Alles aber scheint mir nicht in Ordnung zu sein. Was können das für Briefe sein, die sie erhält, ohne daß Sie, Sir, Etwas davon erfahren? Ich wünsche durchaus nicht, etwas Unehreerbietiges zu sagen, oder Etwas, wodurch ich meinen Dienst verlieren könnte, aber –«

»Nun, Susanne, spricht Euch ein Mal ganz frei und offen gegen mich aus. Sei't so aufrichtig, als Ihr nur sein könnt.«

»Nun sehen Sie, Sir, Miß Margarethe hat sich sehr verändert – nämlich seit jener Nacht, wo sie allein nach Hause kam und uns Alle so in Schrecken jagte. Sie schließt sich in ihr Zimmer ein und spricht durchaus mit Niemand

als mit ihrem Vater. Sie scheint sich um nichts zu kümmern, was im Hause vorgeht, und zuweilen, wenn ich in ihrem Zimmer zu thun habe, sieht sie mich auf eine Weise an, daß ich mich fast fürchte, mit ihr allein im Zimmer zu sein. Ich habe nie auch nur ein einziges Mal Ihren Namen nennen hören, Sir, und fürchte, daß ihr Etwas im Kopf herumgeht, wovon sie eigentlich Nichts wissen sollte. Der Mann, welcher die Briefe hier abgiebt, ist sehr verschmitzt. Wollen Sie vielleicht diesen letzten, den er mir gebracht hat, ansehen und mir sagen, ob Sie glauben, daß ich wohl thun würde, wenn ich ihn Miß Margarethen zustelle?«

Sie reichte mir den Brief. Ich zögerte, ehe ich die Augen auf die Adresse warf.

»O, Sir, Ich bitte Sie, nehmen Sie ihn!« sagte die Dienerin. »Ich fürchte, ich habe unrecht daran gethan, ihr den ersten Brief zuzustellen; aber ich möchte nicht gern mir noch mehr vorzuwerfen haben, da unsere Herrin jetzt dem Tode so nahe ist. Ich kann nicht Geheimnisse bewahren, welche vielleicht sehr üble Folgen haben. Ich könnte heute Abend, wo höchstwahrscheinlich der Tod in unserem Hause einkehren wird, nicht einschlafen, wenn ich nicht zuvor gestanden hätte, was ich gethan habe. Und meine arme Herrin ist stets so gut und sanft gegen uns Dienstleute gewesen. Sie hat uns stets besser behandelt als wir es verdienen.«

Die Magd weinte bitterlich, indem sie dies sagte, und drang abermals in mich, den Brief zu nehmen.

Dies Mal nahm ich ihn und betrachtete die Adresse. Obschon ich die Handschrift nicht kannte, schien es mir doch, als wenn ich diese unregelmäßigen, unsicheren Züge schon irgendwo gesehen hätte. War es möglich, daß ich die Hand kannte, die sie geschrieben? Ich versuchte sie genauer zu examinieren; aber mein Gedächtniß war verworren, mein Geist seufzte unter der Wucht, die sich seit diesem Morgen auf ihn nieder gesenkt hatte, alle meine Bemühungen waren fruchtlos, und ich gab den Brief zurück.

»Ich weiß davon eben so wenig als Ihr selbst, Susanne.«

»Aber darf ich ihn denn zeigen, Sir? Sagen Sie mir nur das.«

»Das kommt mir nicht zu, Susanne. Ihr müßt wissen, daß ich jetzt mit Allem, was« – früher murmelte ich ihren Namen in meinen Gebeten; jetzt wagte ich nicht einmal, ihn auszusprechen – »Eure junge Herrin angeht, Nichts mehr zu thun habe.«

»Das thut mir sehr leid zu hören, Sir; aber was rathen Sie mir denn?«

»Laßt mich diesen Brief noch ein Mal sehen.«

Die Handschrift äußerte bei der zweiten Besichtigung ganz wieder dieselbe Wirkung auf mich wie die erste, und ich vermochte nichts Näheres zu ergründen. Ich gab den Brief wieder zurück.

»Ich achte Eure Bedenklichkeiten, Susanne; aber ich kann dieselben weder beseitigen noch rechtfertigen.

Warum wollt Ihr Euch in Eurer Verlegenheit nicht an Euren Herrn wenden?«

»Ich wage es nicht, Sir; um Alles in der Welt willen würde ich es nicht wagen. Seit einiger Zeit ist er schlimmer geworden als je. Wenn ich ihm so Viel gesagt hätte, wie ich Ihnen gesagt habe, so glaube ich, er hätte mich umgebracht.« –

Sie schwieg einige Augenblicke und hob dann in dreisterem Tone wieder an:

»Wohl an – ich habe es Ihnen doch gesagt, Sir, und das macht mich ruhiger. Ich werde ihr dieses Mal den Brief noch geben, aber keinen weiteren annehmen, wenn einer kommt, dafern ich nicht besser weiß, was für Briefe dies eigentlich sind.«

Sie sagte mir in traurigem, ängstlichem Tone Lebewohl und schickte, den Brief immer noch in der Hand haltend, sich an, in das Haus zurückzukehren.

Wenn ich in diesem Augenblicke hätte errathen können; von wem dieser Brief war! Wenn ich nur eine Ahnung von Dem gehabt hätte, was er enthielt!

Sobald ich einmal Hollyoake Square hinter mir hatte, schlug ich eine Richtung ein, welche mich bald in's Freie hinausführte. Seltsam! diese Schrift von einer unbekanntten Hand beschäftigte noch meine Gedanken! Eine solche Bagatelle hatte sich meiner Denkkraft bemächtigt, und noch dazu in diesem Augenblicke, wo mein Schicksal eine solche Wendung genommen!

Da ich mich angegriffen und müde fühlte, so blieb ich mitten im Freien an einem einsamen Orte, fern von frequentirten Straßen und Wegen stehen. Die Sonne that meinen Augen weh, und ich schirmte dieselben daher mit der Hand. Gerade in diesem Augenblicke tauchte die verloren gegangene Erinnerung in meinem Gedächtnisse auf, und zwar so deutlich und scharf, daß ich anfangs beinahe darüber erschrak.

Die Handschrift, welche die junge Dienerin in der Nordvilla mir so eben gezeigt, war dieselbe, wie die der Adresse eines Briefes, den ich, ohne ihn zu öffnen, in die Tasche gesteckt und welchen mir ein Diener im Hause meines Vaters erst diesen Morgen überreicht, als ich durch den Speisesaal gegangen war, um mich in das Zimmer meines Vaters zu begeben.

Ich zog den Brief aus der Tasche, öffnete ihn mit zitternder Hand, durchflog mit dem Auge rasch die mit kleiner, enger Schrift bedeckten Seiten und sah sofort nach der Unterschrift, welche ›*Robert Mannion*‹ lautete!

ZWEITES KAPITEL.

Mannion! Nicht einen einzigen Augenblick lang hatte ich vermuthet, daß der Brief, den man mir in der Nordvilla gezeigt, von ihm kommen könne. Und dennoch – die Vorsicht, mit welcher er abgegeben worden, die Person, an welche er adressirt war, das verdächtige Geheimniß, welches sich sogar in den Augen der Dienerin daran knüpfte – alles Dies führte deutlich auf die Entdeckung,

die ich unbegreiflicher Weise nicht sofort gemacht. Umstände, die in meinem Gemüthe eine sofortige Ueberzeugung hätten herbeiführen sollen, hatten mir nicht einmal einen vorübergehenden Argwohn eingeflößt. Ich hatte nicht vermuthet, daß ein Brief, welcher den schriftlichen Beweis ihres Verbrechens enthielt, vor meinen Augen abgegeben und dann an Margarethe Sherwin weiter befördert ward.

In welcher seltsamen Verblendung war ich doch befangen! Die Unruhe meines Gemüthes, die Lähmung aller meiner Geisteskräfte beantworteten diese Frage bald genug von selbst.

Robert Mannion! Ich konnte die Augen nicht abwenden von dieser Unterschrift, und dennoch hatte ich diese eng beschriebenen Blätter immer noch in der Hand und beeilte mich nicht, sie zu lesen.

Ein gewisser Grad von Entsetzen, welches mir die persönliche Nähe dieses Menschen eingeflößt haben würde, ward in mir schon durch den Anblick seines Briefes, seines an mich adressirten Briefes erzeugt. Es war mir, als würdigte ich mich durch das Lesen desselben nicht weniger herab, als wenn ich den Schurken selbst gesehen und wieder ein Gespräch mit ihm angeknüpft hätte.

Sollte ich mich mit Dem beschäftigen, was er sagte, während die Worte der sterbenden Mistreß Sherwin noch so traurig und feierlich in meinem Herzen widerhallten?

Was enthielt der Brief? Ich hatte mich allerdings durch mich selbst an diesem Menschen gerächt – er wollte sich nun auch rächen.

Vielleicht war in diesen Zeilen schon die düstere Zukunft angedeutet in welcher wir – dieser Mann und ich – uns einen Weg bahnen sollen.

Und Margarethe, sollte er so viel Zeilen geschrieben haben, ohne von ihr zu sprechen, ohne einen Zipfel des Schleiers zu heben, hinter welchem sich die Beweggründe ihres Verbrechens verbargen? Von welcher Art also auch der Inhalt dieses Briefes sein mochte, so verlangte meine Pflicht eben so wie mein Interesse, ihn zu lesen.

Ich nahm den Brief mechanisch wieder auf und las ihn anfangs mit einem gewissen Grade von Abspannung, wie ein Mensch, der zu viel leidet, um noch mehr leiden zu können.

Plötzlich aber fühlte ich eine Bewegung. Es war, als wenn ein Blitz mich durchzuckte. Endlich hatte ich das Geheimniß Mannion's und das meines Schicksals begriffen.

»Sie haben mir meine Geliebte geraubt,« sagte dieser Elende, »und Ihr Vater hat mir meine Ehre und das Leben meines Vaters geraubt. Durch Sie entstellt und beinahe getödtet, lebe ich nur noch, um Sie zu zwingen, den Rest Ihres Lebens in Schande und Schmach hinzubringen.«

»Ihr Vater hat mir meine Ehre, die Ehre und das Leben meines Vaters geraubt.«

Ich erinnerte mich einer düsteren Geschichte, welche meine Kindheit erschreckt hatte, einer Geschichte von einem Edelmann, den mein Vater protegirt und bei sich aufgenommen, der ruinirt und in Schulden gestürzt, und zuletzt, weil er mit allen seinen Hilfsquellen fertig war,

die Unterschrift meines Vaters nachgemacht hatte, um sich Geld zu verschaffen. Das Falsum war entdeckt worden, mein Vater war unerbittlich gewesen, und die Strafe der Fälscher war damals der Strang. Der Edelmann ward gehängt, und Robert Mannion rächte sich an meinem Vater durch das Unglück seines Sohnes und durch die Beschimpfung seines Namens. Dieser Verstümmelte, dieser Sohn des Gehängten, dieser Geliebte des Weibes, welches ich geheirathet, ward durch alle Wuth und Verzweiflung der Seele gegen mich getrieben.

Der Brief schloß mit den Worten:

»Bald werden wir uns wieder begegnen.«

Dieses ganze Chaos von Schrecknissen, unter welchen ich von dem Morgen dieses Tages an lebte, machte mich so betäubt, daß ich keines klaren Blickes mehr fähig war. Ein zermalmendes Gewicht, ein namenloser Schmerz lasteten auf mir, aber ohne mir Kraft genug zu lassen, um mir Rechenschaft von mir selbst zu geben. Die Lethargie aller Geisteskräfte, in welche ich versenkt war, glich der Lethargie des Todes selbst.

Ich versuchte meine Gedanken aufzuklären und zu concentriren, indem ich an andere Dinge dachte, aber ohne Erfolg. Alles, was ich seit dem Morgen gehört und gesehen, schwebte mir nur auf immer verworrener Weise vor den Augen. Die letzten Worte meines Vaters, als ich ihn auf immer verlassen, mischten sich auf die widersinnigste Weise mit den gemeinen Worten Mr. Sherwin's, mit

denen, welche seine sterbende Gattin gesprochen, ja sogar mit gewissen Ausdrücken des Briefes Mannion's, deren Erinnerung mein Gedächtniß unwillkürlich bewahrte.

Ich konnte keinen Plan fassen, weder für die Zukunft noch für die Gegenwart.

Ich wußte nicht mehr, wie ich der letzten Drohung, die Mr. Sherwin gegen mich ausgesprochen, die Spitze bieten sollte, der Drohung, daß er mich zwingen werde, seine verbrecherische Tochter als mein Weib anzuerkennen und zu behalten. Eben so wenig wußte ich, wie es mir gelingen würde, mich gegen die Feindseligkeiten zu vertheidigen, mit welchen Mannion mir drohte.

Endlich ward ich mir der Verwirrung bewußt, die in meinen Gedanken herrschte – meiner gänzlichen Verlassenheit und der furchtbaren Nothwendigkeit, die mich zu sofortiger Thätigkeit zwang, eben so wie der Unfähigkeit, in der ich mich befand, ihnen, was die Gegenwart betraf, mich entgegen zu stellen.

Alles Dies begann auf seltsame Weise meine Einbildungskraft zu afficiren. Ein Gefühl von Furcht und Bangigkeit, dessen Ursache ich nicht vollkommen erkannte, beschlich mich in geheimnißvoller, unwiderstehlicher Weise. Der Glanz des Tages erschien mir zu lebhaft, der Ort, an welchem ich mich befand, zu einsam; diese Vereinsamung berührte mich schmerzlich.

Ich empfand den sehnlichen Wunsch, mich wieder unter dem wimmelnden Treiben Londons zu sehen. Ich kehrte mit raschen Schritten nach der Vorstadt zurück,

indem ich, ich weiß selbst nicht warum, alle abgelegenen Orte mied und instinctartig die geräuschvollsten Straßen aufsuchte, ohne irgend einen festen Entschluß zu haben.

Der Abend brach schon ein, als ich eine der Hauptstraßen der Stadt erreichte. Als ich einige Bewohner an ihren geöffneten Fenstern sitzen sah, um frische Luft zu schöpfen, fragte ich mich zum ersten Male an diesem Tage, wo ich diese Nacht mein Haupt zur Ruhe niederlegen würde. Ich hatte keine Heimath mehr.

Allerdings fehlte es mir nicht an Freunden, welche mich gern bei sich aufgenommen hätten, aber hätte ich diese aufsuchen wollen, so hätte ich mich auch in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, ihnen wenigstens zum Theil das Geheimniß meines Unglücks mitzutheilen, und dieses Geheimniß war ich entschlossen, streng zu bewahren, wie ich meinem Vater versprochen.

Mein einziger und letzter Trost war, daß ich den Willen, es lieber auf alle möglichen Gefahren ankommen zu lassen als diesem heiligen Versprechen untreu zu werden, stark und unerschütterlich in mir fühlte.

Ich dachte daher nicht weiter daran, einen meiner Freunde um Hilfe oder Sympathie anzugehen. Ich war wie ein Fremdling aus dem Hause meines Vaters verbannt worden und entschlossen, fern von meiner Familie zu leben, bis ich gelernt hätte, durch Energie und Ausdauer mein Unglück zu besiegen.

Nachdem ich einmal diesen Entschluß gefaßt, ließ ich meine Augen umherschweifen, um das Obdach zu entdecken, für welches ich zum ersten Male fremde Menschen bezahlen würde. Je bescheidener dieses Obdach war, desto mehr mußte es mir zusagen.

Zufällig befand ich mich in diesem Augenblicke in der längsten Straße eines der ärmsten Stadttheile, wo die Häuser sehr wenig Etagen hatten und die Kaufläden einen erbärmlichen Anblick darboten. An solchen Orten ein zur Vermiethung stehendes Zimmer zu finden, war nicht schwer. Ich nahm das erste, was ich sah, umging die Fragen nach meinem Namen und Stande, indem ich meine Miethe auf eine Woche vorausbezahlte, und trat hierauf in den Besitz des einzigen kleinen Zimmers, welches ich mich entschloß, für die Zukunft, vielleicht auf lange Zeit, als meine Heimath zu betrachten.

Als meine Heimath! Eine theure, schmerzliche Erinnerung erwachte bei den Gedanken, welche dieses einfache Wort in mir erregte. Durch meine unruhigen, verworrenen Gedanken hindurch, durch meine düstersten Ahnungen des Unglücks, welches die Zukunft mir noch bringen mußte, der verborgenen Gefahren, die meiner harnten, durch die schwarze Nacht hindurch, welche sich vor meinem Geiste immer dichter und dichter herabsenkte, fiel jetzt zum ersten Male ein reiner Lichtstrahl, die Vorbedeutung des Morgens, das heitere, sanfte Licht des Antlitzes, auf welchem mein letzter Blick geweilt, als es bewußtlos in den Armen meines Vaters ruhete.

Clara! Das Lebewohl, welches ich ihr zugeflüstert, als ich ihre weichen Arme, die mich für immer an den häuslichen Heerd fesseln zu wollen schienen, von meinem Halse losmachte, dieses Lebewohl, sage ich, enthielt ein Versprechen, welches ich noch nicht erfüllt.

Eine furchtbare Qual bereitete mir der Gedanke an die Unruhe, deren Beute meine Schwester nothwendig sein mußte. Da sie nicht wußte, nach welcher Richtung hin ich, als ich das Haus verlassen, meine Schritte gelenkt, so dachte sie ohne Zweifel auch an die Extreme, zu welchen die Verzweiflung mich treiben konnte. War sie wohl überzeugt, mich jemals wiederzusehen?

Vor allen Dinge mußte ich daher mein Versprechen halten, ihr zu schreiben.

Mein Brief war sehr kurz. Ich gab ihr die Adresse meiner gegenwärtigen Wohnung, denn ich war überzeugt, daß nur eine positive Mittheilung in dieser Beziehung ihre Unruhe beschwichtigen könne. Ich bat sie, mir zu antworten und mir, wo möglich, über sich die besten Nachrichten zu geben, die ich wünschen konnte. Ich bat sie ferner, uneingeschränktes und volles Vertrauen zu meiner Geduld und zu meinem Muthe unter allen Drangsalen und Prüfungen zu haben, und überzeugt zu sein, daß ich, was auch geschehen möchte, die Hoffnung, sie bald wiederzusehen, niemals aufgeben würde. Von den Gefahren, die sich im Dunkel vorbereiteten, von dem Unglücke, welches noch über mich hereinbrechen konnte, sprach ich kein Wort, denn ich hatte mir vorgenommen,

ihr die entsetzliche Wirklichkeit meiner Situation so lange als möglich zu verbergen. Sie hatte für mich und um meinetwillen schon so Viel gelitten, daß ich nicht, ohne zu schaudern, daran denken konnte.

Ich sendete meinen Brief durch einen Commissionär ab, um überzeugt zu sein, daß er sofort abgegeben würde. Indem ich diese einfachen Zeilen schrieb, war ich weit entfernt, die wichtigen Resultate zu ahnen, welche sie bestimmt waren hervorzubringen. Indem ich an den folgenden Tag und an alle Ereignisse dachte, welche dieser herbeiführen sollte, dachte ich doch nicht an die Ueberraschung, welche mir für diesen selben Morgen vorbehalten war, und während dieser Nacht, die nur eine lange Schlaflosigkeit war, ließ ich mir nicht träumen, welche Stimme mir guten Morgen wünschen und welche Hand mit dem Gefühle der ächten Theilnahme und Freundschaft die meine drücken würde.

DRITTES KAPITEL.

Es war nach sehr früh, als ich den Klopfer an der Hausthür und die Stimme der Wirtin vernahm, welche ihre Dienerin rief.

»Führe den Herrn zu dem Herrn, der gestern Abend eingezogen ist.«

Als ich diese Worte hörte, fiel mir zuerst der Brief von gestern ein. Hatte man mein Asyl entdeckt?

Während diese Vermuthung mich beschäftigte, öffnete sich die Thür und der Besucher trat ein.

Ich sah ihn an und verstummte vor Erstaunen. Es war mein ältester Bruder – es war Ralph selbst, der in mein Zimmer trat!

»Nun, Sidney, wie geht Dir's?« fragte er noch in demselben cordialen, freimüthigen Tone, der ihm sonst eigen war.

»Ralph? Du in England? Du hier?«

»Gestern Abend bin ich aus Italien angelangt. Aber ich finde Dich ja schrecklich verändert, Sidney. Ich erkenne Dich kaum wieder.«

Ein plötzliche Aenderung gab sich in seinen Manieren kund, als er diese Worte sprach. Der wehmüthige, theilnehmende Blick, den er auf mich heftete ging mir durch's Herz. Ich dachte an die schöne Zeit, als wir noch Knaben waren, an die sorglose lärmende Vertraulichkeit, die Ralph mir gegenüber zeigte, an seine tollen Schüler- und Studentenstreiche, an unsere ununterbrochene Einigkeit, weil seine Kraft und meine Schwäche, sein thätiger Charakter und mein passives Temperament so gut zusammenpaßten.

Ich bemerkte, daß er sich seit jener Zeit in der That wenig verändert hatte, und zum ersten Male überzeugte ich mich von der traurigen Veränderung, die dagegen mit mir vorgegangen war. Die ganze Schmach und der ganze Schmerz meiner Verbannung aus dem Vaterhause erwachten in mir bei dem Anblicke seiner vertrauten offenen Züge.

Ich bot Alles auf, um keine Schwäche zu zeigen und um ihm freudig entgegenzukommen; aber es gelang mir

doch nicht so, wie ich wünschte. Ich wendete das Gesicht ab, als ich ihm die Hand reichte; denn der alte Schülerinstinct, welcher mir rieth, den glücklichen Ralph, den unerschrockenen Ralph nicht sehen zu lassen, daß ich weinte, erwachte wieder in mir und beherrschte mich.

»Nun, Sidney was fehlt Dir? Muth gefaßt! Ich weiß, in welcher Schlinge Du Dich gefangen hast. Allerdings ist es eine schlimme Geschichte, aber deswegen rennt man sich nicht den Schädel ein. Verwünschte Geschichte! Clara hatte sehr Recht – sie hat immer Recht – als sie mich bat, sogleich zu Dir zu gehen. Ich habe ihr versprochen, Dich aus dieser schlimmen Patsche zu ziehen, und ich werde es thun. Setz Dich und höre mich an. Ich will mich auf Dein Bett setzen und mir eine Cigarre anzünden – dann können wir ganz behaglich mit einander plaudern.«

Während er seine Cigarre anzündete, betrachtete ich ihn aufmerksamer als anfangs.

Obschon seine Manieren dieselben, geblieben waren, obschon sein Gesicht noch dieselbe Sorglosigkeit und den unerschütterlichen Leichtsinn seiner ersten Jugendjahre verrieth, so entdeckte ich doch, daß unter gewissen andern Beziehungen sein Aeußeres sich ein wenig verändert hatte.

Seine Züge waren schärfer geworden; die Ausschweifungen hatten ihre Spuren deutlicher zu Tage treten lassen. Dabei war in seiner Kleidung eine gewisse Nachlässigkeit zu bemerken, und er trug keine von jenen kostbaren Tändeleien mehr an sich, für welche er früher eine so große Vorliebe zeigte. Seitdem ich ihn zum letzten Male

gesehen, schien er ganz die Manieren und die äußere Erscheinung eines Mannes von mittleren Jahren angenommen zu haben.

»Wohlan,« sagte er, »erst muß ich Dir von meiner Rückkehr erzählen. Du weißt, daß Madame ***« – damit meinte er seine frühere Geliebte – »den Wunsch hegte, England zu sehen, und ich war des Auslandes ebenfalls vollkommen überdrüssig. Demzufolge brachte ich sie mit nach London, und wir nahmen uns vor, uns in irgend einem stillen Hause von Brompton gemüthlich und behaglich einzurichten. Diese Frau ist mein Schutzengel. Du mußt sie kennen lernen. Von der Leidenschaft des Spiels hat sie mich vollkommen geheilt. Ich war auf dem besten Wege, in unrettbares Verderben zu rennen, als sie mich bei der Hand faßte und zurückriß. Dies Alles weißt Du aber ohne Zweifel schon. Gestern Nachmittag also sind wir hier in London angekommen. Abends ließ ich sie in ihrem Hotel und präsentirte mich im väterlichen Hause. Hier erfuhr ich sogleich, daß Du mich um meinen alten Ruf gebracht hast, das tollköpfige Subject der Familie zu sein. Du mußt das nicht übelnehmen, Sidney. Ich will Dich durchaus nicht verspotten – in dieser Absicht bin ich nicht gekommen. Du mußt nicht so sehr auf die Art und Weise achten, wie ich Etwas sage. Für mich hat es einmal nie etwas Ernsthaftes gegeben und wird es auch Nichts geben.«

Er schwieg, um die Asche von seiner Cigarre zu streichen und sich auf meinem Bette bequemer zu setzen. Dann fuhr er fort:

»Ich habe das Unglück gehabt, meinen Vater bei mehr als Einer Gelegenheit sehr ernstlich gegen mich aufgebracht zu sehen; aber niemals habe ich ihn so vollkommen ruhig und folglich so gefährlich und so erbittert gesehen, als gestern Abend während der Unterredung, die er mit mir über Dich pflog. Ich entsinne mich noch sehr wohl des Tones und der Miene, mit denen er mich anredete, als er mich dabei ertappte, wie ich gesammelte Käfer und Schmetterlinge zwischen die Blätter jenes Buches legte, in welchem er unsere Familie verherrlicht und, wie er glaubt, verewigt hat. Aber Dies war Nichts im Vergleiche zu der Stimmung, in welcher er sich jetzt befindet. Ich kann Dir es sagen, Sidney. Wenn ich an Das glaubte, was sentimentale Menschen ein gebrochenes Herz nennen, so würde ich beinahe fürchten, daß er selbst an diesem Uebel leide. Er denkt an weiter Nichts als an Deinen höllisch dummen Streich – wie zum Teufel hast Du nur auch so thöricht sein können, Deine Kleine zu heirathen? – und an Deine Verbannung aus der Familie, welche ziemlich lange dauern kann. Ich habe bemerkt, daß es jetzt durchaus nicht gerathen sein würde, nur ein Wort zu Deiner Entschuldigung zu wagen. Deßhalb bin ich ruhig auf meinem Stuhle sitzen geblieben und habe ihm zugehört, bis er mir zu verstehen gab, daß es Zeit sei, zu Bette zu gehen. Was ich in meiner Niedergeschlagenheit dann that, kannst Du Dir leicht denken. Ich mußte mir von dem Kellermeister ein großes Glas Cognac geben lassen, ehe ich hinaufging zu Clara. Bei dieser war

es noch schlimmer als bei unserem Alten, denn sie hatte eben Deinen Brief erhalten und lief damit wie wahnsinnig im Zimmer umher. Gieb mir einmal, die Schwefelhölzchen her – meine Cigarre ist ausgegangen. Manche Leute wissen das Sprechen und das Rauchen in ganz gleichen Quantitäten mit einander zu verschmelzen; mir aber will dies nie gelingen.

»Du weißt eben so gut als ich,« fuhr er fort, nachdem er seine Cigarre wieder angezündet hatte, »daß Clara sich sehr in der Gewalt hat. Ich hatte ihr Temperament stets für ein kaltes, lymphatisches wie die Aerzte in ihrem Kauderwelsch sagen, gehalten; in dem Augenblicke aber, wo ich den Kopf durch die ein wenig geöffnete Thür hineinsteckte, fand ich, daß ich mich in dieser Beziehung geirrt hatte, wie in so vielen andern. Ich sage Dir, Sidney, ich erschrak förmlich über sie, weit mehr als über jene gelehrte Polin, die mir ihr Buch gegen die Ehe gewidmet hat und mir ein Dessertmesser an den Kopf warf, weil ich, während ich ein Mal allein bei ihr speiste, sie in einer sehr hitzigen Argumentation geschlagen hatte. Ich sage Dir, damals erschrak ich nicht halb so sehr als gestern Abend bei dem durchbohrenden Schrei, welchen Clara ausstieß, als sie mich sah, und bei dem Feuer ihrer Augen, während sie mit mir von Dir sprach. Ich habe kein Talent zur Schilderung und hasse – wahrscheinlich aus demselben Grunde – die Schilderungen, welche Andere mir machen. Deßhalb will ich Dir auch nicht Alles ausführlich erzählen, was sie that oder sagte. Es genüge Dir, zu wissen, daß sie mir das Versprechen abnahm,

Dich vor allen Dingen gleich heute Morgen hier aufzusuchen und Dich aus Deiner schlimmen Lage zu befreien. Kurz, ich versprach ihr Alles, was sie wollte, Demgemäß siehst Du mich nun auch entschlossen, mich mit Deinen Angelegenheiten eher zu beschäftigen als mit den meinen. Madame *** ist in ihrem Hotel und wahrscheinlich schon im Begriffe, Nervenanfalle zu bekommen, weil ich mit ihr nicht sofort auf die Jagd nach einer Wohnung gegangen bin, aber Clara geht Allem vor. Clara ist mein erster Gedanke. Man muß sich als guter Bruder zeigen, und nun, da Du ein wenig heiterer geworden zu sein scheinst, werde ich versuchen, Dir einige Erklärungen abzulocken und dann sehen, auf welche Weise ich Dir nützlich sein kann.«

»Ralph, Ralph, wie kannst Du in Einem Athem den Namen Clara's und den dieser Frau nennen? War Clara ruhiger, als Du sie verließest? befand sie sich wohler? In Himmels Namen, sei wenigstens hierin ernsthaft, wenn Du es auch in allen Andern Dingen nicht bist.«

»Na, nur gelassen, lieber Sidney! Sie war weit ruhiger geworden, als ich fortging. Mein Versprechen hatte die Wirkung, daß ihre Züge fast wieder ganz den gewohnten Ausdruck annahmen. Was den Umstand betrifft, daß ich Clara und Madame *** in einem und demselben Athem genannt, so kann ich Deine Bemerkung darüber nur belächeln. Verwünschte Cigarre – sie ist schon wieder ausgegangen! Ich muß eine andere versuchen. Gieb mir noch ein Mal die Schwefelhölzchen her. So! – Nun bin ich bereit, das Gespräch auf die ernsthafteste Weise von der

Welt fortzusetzen und mir den Kopf zu zerbrechen, um zu ermitteln, was sich für meinen armen Sidney, diesen guten, unschuldigen Neuling in der Welt, thun läßt.«

Er setzte sich wieder und qualmte einige Minuten lang, ohne zu sprechen Seine Augen hefteten sich wieder auf mich, und seine sorglose Miene, die jugendliche Leichtfertigkeit seiner Manieren verschwanden fast gänzlich.

Als er wieder anfang zu sprechen, glänzte das Feuer einer wirklichen Energie in seinen Augen, und der Ton, in dem er sprach, war fester und entschlossener.

»Jetzt, alter Kamerad,« hob er an, »glaube nicht, daß ich Dich langweilen will, wenn ich Dich bitte, die Schule, welche Du durchgemacht, von Anfang bis zu Ende zu erzählen. Dennoch aber muß ich überzeugt sein, daß Du Dich gegen mich ohne Rückhalt und vollkommen klar aussprichst, denn sonst könnte ich Dir von keinem Nutzen sein. Ueber gewisse Punkte hat unser Vater sich nur sehr dunkel ausgesprochen.

»Er sprach allerdings viel, ja zu viel von den Folgen, die es für die Familie hätte, von dem Kummer, der ihm dadurch bereitet worden, von seinem Entschlusse, Dich nie wieder als seinen Sohn anzuerkennen – kurz, er sprach von Allem, nur nicht von der Sache selbst, so wie sie aufzufassen ist. Das ist aber nun gerade das Nöthigste. Du wirst es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich Dir mit einigen Worten wiederhole, was gestern Abend gesagt ward, und wenn ich einige Fragen im Bezug auf Das an Dich stelle, was ich heute Morgen zu wissen wünsche, nicht wahr?«

»Fahre fort, Ralph. Sprich ganz, wie es Dir beliebt. Meine Leiden haben mich gegen Prüfungen aller Art bereits unempfindlich gemacht.«

»Nun denn, so werde ich damit beginnen, daß ich gehört habe, wie Du Gefallen an einer hübschen Ladenmamsell gefunden hast. Wohlgemerkt, ich tadle Dich deswegen durchaus nicht, denn ich habe mir selbst mit dergleichen Dämchen die Zeit oft auf sehr angenehme Weise vertrieben. Zweitens aber höre ich, daß Du das Mädchen auch wirklich geheirathet hast. Es ist nicht meine Absicht, Dir etwas Unangenehmes zu sagen, aber Das, was Du da gethan, ist ein unverantwortlich wahnsinniger Streich, von welchem man in ganz Bedlam nicht so leicht ein zweites Beispiel finden wird. Ueber diesen schlimmsten Punkt Deiner Angelegenheit war unser Vater nicht im Stande, sich ausführlich zu erklären, oder er wollte es vielleicht nicht thun. Du kennst ihn gut genug, um zu wissen, warum. Dennoch muß Jemand ausführlich hierüber mit mir sprechen, denn sonst kann ich Nichts in der Sache thun. Um also zunächst auf jenen Schurken zu kommen – hast Du ihn vielleicht erwischt? Sprich Dich frei aus, lieber Bruder. – Wenn Du ihn erwischt hast, so hoffe ich wenigstens, daß Du ihn auch nicht so leicht wieder losgelassen hast.«

Ich erzählte meinen Kampf mit Mannion und das Ende desselben.

Mein Bruder sprang mit einem Satze von meinem Bette in die Höhe und ergriff mich, während sein Gesicht

vor Freude strahlte und seine Augen funkelten, bei beiden Händen.

»Laß mich Dir die Hand drücken wie ich sie Dir lange nicht gedrückt habe. Das macht alles Uebrige wieder gut! Das entschuldigt alle die dummen Streiche, die Du von dem Augenblicke an begangen, wo Du jenem Mädchen begegnetest. Aber wo ist der Bursche jetzt?«

»Im Spitale.«

Ralph lachte aus vollem Halse und warf sich wieder auf das Bett nieder.

Ich dachte an den Brief, welchen Mannion mir geschrieben, und schauderte bei dieser Erinnerung.

»Die zweite Person, im Bezug auf welche ich Dich fragen muß, ist Deine Frau,« hob mein Bruder wieder an. »Was ist aus dieser geworden? Wo war sie während der ganzen Zeit Deiner Krankheit?«

»Bei ihrem Vater. Sie ist noch dort.«

»Ah, ich errathe! Unschuldig – die alte Leier – das versteht sich. Und ihr Vater tritt ihr die Brücke, nicht wahr? Das ist keinem Zweifel unterworfen, und ebenfalls die alte Leier. Ich beginne die Sache zu durchschauen. Man droht uns mit einem Scandal, wenn Du sie nicht als Dein Weib aner kennst. Warte einen Augenblick. Hast Du, abgesehen von Deiner Ueberzeugung, einen augenscheinlichen Beweis gegen sie vorzubringen?«

»Ich habe einen sehr langen Brief von ihrem Mitschuldigen erhalten, welcher das Geständniß ihres doppelten Verbrechens enthält.«

»Dieses Geständniß wird sie jedenfalls für etwas Abgekartetes erklären, und es könnte uns Nichts nützen, wenn wir nicht wagen wollen, gerichtliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, und dies wollen wir nicht. Wir müssen die Sache um jeden Preis zu vertuschen suchen, oder mein Vater grämt sich darüber zu Tode. In diesem Falle zieht man den Beutel, wie ich schon vorausgesehen. Der Herr Krämer und seine Tochter haben ein ziemlich großes Assortiment Stillschweigen zu verkaufen, und wir müssen ihnen die Elle um so und so Viel abhandeln. Bist Du noch nicht wieder in diesem Hause gewesen, Sidney, um Dich nach dem Preise zu erkundigen und den Handel abzuschließen?«

»Ich war gestern dort.«

»Ah, zum Teufel! Du warst dort? Und wen hast Du gesehen? Den Vater, wie? Und hast Du ihn zu einem Vergleiche bewogen? Hast Du das Geschäft mit ihm gemacht?«

»Er war grob und unverschämt, und gebärdete sich wie ein Besessener.«

»Um so besser! Mit solchen Leuten wird man am leichtesten fertig. Wenn Jemand gegen mich in Zorn geräth, sobald ich ihn antaste, so bin ich im Voraus meines Erfolges sicher. Aber wie war denn das Ende?«

»Das Ende entsprach dem Anfange. Er hat mir Viel gedroht und ich habe mir Viel gefallen lassen.«

»Na, wir werden sehen, ob er mit mir auch so weggommt. Aber sage mir, Sidney, welche Summe hast Du ihm geboten?«

»Ich habe ihm kein Geldanerbieten gemacht. Meine Umstände sind von der Art, daß ich nicht daran denken kann, ihm eins zu machen. Ich hatte den Plan, noch heute in jenes Haus zurückzukehren und wenn man mit Geld ihn zum Schweigen bringen und meine Familie vor der Schande bewahren könnte, die mich ereilt hat, so wollte ich ihm Alles geben, was ich besitze – das kleine Kapital, welches mir von unserer Mutter hinterlassen worden.«

»Willst Du mir sagen, daß Deine Hilfsquellen einzig und allein in dieser Kleinigkeit bestehen und daß Du wirklich die Absicht hast, Dich ihrer zu entäußern, um dann keinen rothen Heller mehr in der Tasche zu haben? Willst Du mir sagen, daß unser Vater sich von Dir getrennt hat, ohne Deine Zukunft zu sichern? Nein, nein, sei gerecht gegen ihn. Er ist sehr hart gegen Dich gewesen, das gebe ich zu; aber es ist unmöglich, daß er Dich kaltblütig der Noth und dem Mangel preisgegeben habe.«

»Als wir uns trennten, bot er mir Geld; aber er begleitete diesen Antrag mit so verächtlichen Worten und Beleidigungen, daß ich lieber gestorben wäre als seine Geschenke genommen hätte. Ich sagte ihm, daß ich ohne Unterstützung von ihm ihn und seine Familie vor den Folgen meines Unglücks bewahren wolle, selbst wenn ich zu diesem Zwecke mein Glück und meine eigene Ehre opfern müßte. Und dieses Opfer werde ich heute noch bringen. Er soll später einsehen, wie ungerecht er war, indem er an mir zweifelte. Obschon er mich nicht mehr als seinen Sohn anerkennt, so soll er doch sehen, was ich um seines guten Namens willen Alles zu ertragen weiß.«

»Du nimmst mir's nicht übel, Sidney, aber dies ist eine eben so große Thorheit als Deine Heirath. Ich ehre die Unabhängigkeit Deiner Grundsätze, lieber Bruder; aber ich werde darüber wachen, daß Du Dich nicht ohne Noth in's Verderben stürzest. Höre mich also ruhig an. Erstens erinnere Dich, daß Alles, was Dein Vater gesagt hat, in einem Augenblicke heftiger Aufwallung und Erbitterung gesprochen worden ist. Sein empfindlichster Stolz ist durch Dich mit Füßen getreten worden. Das läßt sich Niemand gern gefallen, und unser Vater weniger als irgend ein Anderer. Was zweitens diese Leute betrifft, so frage ich, was ist für sie das Wenige, welches Du besitzt? Sie wissen, daß unsere Familie reich ist, und werden demzufolge ihre Forderung stellen. Jedes andere Opfer, selbst das, welches Du dadurch brachtest, daß Du ihre Tochter wieder nähmst, – vorausgesetzt, daß Du Dich dazu hergäbest – wäre vollkommen überflüssig. Ohne Geld ist Nichts zu machen, und wir müssen förmlich unsere Bedingungen stellen. Nun aber bin ich gerade der rechte Mann, um eine solche Angelegenheit zu arrangiren, und ich habe auch das nöthige Geld, oder vielmehr mein Vater hat es, was auf eins hinausläuft. Schreib' mir daher den Namen und die Adresse Deines famosen Schwiegervaters auf – wir haben keine Zeit zu verlieren und ich werde sofort zu ihm gehen.«

»Ich kann mich nicht entschließen, Ralph, durch Dich meinem Vater Etwas abverlangen zu lassen, was ich nicht selbst von ihm habe verlangen wollen.«

»Gieb mir seinen Namen und seine Adresse, oder Du wirst mein vortreffliches Gemüth so erbittern, daß Du mich nicht wiedererkennen sollst. Bei mir hilft Dir Deine Hartnäckigkeit Nichts, lieber Sidney, jetzt eben so wenig als früher auf der Schule. Ich werde das Geld meines Vaters für mich verlangen und es ganz so verwenden, wie ich es für Deine Interessen nothwendig erachte. Jetzt, wo ich wieder ein solider junger Mann geworden bin, würde er mir Alles geben, was ich verlange. Seitdem meine letzten Schulden bezahlt sind, habe ich nicht fünfzig Guineen wieder geborgt. Ich habe dies Madame *** zu danken, denn diese ist die sparsamste Frau von der Welt. Da ich gerade von ihr spreche, so will ich erwähnen, daß Du, wenn Du sie siehst, Dich nicht wundern mußt, zu finden, daß sie älter ist als ich. Ah, das ist also die Adresse, nicht wahr? ›Hollyoake-Square?‹ Wo zum Teufel ist denn das? – Doch gleichviel, ich werde eine Droschke nehmen und dem Kutscher die Sorge überlassen, den Ort zu finden. Also fasse frischen Muth und warte, bis ich wiederkomme. Du wirst die Nachrichten nicht ahnen, die ich Dir von Mr. Sherwin und seiner Tochter mitbringe. Also auf Wiedersehen, lieber Sidney, auf Wiedersehen!«

Er verließ das Zimmer eben so schnell als er es betreten.

Als er fort war, fiel mir ein, daß ich ihn von der tödtlichen Krankheit der Mistreß Sherwin hätte unterrichten sollen. Sie mußte jetzt dem Tode nahe sein, wenn sie nicht schon todt war. Ich eilte an das Fenster, um ihn zurückzurufen – aber es war zu spät – er war schon weit.

Wenn er auch in der Nordvilla empfangen ward, stand dann wohl zu erwarten, daß er reüssiren würde? Ich sah mich außer Stande, die verschiedenen Möglichkeiten abzuwägen, Sein so unerwarteter Besuch, dieses eigenthümliche Gemisch von Frivolität und Gefühl in seinen Manieren, von weltlicher Klugheit und jugendlichem Uebermuthe in seiner Conversation, hatten in mir eine gewisse Verwirrung erzeugt, die auch, nachdem er schon fort war, noch vorhanden zu sein schien. Unbemerkt wendeten meine Gedanken, indem sie sich von Ralph und der Mission, die er für mich übernommen, entfernten, sich einem Gegenstande zu, welcher bestimmt schien, mich, mochte ich nun wollen oder nicht, fortan zu beschäftigen und sich in den Stunden meiner Einsamkeit wie ein schwarzer Schatten in mein Gemüth zu drängen.

Auf diese Weise hatte es also bereits angefangen thätig zu sein – jenes Verhängniß, welches, wie Mannion erklärte, nicht aufhören sollte, mich zu verfolgen. Schon begann jenes furchtbare Geständniß vergangenen Elenches und Verbrechens, jene ungeheuerliche Erklärung einer Feindschaft, welche so lange dauern sollte als das Leben, ihren lähmenden Einfluß auf meine Geisteskräfte zu äußern.

Ich öffnete den Brief abermals und las wieder in den letzten Sätzen desselben die Drohungen des gegen mich angezettelten Complottes.

Wie sollte ich diesem bösen Genius widerstehen? Wie sollte ich seiner Verfolgung ausweichen? Wie sollte ich diesen Dämon zum Schweigen bringen, oder das Gift,

welches er Tropfen um Tropfen auf mich träufeln würde, unschädlich machen? Wann stellte wohl mein Schicksal mich wieder jenem rächenden Dämon gegenüber? Gesah es bald oder erst in einigen Monaten? Oder sah ich vorher Margarethen? – in meiner Wohnung oder auf der Straße? in der Nacht oder am Tage? Sollte ich den Brief meinem Bruder zeigen? Dies wäre unnütz gewesen. Was konnte mir der Beistand seiner Rathschläge, sein redlicher, aber unüberlegter, tollköpfiger Muth gegen einen Feind nützen, welcher die Wachsamkeit eines Wilden mit der schlaunen Bosheit des civilisirten Menschen verband?

Als dieser letzte Gedanke in mir erwachte, brach ich den Brief schnell wieder zusammen, entschlossen – leider, wie vergeblich! – ihn nicht wieder zu öffnen.

Beinahe in demselben Augenblicke hörte ich abermals an die Hausthür pochen.

Konnte Ralph schon wieder da sein? Unmöglich. Uebrigens würde er auf andere Weise gepocht haben, während die jetzigen Schläge des Thürklopfens nur eben stark genug waren, um von dem Orte aus gehört zu werden, wo ich saß.

War es vielleicht Mannion? Aber wäre dieser wohl so offen und frei am hellen lichten Tage gekommen?

Ein leichter, rascher Tritt kam die Treppe herauf – mein Herz erbebte. Ich sprang auf die Füße. Es war derselbe Tritt, ja, derselbe, den ich während meiner Krankheit so oft erlauscht. Ich eilte auf die Thür zu und öffnete sie.

Mein Instinct hatte mich nicht getäuscht – es war meine Schwester.

»Sidney!« rief sie, ehe ich noch sprechen konnte, »ist Ralph hier gewesen?«

»Ja, liebe Schwester, ja.«

»Wo ist er hin? Was hat er für Dich gethan? Er versprach mir, Dir beizustehen.«

»Und er hat sein Versprechen wacker gehalten, Clara. So eben ist er wieder fortgegangen, um mir eben zu helfen.«

»Gott sei Dank! Gott sei Dank!«

Noch ganz außer Athem, sank sie, indem sie sprach, auf einen Stuhl nieder. O, wie litt ich, indem ich sie in diesem Augenblicke betrachtete und sah, wie verändert sie war! Ihre sonst so sanften Augen waren gleichsam verdunkelt und erschöpft, und ihr junges reizendes Antlitz wie mit einem Schleier der Unruhe und Traurigkeit verhüllt.

»Es wird mir bald wieder besser werden,« sagte sie, denn sie errieth, was ich bei dem Anblicke ihrer Züge empfand. »Du kannst Dir leicht denken, wie bewegt mein Gemüth ist, indem ich Dich hier in diesem ärmlichen Hause sehe, nach Dem, was gestern vorgegangen ist, während ich überdies ohne Vorwissen meines Vaters hierher gegangen bin. Wir dürfen uns aber deswegen nicht beklagen, lieber Bruder, wenigstens so lange nicht, als es mir möglich sein wird, mich dann und wann vom Hause fortzuschleichen, um Dich zu besuchen. Wir müssen nun blos noch an die Zukunft denken. Welch' ein Glück vom Himmel, Welch' ein Glück, daß Ralph wieder da ist! Wir sind ungerecht gegen ihn gewesen. Er ist weit

besser und gefälliger als wir glaubten. Aber, Sidney, wie angegriffen und krank Du aussiehst! Hast Du Ralph nicht Alles erzählt? Schwebst Du vielleicht in irgend einer Gefahr?«

»Durchaus nicht, Clara, durchaus nicht.«

»Du mußt Dich wegen Dessen, was gestern geschehen ist, nicht allzu sehr ängstigen. Das Beste für Dich ist, wenn Du Dich bemühest, diesen schrecklichen Auftritt und Alles, was ihn herbeigeführt hat, zu vergessen. Dein Vater hat Nichts weiter darüber geäußert, als daß ich von Deinem Fehltritte und Deinem Unglücke nicht mehr wissen dürfe als das Wenige, was ich schon davon weiß. Ich habe mir daher vorgenommen, mir auch nicht weiter den Kopf darüber zu zerbrechen und keine fernern Fragen an Dich zu stellen. Ich komme zu Dir, lieber Sidney, um Dich wo möglich aufzuheitern, aber nicht um Deine Niedergeschlagenheit zu vermehren. Ich bitte Dich daher, auf Rücksicht für mich die Beleidigung, welche Dir zugefügt worden, eben so zu vergessen wie die Personen, welche sie Dir zugefügt haben. Ich hege schon eine Hoffnung, Sidney. Allerdings ist sie noch weit entfernt, in Erfüllung zu gehen, aber dennoch ist es eine Hoffnung. Erräthst Du sie vielleicht?«

»Wenn Du diese Hoffnung auf meinen Vater gründest, Clara, so ist sie in der That weit entfernt, in Erfüllung zu gehen.«

»Das sage nicht; darüber weiß ich mehr als Du. Erst in voriger Nacht ist Etwas geschehen – es ist eine Kleinigkeit, wenn Du willst, aber doch Etwas, was beweist, daß

er mehr mit dem Gefühle des Schmerzes als mit dem des Zornes an Dich denkt.«

»Ich möchte Dir gern glauben, theurer Engel, aber meine Erinnerung an gestern –«

»Glaube nicht Deinen Erinnerungen – rufe sie nicht zurück! Ich will Dir sagen, was geschehen ist. Du warst eben fort, und nachdem ich eine Zeit lang auf meinem Zimmer geblieben, um mich von meiner Gemüthsbewegung wieder ein wenig zu erholen, ging ich wieder hinunter, um unserm Vater Gesellschaft zu leisten. Ich fühlte mich so unglücklich, daß ich nicht allein bleiben konnte. Er war nicht in seinem Cabinette als ich eintrat. In dem Augenblicke, wo ich meine Blicke um mich her schweifen ließ, sah ich die Fetzen von dem Blatte aus unserem Familienbuche auf der Diele umher gestreut und Dein Miniaturportrait lag ebenfalls unter diesen Trümmern. Es war aus seiner Pergamentfassung herausgerissen, übrigens aber nicht beschädigt. Ich hob es auf, Sidney, und legte es auf den Tisch, gerade dem Platze gegenüber, welchen mein Vater gewöhnlich einnimmt, und dicht daneben legte ich mein kleines Medaillon, welches Du kennst und welches Haar von Dir enthält, damit er nicht denken sollte, daß das Portrait zufällig von dem Diener aufgehoben und auf den Tisch gelegt worden sei. Hierauf las ich die Papierstückchen von der Diele auf und nahm sie mit, denn ich glaubte, es sei besser, wenn er sie nicht wiedersähe. In dem Augenblicke, wo ich die Thür des Bibliothekzimmers hinter mir zu schließen im Begriffe

stand, hörte ich sich die Thür öffnen, welche in das Cabinet und den Salon führt. Ich sah unsern Vater eintreten und gerade auf den Tisch zugehen. Er kehrte mir den Rücken, so daß ich ihm zusehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Anfangs betrachtete er das Portrait und blieb vollständig unbeweglich stehen, indem er es lange in den Händen hielt. Dann seufzte er, ach, wie traurig! Hierauf nahm er aus einem der Schubfächer seines Tisches das Bildniß unsrer armen guten Mutter, öffnete das Etui und legte Dein Bild behutsam und es immer noch mit liebendem Blicke betrachtend, mit hinein. Ich traute meiner eignen Standhaftigkeit nicht, wenn ich noch länger stehen bliebe und ihm zusahe. Deßhalb eilte ich in mein Zimmer, und nicht lange darauf kam unser Vater zu mir, um mir mein Medaillon wiederzugeben, indem er weiter Nichts zu mir sagte als die Worte: »Du hast das auf meinem Tische liegen lassen, Clara.« Wenn Du aber sein Gesicht gesehen hättest, so würdest Du Dich sofort den frohesten Hoffnungen in Bezug auf die Zukunft hingegen haben, gerade wie ich thue.«

»Und ich werde es auch thun, Clara, ohne jedoch einen stärkeren Beweggrund dazu zu haben als meine Dankbarkeit gegen Dich.«

»Ehe ich unser Haus verließ,« fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, »dachte ich an die Vereinsamung, in welcher Du Dich in diesem fremden Hause befindest, lieber Bruder, besonders da ich weiß, daß ich Dich nur selten und verstohlen besuchen kann, denn wenn mein Vater Etwas davon erführe – Doch sprechen wir weiter nicht

davon. Ich dachte, die Zeit wird Dir hier sehr lang werden, und deßhalb habe ich Deinen alten Kameraden mitgebracht, den Du ohne Zweifel vergessen hast, der Dir früher treulich Gesellschaft leistete und es auch noch jetzt thun kann, indem er Dich abhält, allzu sehr an Das zu denken, was Du gelitten. Schau' her, Sidney; wirst Du ihn nicht gut empfangen, diesen alten Freund?«

Und sie reichte mir eine kleine Rolle Manuscript, indem sie sich bemühte, ihr keines, heiteres Lächeln von sonst zu zeigen, während ihr doch zugleich die Thränen in die Augen traten.

Ich wendete die Blätter um, ich betrachtete die Schrift und noch einmal sah ich vor mir die ersten Kapitel meines unvollendeten Romans. Ich fand sie demnach wieder, diese Blätter, welche die Frucht einer geduldigen Arbeit waren, die vertrauten Reliquien jenes ersten Ehrgeizes, des edelsten, den es geben kann, den ich um der Liebe willen vernachlässigt – die Zeugen, welche mich allzu treu an jene ruhigen Freuden erinnerten, die ich auf immer verloren, an die Freuden, durch welche die Seele erhoben und veredelt wird.

»Ich habe diese Blätter, nachdem Du sie beiseite geworfen, mehr in Acht genommen als irgend etwas Anderes,« sagte Clara. »Ich habe immer gedacht, daß die Zeit wiederkommen würde, wo Du Dich Deiner Lieblingsbeschäftigung wieder zuwendest, der Beschäftigung, welcher ich stets mit dem meisten Vergnügen zugesehen. Und diese Zeit ist jetzt gekommen, mein Bruder. Deine beste Zuflucht ist die Arbeit, die Dich sonst so glücklich

machte. Sie wird Deinen Gedanken eine andere Richtung geben, denn es ist nicht gut, wenn dieselben fortwährend einem und demselben Gegenstande zugewendet sind. Ich bin überzeugt, Sidney, daß Dein Buch Dich mehr als irgend etwas Anderes in den Stand setzen wird, geduldig auf bessere Zeiten zu warten. Wie fremd und ärmlich es auch in diesem Hause sein mag, so wird doch der Anblick Deines Manuscripts, der Besuch Deiner Schwester – so oft sie kommen kann – ihm vielleicht in Deinen Augen das Ansehen eines häuslichen Heerdes verleihen. Dieses Zimmer ist allerdings nicht sehr –«

Sie stockte plötzlich. Ich sah, wie ihre Lippen zitterten und wie abermals Thränen ihre Augen umflorten, während sie sich umschaute. Als ich mich bemühte, ihr die ganze Dankbarkeit zu schildern, welche sie mir einflößte, wendete sie sich rasch ab und begann sich damit zu beschäftigen, daß sie die Physiognomie dieses möblirten Zimmers ein wenig reorganisirte. Sie brachte die mitunter ein wenig plumpen Zierrathen auf dem Kaminsims ein Ordnung, steckte die Fenstervorhänge in solche Falten, daß dadurch die Löcher verdeckt wurden, und gab mit Einem Worte dem alten Zimmergeräthe ein so sauberes und nettes Ansehen als möglich.

Diese Aufgabe beschäftigte sie noch, als die Uhr einer nahen Kirche die erste Mittagsstunde verkündete und sie mahnte, sich nun nicht länger mehr aufzuhalten.

»Ich muß Dich verlassen,« sagte sie; »ich glaubte nicht, daß es schon so spät wäre. Beunruhige Dich nicht wegen

der Art und Weise, auf welche ich wieder nach Hause gelangen werde. Die alte Martha hat mich hierher begleitet und erwartet mich unten an der Treppe. Du weißt, daß wir uns auf sie verlassen können. Schreib' mir, so oft Du kannst. Ralph wird mir alle Tage Nachricht von Dir geben, trotzdem aber möchte ich lieber von Zeit zu Zeit einen Brief von Dir erhalten. Geduld und Hoffnung im Unglücke! Sei so standhaft, als Du mir empfiehlst, es zu sein, und ich werde an Nichts verzweifeln. Sage Ralph Nichts davon, daß ich hier gewesen bin; er könnte darüber ungehalten sein. Ich werde wiederkommen, sobald es mir möglich ist; denn ich kann mir nicht denken, daß ich dabei etwas Unrechtes thue. Und doch, wenn man Etwas davon erführe – ich fürchte mich, zu denken, was dann geschehen würde. Auf Wiedersehen, Sidney. Wir wollen uns ohne Traurigkeit trennen und auf bessere Tage hoffen. Auf Wiedersehen, lieber Bruder, auf baldiges Wiedersehen!«

Sie hätte beinahe ihre Herrschaft über sich selbst verloren, als sie mich umarmte, um ihre Schritte nach der Thür zu lenken. Dann winkte sie mir noch, daß ich sie nicht bis zur Treppe begleiten solle, und ohne sich weiter umzusehen, entfernte sie sich rasch aus dem Zimmer. Dieser Entschluß, ihre Wiederentfernung nicht aufzuschieben, trug sehr dazu bei, unser Geheimniß zu bewahren.

Kaum war sie einige Minuten hinaus, mein Herz war noch erfüllt von dem sanften, tröstenden Eindrücke ihrer Gegenwart, und meine Blicke hefteten sich traurig auf

das mir früher so kostbare Manuscript, welches sie mir zurückgegeben, als Ralph von der Nordvilla zurückkam.

Ich hörte ihn die alte hölzerne Treppe mehr heraufspringen als laufen, und ungestümer als je trat er in mein Zimmer.

»Victoria! Victoria!« rief er, indem er sich wieder auf das Bett warf. »Wenigstens was den alten Krämer selbst betrifft, hat sich das Blatt zu Deinen Gunsten gewendet. Wir können ihn, um was wir wollen, um einen ganz billigen Preis erkaufen, wenn wir uns recht dazuhalten. Die unschuldige Miß hat gerade zur rechten Zeit ein umfassendes Geständniß abgelegt. Ja, ja, Sidney, lieber Junge, sie hat den gefährlichen Sprung gethan.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Sie hat den gefährlichen Sprung gethan. Sie ist in das Hospital gegangen, um zu sehen, wie Du jenes Bürschchen gezeichnet hast – wie nanntest Du ihn doch gleich?«

»Mannion.«

»Ganz richtig, Mannion. Ich habe einen Brief in die Hände bekommen, den er ihr geschickt hat. Dieser Brief beschuldigt sie, trotz des keckesten Leugnens ihres Vaters, und dieser ist nicht der Mann, der sich durch eine Bagatelle aus dem Felde schlagen läßt. Ich will jedoch hübsch von vorn anfangen und Dir Alles erzählen, was geschehen ist. Wirklich, Sidney, Deiner Miene nach sollte man glauben, daß ich Dir schlimme Nachrichten brächte!«

»Achte nicht auf meine Miene, Ralph, sondern erzähle weiter.«

»Nun gut – das Erste, was ich bei meinem Eintritte in das Haus erfuhr, war, daß Mistreß Sherwin im Sterben liege. Der Diener ließ sich meinen Namen sagen, aber ich glaubte, ich würde nicht vorgelassen werden. Welch' ein Irrthum! Ich ward in den Salon geführt, und Mr. Sherwin hatte nichts Eiligeres zu thun, als mir zu sagen, seine Frau sei bloß ein wenig krank, seine Dienstleute übertrieben es, und er sei vollkommen bereit, zu hören, was Mr. Sidney's geehrter Bruder ihm zu sagen habe. Du siehst, daß der Kerl doch wenigstens schlau genug ist, um von vorn herein höflich zu sein. In meinem Leben habe ich kein widerwärtigeres Gesicht gesehen als das seine. Ein Geschichtsmaler, der um einen Judas Ischariot verlegen wäre, könnte sich hier sofort helfen. Ich musterte ihn mit scharfem Blicke, und ehe noch zwei Minuten vergingen, hatte ich ihm rund und rein herausgesagt, weißhalb ich gekommen sei.«

»Und wie antwortete er?«

»Wie ich es erwartete. Er begann damit, daß er sich entrüstet stellte. Bei dem zweiten Fluche aber unterbrach ich ihn. ›Sir,‹ sagte ich ganz höflich zu ihm, ›wenn Ihnen daran liegt, daß unsere Unterredung nicht ohne Geschrei und Fluchen abgehe, so glaube ich, Sie im Voraus unterrichten zu müssen, daß Sie höchst wahrscheinlich der Erste sein werden, der sich darüber beklagt. Wenn ich das ganze Repertorium der englischen Flüche erschöpft hätte, so könnte ich noch sehr geläufig in fünf fremden Sprachen fluchen. Mein Grundsatz ist, Grobheiten allemal mit Zinsen und Zinseszinsen zurückzugeben, und ich

übertreibe nicht, wenn ich Ihnen sage, ich bin im Stande, zu fluchen, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll. Nun wissen Sie, was Sie von mir zu halten haben. Jetzt sprechen Sie weiter – ich bin bereit, Sie zu hören.«
– Nachdem ich ihm dies gesagt hatte, sah er mich eine Zeitlang mit betroffener Miene an – dann begann er wieder den Entrüsteten zu spielen – dies Mal aber waren es pomphafte Declamationen, die einen gewissen parlamentarischen Styl hatten. – Zuletzt zog er Dein unglückliches Heirathscertificat aus der Tasche, indem er mir zum fünften Male versicherte, seine Tochter sei unschuldig, und er werde Dich zwingen, sie als Deine Frau anzuerkennen, und wenn er deßhalb vor Gericht gehen solle. Das hatte er auch wohl schon zu Dir gesagt, als Du bei ihm warst, nicht wahr?«

»Ja wohl, ganz dasselbe – beinahe Wort für Wort.«

»Ich hatte meine Antwort schon fertig, und ehe er noch Zeit hatte, das Certificat wieder in die Tasche zu stecken, sagte ich zu ihm: ›Mr. Sherwin, haben Sie die Güte, mich anzuhören. Mein Vater hat gewisse Familienvorurtheile und gewisse Schwächen des Nervensystems, die ich nicht geerbt habe, obschon ich gesonnen bin, Maßregeln zu treffen, um Sie zu hindern, diese Vorurtheile oder Schwächen zu verletzen. Es wird gut sein, wenn ich Ihnen gleichzeitig sage, daß ich ohne sein Vorwissen hierher gekommen bin. Ich bin nicht der Abgesandte meines Vaters, sondern der meines Bruders, welcher nicht der

geeignete Mann ist, um einen Handel mit Ihnen abzuschließen. Er besitzt viel zu viel Zartgefühl und kennt seine Leute nicht genug. Ich komme daher als Abgesandter meines Bruders, und aus Rücksicht auf die eigenthümliche Anschauungsweise meines Vaters will ich aus meinen eigenen Mitteln eine gewisse alljährlich zu zahlende Summe bewilligen, die zum Unterhalte Ihrer Tochter mehr als hinreichend ist – eine Summe, die Ihnen alle drei Monate ausgezahlt werden wird, unter der Bedingung, daß weder Sie noch Ihre Tochter uns lästig fallen, daß Sie sich niemals und nirgends unseres Namens bedienen und daß die bis jetzt geheimgehaltene Heirath meines Bruders fortan der Vergessenheit überantwortet werde. Wir behalten unsere Meinung von der Strafbarkeit Ihrer Tochter, Sie behalten Ihre Meinung von ihrer Unschuld. Wir haben Schweigen zu *erkaufen*, und Sie haben dessen alle drei Monate ein Mal zu *verkaufen*. Wenn Einer von uns die Bedingungen nicht hält, so kennen wir Beide das Mittel, ihn zu zwingen. Dieses Arrangement läßt alle Gefahren auf unserer Seite und bietet Ihnen nur Vortheil und Sicherheit. Sie weigern sich, glaube ich? – ›Sir,‹ sagte er in feierlichem Tone, ›ich wäre des Namens eines Vaters unwürdig, wenn ich‹ – ›Dank, Dank,‹ sagte ich, indem ich ihn sofort unterbrach, als ich sah, daß er seine sentimentale Komödie wieder beginnen wollte. ›Ich danke, ich verstehe vollkommen. Wir wollen daher, wenn es gefällig ist, die Frage von der andern Seite betrachten.«

»Von der andern Seite? Wie meinst Du das, Ralph? Ist es möglich, daß Du noch mehr gesagt hast?«

»Du sollst es sogleich hören. ›Da Sie,‹ sagte ich zu Mr. Sherwin, ›sonach für Ihre Person fest entschlossen sind, auf keinen Vergleich einzugehen, sondern meinen Bruder und gleichzeitig seine Familie zu zwingen, eine Frau anzuerkennen, über deren Strafbarkeit nicht der mindeste Zweifel obwaltet, so glauben Sie, Sie können Ihren Zweck damit erreichen, daß Sie uns mit öffentlichem Scandal drohen. Wohlan, drohen Sie nicht mehr, sondern machen Sie Ihren Scandal. Gehen Sie sofort vor Gericht, wenn Sie wollen. Bringen Sie unsern Namen in die Zeitungen und proclamiren Sie die Vermählung, durch welche unsere Familie mit der des Modewaarenhändlers Mr. Sherwin verwandt wird, mit der Person, die sich nach unserer Ueberzeugung als Weib und als Gattin auf immer entehrt hat. Veröffentlichen Sie alle diese scandalösen Einzelheiten, wenn es Ihnen beliebt. Welchen Vorteil werden Sie davon haben? Rache? Wird aber die Rache Ihnen wohl einen Heller einbringen? Wird diese Rache Ihnen den mindesten Beitrag zur Ernährung Ihrer Tochter liefern? Werden wir dadurch gezwungen werden, diese bei uns aufzunehmen? Keine Idee! Sie werden uns dadurch blos auf's Aeüßerste getrieben haben. Wir haben dann keinen Eclat mehr zu fürchten, und es bleibt uns noch ein einziges Mittel, aber ein verzweifeltes. Wir werden gerichtliche Hilfe in Anspruch nehmen und einen Prozeß beginnen. Wir sind reich, Mr. Sherwin,

und können uns das Vergnügen eines kostspieligen Prozesses machen und eine Scheidung zuwege bringen. Wir haben schriftliche Beweise, von welchen Sie Nichts wissen, und wir werden Zeugen citiren, denen Sie nicht den Mund verschließen können. Ich bin nicht Jurist, aber ich wette Hundert gegen Eins – natürlich in aller Freundschaft – daß wir unsern Prozeß gewinnen.«

»Ralph, Ralph! Wie wäre das möglich!«

»Schweig' und laß mich ausreden. Es versteht sich von selbst, daß wir diese Drohung wegen der Scheidung nicht in Ausführung bringen könnten, ohne dadurch zugleich den Tod unseres Vaters herbeizuführen; aber ich glaubte, es könne Nichts schaden, wenn ich mich diesem Krämer gegenüber nach meiner ruhigen Weise auch ein wenig in Positur stellte. Und ich that Recht daran. Du hast noch nie einen Menschen sich mit traurigerer Miene auf die scharfen Kanten eines Dilemma setzen sehen. Er zitterte und ballte die Fäuste, dann nahm er eine würdevolle Haltung an, um gleich darauf wieder weinerlich und zuletzt unverschämt zu werden. Aber ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern blieb bei meinem Ausspruche: ›Schweigen und Geld!‹ oder ›Scandal und Scheidung!‹ stehen. Ich stellte es ihm ganz in seinen Willen. – ›Ich stelle jede Ihrer Beschuldigungen entschieden in Abrede,‹ sagte er. – ›Davon ist nicht die Rede,‹ antwortete ich. – ›Ich werde zu Ihrem Vater gehen.‹ – ›Sie werden bei ihm nicht vorgelassen werden.‹ – ›Dann werde ich an ihn schreiben.‹ – ›Er wird Ihren Brief nicht erhalten.‹ – Während er so stammelte und stotterte, nahm ich ruhig

meine Prise Tabak. – Endlich sah er ein, daß er Nichts gewinnen würde, und zog daher den alten Römer aus, um bloß den Kaufmann hervortreten zu lassen. ›Aber wenn ich nun auch in diesen erniedrigenden Handel willigen wollte,‹ sagte er, ›was würde dann aus meiner Tochter werden?‹ – ›Sie würde gerade das werden, was so viele Personen werden, die behaglich ihre Rente einstreichen,‹ antwortete ich. – ›Meine Liebe zu diesem so entsetzlich verkannten Kinde macht mich fast geneigt, ihre Wünsche zu Rathe zu ziehen, ehe ich mich zu irgend Etwas verstehe. Ich will zu ihr hinaufgehen,‹ setzte er hinzu. – ›Ich werde mittlerweile hier warten,‹ entgegnete ich.«

»Und er hatte Nichts dagegen zu erinnern?«

»Nein doch – er ging die Treppe hinauf; aber einige Minuten später sah ich ihn mit einem offenen Briefe in der Hand und der verstörten Miene eines Menschen, welcher den Teufel hinter sich weiß, schnell wieder herunterkommen. Auf der dritten oder vierten Stufe von unten stolperte er, hielt sich mit Mühe an das Treppengeländer fest und ließ dabei den Brief fallen. Wie ein Wüthender riß er hierauf seinen Hut vom Nagel und eilte durch die Hausflur zur Gartenthür hinaus. In dem Augenblicke, wo ich ihn über die Schwelle gehen sah, hörte ich ihn noch Murmeln: ›Diese Heuchlerin! In die Zwangsjacke werden wir sie stecken, wenn es nicht anders geht!‹ In seiner Wuth und Eile dachte er nicht daran, den Brief aufzuheben, welchen er über das Geländer hatte fallen lassen. Ich trug natürlich Sorge, dies zu thun, ehe ich mich entfernte; denn ich muthmaßte, daß dieser Brief eine gute Prise

für uns sein könnte, und ich hatte Recht. Lies ihn selbst, Sidney. Moralisch und gesetzlich hast Du ein Recht auf den Besitz dieses kostbaren Documents – hier ist es.«

Ich ergriff den Brief und las folgende von Mannion im Hospitale geschriebene Zeilen:

»Dein letztes Billet habe ich erhalten und wundere mich nicht, daß dieser Zwang Deine Ungeduld steigert. Bedenke aber, wenn Du nicht so gehandelt hättest, wie ich Dir schon im Voraus, wenn die Sache schlimm ginge, gerathen, zu handeln, wenn Du nicht Deinem Vater Deine Unschuld betheuert, wenn Du Deiner Mutter gegenüber nicht das vollkommenste Schweigen bewahrt hättest, wenn Du nicht fortwährend auf Deinem Zimmer geblieben wärest und – wie es einer Märtyrerin geziemt – selbst die Gelegenheit gemieden hättest, den Namen Deines Gatten zu nennen, so wäre Deine Lage eine sehr kritische gewesen. Nicht im Stande, Dir zu Hilfe zu kommen, konnte ich weiter Nichts thun als Dir die Mittel andeuten, Dir selbst zu helfen. Ich habe Dir die nöthigen Weisungen ertheilt, und Du bist klug genug gewesen, sie zu benutzen.

»Gegenwärtig bin ich abermals genöthigt, meine Pläne zu ändern. Ich habe einen Rückfall bekommen, und die Zeit, wo ich das Hospital werde verlassen können, ist noch ungewiß. Es erscheint mir Deinen Interessen ebenso wie den meinigen nicht entsprechend, Deine Geduld auf eine längere Probe zu stellen und Dich im Hause Deines Vaters noch ferner meine Wiederherstellung abwarten zu lassen. Besuche mich daher morgen, sobald

Du unbemerkt wegkommen kannst. Du läßt Dich als eine Verwandte anmelden, und man wird Dir mein Bett bezeichnen, wenn Du nach Mr. Turner fragst, denn unter diesem Namen habe ich mich in das Register des Hospitals einschreiben lassen. Durch Vermittlung eines treuen Freundes, welcher in der Stadt wohnt, habe ich eine Wohnung besorgen lassen, in welcher Du ganz nach Deinem Gefallen und ohne Gefahr vor Entdeckung leben kannst, bis ich wieder hergestellt bin und selbst wieder zu Dir kommen kann. Du kannst zwei Mal wöchentlich hierher kommen, wenn Du willst, und dies wäre das Mittel, Dich an den Anblick meines Gesichts zu gewöhnen. Ich habe Dir schon in meinem ersten Briefe gesagt, wie und wo ich auf diese Weise entstellt worden bin, und wenn Du es mit eigenen Augen siehst, so wirst Du besser darauf vorbereitet sein, meine künftigen Entschlüsse zu erfahren, und geneigter, sie zu unterstützen.

»Du brauchst nun nicht länger die Unschuldige zu spielen oder Deinen Gatten zu täuschen. Wenn Du zu mir kommst, sollst Du erfahren, warum. Ich werde über Dein künftiges Schicksal entscheiden. – Eine neue und abenteuerliche Phase des Lebens öffnet sich vor Dir und Du wirst dieselbe beginnen, indem Du morgen hierher kommst, wie ich Dir hiermit befehle.

»R. M.«

Augenscheinlich war dieser Brief derselbe, den mir die Dienerin in der Nordvilla gezeigt. Das Datum entsprach

dem, unter welchem Mannion an mich selbst geschrieben. Ich bemerkte, daß das Couvert fehlte, und fragte Ralph, ob er es nicht auch aufgehoben habe.

»Nein,« antwortete er. »Sherwin ließ den Brief so fallen, wie Du ihn hier siehst. Wahrscheinlich hat seine Tochter dieses Couvert mitgenommen, in der Meinung, daß dieser Brief noch darin stecke. Doch darauf kommt weiter Nichts an. Schau her: der Schurke hat seinen Namen so dreist darunter geschrieben, als ob es eine ganz gewöhnliche Correspondenz wäre. Dieser Brief genügt, um die saubere Margarethe zu überführen, und weiter brauchen wir Nichts, um mit ihrem Vater vollends fertig zu werden.«

»Aber, Ralph, glaubst Du denn, daß –«

»Daß ihr Vater sie wiederholen werde? Ganz gewiß wird er es thun, wenn er in dem Hospitale noch zeitig genug ankommt, um sie zu ertappen, Wäre dies nicht der Fall, so würde diese Flucht uns freilich höchst wahrscheinlich einige neue Verlegenheiten bereiten. Die Sache kann dann nämlich folgende Wendung nehmen. Nach dem Lesen dieses Briefes und der Flucht seiner Tochter wird Sherwin nichts Besseres zu thun haben, als von ihrer Unschuld zu schweigen. Wir können annehmen, daß er sehr fügsam und zu einem Vergleiche geneigt sein wird. Was den andern Schurken, diesen Mannion, betrifft, so kann man sich nicht verhehlen, daß er schreibt, als wenn er etwas sehr Gefährliches im Schilde führte. Wenn er wirklich einen Versuch macht, uns zu

belästigen, so werden wir ihm einen nochmaligen Denkkzettel anhängen, dies Mal übernehme ich diese Aufgabe – oder wir überliefern ihn der Polizei und dann ist es aus mit ihm. Auf jeden Fall hat dieser kein Trauungscertificat, mit welchem er uns drohen könnte, und er wird lieber schweigen als öffentlich gestehen, daß er tüchtige Keile bekommen hat. Nun, was fehlt Dir – Du bist ja wieder ganz bleich geworden?«

Ich fühlte, daß ich die Farbe wechselte. Während er sprach, konnte ich nicht umhin, in demselben Augenblicke den unheimlichen Contrast zu bemerken, welcher zwischen der Feindschaft Mannion's, so wie Ralph sie dachte, und der Feindschaft bestand, wie ich sie wirklich kannte. Schon war der erste Schritt des Complottes mit dem mein Feind mich bedroht hatte, durch die Flucht der Tochter Sherwin's erfolgt.

Sollte ich meinem Bruder den Brief zeigen den ich von Mannion erhalten?

Nein, dadurch hätte ich mich weniger gegen die Gefahren vertheidigt, mit welchen er mich bedrohte, als vielmehr meinen Bruder in die mir erklärte lebenslängliche Verfolgung mit hineingezogen. Schon dieser Gedanke machte mich erbeben, und als Ralph seine Bemerkung über die plötzliche Blässe meines Gesichts wiederholte, murmelte ich eine banale Entschuldigung und bat ihn, fortzufahren.

»Sidney,« sagte er, »ich glaube Dir wohl, daß Du ein wenig ergriffen bist, obschon Du nichts Besseres von Seiten dieses Weibes erwarten kannst. Du bist empört, daß

sie frecher Weise diesem Mannion selbst bis in's Hospital nachläuft. Abgesehen von dieser bei Dir sehr natürlichen Entrüstung, müssen wir aber nach meiner Ansicht nun einmal darauf gefaßt sein, sie nach ihrem Gutdünken machen und nach ihrem Belieben leben zu lassen, dafern es nur nicht unter unserm Namen geschieht. Dies aber ist für uns die große Furcht und die große Schwierigkeit. Wenn Sherwin seine Tochter nicht ausfindig macht, so müssen *wir* sie ausfindig machen, denn sonst können wir niemals sicher sein, daß sie nicht unter unserm Namen lebe und als Deine Frau alle Arten Schulden mache. Wenn ihr Vater sie in sein Haus zurückführt, so werde ich Beide schon zu bewegen wissen, Raison anzunehmen; im entgegengesetzten Falle aber muß ich mit ihr allein an dem Orte parlamentiren, wo sie sich versteckt halten wird. Dies ist jetzt der einzige Dorn, der uns im Fleisch steckt, und diesen Dorn müssen wir sofort mit einer goldenen Zange ausreißen. Ist das nicht auch Deine Meinung, Sidney?«

»Ja, aber –«

»Aber wie sollen wir Gewißheit erlangen? willst Du sagen – Wohl an, sei es heute oder sei es morgen, so werde ich wieder mit Mr. Sherwin sprechen und erfahren, ob er seine Tochter wieder in seine väterliche Gewalt bekommen hat. Ist dies nicht der Fall, so müssen wir in das Hospital gehen und auf ein Mittel sinnen, Etwas durch uns selbst zu entdecken. Sei nicht so bekümmert und niedergeschlagen, Sidney. Ich werde mit Dir gehen. Du brauchst sie nicht wiederzusehen und jenen Schurken auch nicht.

Du mußt mich blos begleiten, weil Deine Gegenwart mir nothwendig sein kann. Und nun will ich mich für heute beurlauben. Ich muß nun wieder zu Madame, denn sie ist unglücklicher Weise eine der empfindlichsten Frauen, die es geben kann, und wird über meine lange Abwesenheit schon in großer Unruhe sein. Wir wollen Dich schon aus dieser Verlegenheit ziehen, lieber Bruder, das sollst Du bald sehen. Apropos, kennst Du vielleicht in der Nähe von Brompton ein einzelnes, bescheiden aber dabei wohnlich und anständig eingerichtetes Haus? Die meisten meiner Clubfreunde wohnen in dieser Gegend. Ein allein stehendes Häuschen, hörst Du wohl? Ich habe mich nämlich in der neuesten Zeit auf's Violinspiel gelegt – wer weiß, auf was ich mich noch Alles lege. Madame begleitet mich auf dem Pianoforte und ich glaube, wir würden keine kleine Plage für unsre nächsten Nachbarn sein. Das ist die ganze Geschichte. Ah! Du hast also Nichts von einem solchen Hause gehört? Denken wir dann weiter nicht daran. Ich werde mich an eine Agentur oder so Etwas wenden. Clara soll noch, ehe es Abend wird, erfahren, daß wir schon ein gutes Stück vorwärts gekommen sind. – Das werde ich ihr zu wissen thun, dafern ich nämlich die Wachsamkeit meines Argus im Unterrocke täuschen kann. Sie ist ein wenig halstarrig, aber dennoch – ich sage es Dir nochmals – eine Frau von den trefflichsten Eigenschaften. Denke nur, wie ich mich verändert habe, seitdem ich mit ihr bekannt bin. Ich spiele Violine, ich schnupfe, ich will in einem kleinen Landhaus

der Vorstadt ruhig und solide leben und meine Steuern bezahlen. Also auf Wiedersehen, Sidney.«

VIERTES KAPITEL.

Am nächstfolgenden Morgen kam Ralph nicht wieder zum Vorscheine. Ich wartete den ganzen Tag auf ihn; endlich gegen Abend erhielt ich einen Brief.

Mein Bruder meldete mir darin, daß er an Mr. Sherwin geschrieben habe, einfach um ihn zu fragen, ob er seine Tochter wiedergefunden.

Die Antwort auf diese Frage war ihm erst im Laufe des Nachmittags zugegangen und war verneinend. Mr. Sherwin hatte seine Tochter nicht wiedergefunden. Sie hatte das Hospital verlassen, ehe er selbst dort ankam, und Niemand konnte ihm sagen, wohin sie gegangen sei.

Er gestand selbst, daß er in seinen Reden und Geberden so heftig gewesen, daß man ihm den Zutritt in den Saal, wo Mannion lag, verweigern zu müssen geglaubt. Als er wieder nach Hause gekommen war, hatte er seine Frau in den letzten Zügen liegend angetroffen und am Abende war sie verschieden.

Ralph sagte mir ferner, Sherwin's Brief sei der eines Mannes, welcher halb den Verstand verloren habe. Er spreche von seiner Tochter nur in wüthenden Ausdrücken und erkläre, er werde sie bei den noch lebenden Verwandten seiner Frau verklagen, daß sie Schuld an dem Tode ihrer Mutter sei, und rufe die schrecklichsten Verwünschungen auf sein eigenes Haupt herab, wenn er jemals ein Wort mit ihr spreche, selbst wenn er sie auf

der Straße verhungern sähe. In einer Nachschrift theilte Ralph mir noch mit, daß er mich den nächstfolgenden Tag früh besuchen würde, um mit mir die Maßregeln zu verabreden, welche nothwendig seien, um Sherwin's Tochter in ihrem gegenwärtigen Schlupfwinkel aufzuspüren.

Jeder Satz seines Briefes enthielt eine Verkündung der herannahenden Krisis und dennoch fehlte es mir eben so an dem Triebe als an der Kraft, mich darauf vorzubereiten. Die abergläubische Ueberzeugung, daß meine Handlungen durch ein Verhängniß bestimmt würden, welches durch keine menschliche Voraussicht geändert werden könne, begann in mir Wurzel zu fassen.

Von diesem Augenblicke an erwartete ich die Ereignisse mit Geduld und in der passiven Haltung der Verzweiflung. Ein Gefühl lebte jedoch in mir, welches Nichts von seiner Stärke verloren hatte. Mit Schrecken und Furcht dachte ich an ein Wiedertzusammentreffen mit Mannion. Tag für Tag und Stunde für Stunde ward ich von der Angst gefoltert, ihn wieder zum Vorscheine kommen zu sehen.

Mein Bruder kam sehr pünktlich zu der von ihm bestimmten Stunde. Als er mich aufforderte, ihn nach dem Hospitale zu begleiten, entschloß ich mich ohne weiteres Zögern sofort dazu. Während Ralph sich dem Thore näherte, um seine ersten Fragen zu thun, blieb ich allein und schweigend vor diesem düsteren Palaste der

Leiden stehen, wo Mannion lag und wohin ihm die schöne und reine Margarethe meiner ersten Liebesträume gefolgt war.

Mein Bruder sprach noch mit dem Portier, als er von einem Herrn erkannt ward, der aus dem Hospitale herauskam und ihn sofort anredete. Ich hörte, wie Ralph ausrief:

»Bernhard! Jack Bernard! Du in England! – wer hätte das gedacht!«

»Warum nicht?« ward ihm geantwortet. »Vor sechs Wochen gab das Hotel de Dieu mir alle Zeugnisse über mein chirurgisches Wissen, die ich wünschen konnte, und blos um meines Vergnügens willen wollte ich nicht in Paris bleiben. Erinnerst Du Dich noch Deiner Spötteien? – Es ist schon lange her. Das letzte Mal, wo wir uns begegneten, war ich für Dich ein sehr unbedeutendes Menschenkind. Wohl an, wir sind nun nach England gekommen, um unsern Aufschwung über den großen Haufen zunehmen und wo möglich unter den Lichtern der Wissenschaft zu glänzen.«

»Willst Du damit sagen, daß Du jetzt bei diesem Hospitale angestellt bist?«

»Wenigstens stehe ich auf der Liste der Chirurgen, die hier beschäftigt sind, und komme alle Tage, die Gott werden läßt, hierher.«

»Dann bist Du gerade der Mann, den wir brauchen, um uns Auskunft geben. He da, Sidney, komm' doch her, damit ich Dich einem meiner alten Pariser Freunde vorstelle. Mr. Bernard – mein Bruder – Du hast mich oft von

dem jüngsten Sohne von Sir William Bernard sprechen hören, welcher die Pflege des Körpers der des Geistes vorgezogen hat und gegenwärtig in einem Hospitale thätig ist, während er zu Hause ganz bequem faulzen könnte. Dieser ist es, der achtungswertheste Arzt und gutmüthigste Kauz unter der Sonne.«

»Und bringst Du Deinen Bruder in das Hospital, damit er meinem gefährlichen Beispiele folge?« fragte Mr. Bernard, indem er mir die Hand drückte.

»Das gerade nicht, Jack. Wir haben aber auch eine Absicht, in der wir hierher gekommen. Kannst Du, zehn Minuten lang mit uns sprechen – gleichviel wo? Wir wünschen Auskunft in Bezug auf einen Eurer Patienten.«

Er führte uns in ein leeres Zimmer im Erdgeschosse des Gebäudes.

»Laß mich reden,« sagte mir Ralph in's Ohr, als wir uns setzten. »Ich werde Alles zu erfahren wissen. – Sage mir, Bernhard,« fing er an, »habt Ihr nicht einen Kranken Namens Turner hier?«

»Bist Du vielleicht der Freund dieses räthselhaften Menschen? Das ist seltsam! Die Studenten nennen ihn das große Geheimniß von London, und ich fange an zu glauben, daß die Studenten Recht haben. Willst Du ihn sprechen? Wenn er seinen großen grünen Schirm nicht aufhat, sieht er entsetzlich für Jeden aus, der nicht an dergleichen Erscheinungen gewöhnt ist.«

»Nein, nein – wenigstens mag ich ihn nicht sehen. Mein Bruder hier wünscht es jetzt eben so wenig als jemals. Du mußt wissen, daß gewisse Umstände uns nöthigen, uns nach diesem Manne zu erkundigen, und ich bin überzeugt, daß Du nicht darauf bestehen wirst, sie kennen zu lernen, wenn ich Dir sage, daß es in unserem Interesse liegt, sie geheim zu halten.«

»Allerdings – Du weißt –«

»Wohl an, verlieren wir denn kein Wort mehr hierüber. Wir haben uns, indem wir hierher gekommen sind, vorgenommen, von Mr. Turner und den Leuten, die ihn besuchen, so viel als möglich zu erfahren. Ist vorgestern nicht eine Dame dagewesen?«

»Ja. Und sie benahm sich, glaube ich, auf sehr seltsame Weise. Ich war nicht zugegen, als sie da war, aber man hat mir gesagt, daß sie mit sehr aufgeregter und unruhiger Miene nach Mr. Turner gefragt habe. Man wies sie in den Victoriasaal, wo er liegt, und als sie hier eintrat, ward sie außerordentlich verlegen, als sie den Saal so voll sah, denn sie ist natürlich an den Anblick eines solchen Hospitals nicht gewöhnt gewesen. Wie dem aber auch sei – vergebens hat die Krankenwärterin ihr das Bett gezeigt, auf welches sie zugehen sollte, sie hat sich geraden Wegs einem andern genähert.«

»Ich verstehe,« sagte Ralph, »ganz so, wie gewisse Frauen in den unrichten Omnibus stürzen, während der richtige sie fast über den Haufen fährt.«

»Ja wohl. Sie hat daher ihren Irrthum – es war ein wenig dunkel im Saale – nicht eher entdeckt, als nachdem

sie sich schon über einen Unbekannten gebeugt, dessen Gesicht nach der entgegengesetzten Seite hingewendet war – aber schon war die Krankenwärterin ihr nachgeeilt und führte sie an das richtige Bette. Hier fand, wie man mir erzählt, ein zweiter Auftritt statt. Beim Anblicke des Gesichtes des Patienten war sie, wie die Krankenwärterin versichert, nahe daran, in Ohnmacht zu sinken, aber Turner beruhigte sie in seinem Augenblicke. Er legte seine Hand auf ihren Arm, flüsterte ihr einige leise Worte zu und sofort ward sie bleich wie ein Leichentuch, ohne sich weiter zu rühren. Das Erste, was er hierauf that, war, daß er ihr ein Zettelchen gab, indem er ihr kaltblütig sagte, sie solle sich an den hier aufgeschriebenen Ort verfügen und, sobald sie ein wenig gefaßter sein würde, in das Hospital zurückkommen. Hierauf hat sie sich sofort wieder entfernt, Niemand weiß wohin.«

»Aber dann ist wohl noch Jemand gekommen, um sich nach ihr zu erkundigen, wie?«

»Ja, ein Mann, der sich für ihren Vater ausgegeben und sich benommen hat wie ein Unsinniger. Er kam ungefähr eine Stunde, nachdem die junge Dame sich entfernt, und wollte nicht glauben, daß wir ihm durchaus keine Auskunft über sie geben könnten, und wie zum Teufel sollten wir Etwas wissen? Er stieß gegen diesen Turner – den er, beiläufig gesagt, Manning oder ungefähr so nannte – so heftige Drohungen aus, daß wir uns genöthigt sahen, ihm den Zutritt zu verweigern. Turner selbst würde über diesen Gegenstand keine Aufklärung geben, aber ich vermuthe, daß die Wunden, welche er erhalten, das Resultat

eines Streites mit dem Vater wegen der Tochter sind – ein niedlicher Streit muß es gewesen sein, wenn man nach den Folgen urtheilt, welche – Doch, ich bitte um Verzeihung, Dein Bruder scheint unwohl zu sein. Ich fürchte,« sagte er, sich zu mir wendend, »daß Ihnen die Luft in diesem Zimmer etwas zu dick und zu heiß ist.«

»Nein, durchaus nicht – ich bin aber erst vor Kurzem wieder von einer schweren Krankheit genesen – ich bitte Sie, fahren Sie fort.«

»Ich habe nur sehr wenig noch hinzuzufügen. Der Vater ging wüthend fort, gerade wie er gekommen war. Die Tochter ist noch nicht wieder zum Vorscheine gekommen. Nach Dem, was mir von der ersten Unterredung mitgetheilt worden, glaube ich jedoch, daß sie kommen wird. Sie muß auch, wenn sie Turner sprechen will, denn dieser kann bei seinem dermaligen Zustande unter vierzehn Tagen noch nicht ausgehen. Er hat sich durch fortwährendes Briefschreiben geschadet – neulich befürchteten wir einen Ausbruch von Rothlauf, diese Gefahr ist aber glaube ich, vorüber.«

»Es liegt uns aber,« sagte Ralph, »sehr viel daran, zu wissen, wo jene Dame jetzt ist oder wo sie wohnt. Wäre es nicht möglich – wir werden gut bezahlen – irgend einen gewandten Spion zu bestimmen, ihr von hier bis an ihre Wohnung nachzuschleichen, sobald sie wiederkommt?«

Bernard zögerte einen Augenblick und dachte nach, dann sagte er:

»Ich werde mit dem Portier darüber sprechen, sobald Ihr wieder fort seid – vorausgesetzt, daß Du mir in Bezug auf das Geldgeschenk, welches ich für nothwendig halten werde, freie Hand lässest.«

»In dieser Beziehung gebe ich Dir unbeschränkte Vollmacht, lieber Freund. Kannst Du mir Schreibmaterialien geben? Ich will Dir die Adresse meines Bruders aufschreiben, damit Du ihm die Resultate, sobald Du sie erlangt haben wirst, mittheilst.«

Während Mr. Bernard nach dem andern Ende des Zimmers ging, um die gewünschten Schreibmaterialien zu holen, sagte Ralph leise zu mir:

»Wenn er mir unter meiner Adresse schriebe, so würde Madame *** den Brief sehen. Sie ist die liebenswürdigste Person ihres Geschlechts, aber wenn die schriftliche Anzeige der Wohnung einer Dame an mich adressirt in ihre Hände fiele – ha! Du verstehst, Sidney! – Uebrigens wird es Dir leicht sein, mir die Nachrichten, welche Jack Dir schicken wird, sobald Du sie empfangen hast, zu wissen zu thun. Also Muth gefaßt, Alles geht gut.«

Mr. Bernard brachte uns Dinte und Feder. Während Ralph die Adresse aufschrieb, sagte sein Freund zu mir:

»Ich hoffe, Sie werden mich nicht in dem Verdachte haben, mich in Ihre Geheimnisse mischen zu wollen, wenn ich – in der Voraussetzung, daß es kein rein freundschaftliches Interesse ist, welches Sie veranlaßt, sich mit Turner zu beschäftigen – Sie auffordere, ihn sehr genau zu

überwachen, wenn er das Hospital verlassen wird. Entweder sind in seiner Familie Fälle von Wahnsinn vorgekommen oder die äußerlichen Verletzungen haben nachtheilig auf sein Gehirn eingewirkt. Streng genommen hat er ein Recht darauf, daß man ihn vollkommen frei lasse, weil er im Stande ist, die Aeufferlichkeiten einer vollkommenen Selbstbeherrschung in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens zu bewahren. Moralisch aber bin ich fest überzeugt, daß er ein gefährlicher Monomane ist; seine Manie knüpft sich an irgend eine fixe Idee, von welcher er augenscheinlich Tag und Nacht nicht abläßt.«

»Ich wollte etwas Erkleckliches wetten, daß, wenn sein Wahnsinn so weit geht, uns quälen oder chikaniren zu wollen, wir gerade die rechten Leute sind, um ihn einsperren zu lassen,« sagte Ralph. »Hier ist die Adresse und nun wollen wir Deine Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich habe eine kleine Wohnung in Brompton gemiethet, Jack. Du mußt mit Sidney bei mir speisen, sobald wir mit unserer häuslichen Einrichtung in Stande sein werden.«

Wir verließen das Zimmer. Als wir durch die Hausflur schritten, kam ein Herr auf uns zu und redete Mr. Bernard an.

»Das Fieber jenes Mannes im Victoriazimmer hat sich endlich declarirt,« sagte er. »Heute Morgen sind die unverkennbarsten Symptome zu Tage getreten.«

»Und was zeigen sie an?«

»Einen Typhus von der schlimmsten Art – daran ist nun nicht länger zu zweifeln. Kommen Sie und sehen Sie ihn an.«

Ich sah Mr. Bernard zusammenzucken und einen raschen Blick auf meinen Bruder werfen. Ralph heftete einen forschenden Blick auf das Gesicht seines Freundes und rief:

»Im Victoriasaal – sagtest Du nicht so eben –«

Und er stockte. Der Ausdruck seines Gesichtes änderte sich plötzlich auf seltsame Weise und einen Augenblick später nahm er Mr. Bernard bei Seite und sagte:

»Ich muß Dich fragen, ob das Bett dieses Mannes, dessen Fieber in Typhus übergegangen, dasselbe Bett ist, welches –«

Die übrigen Worte konnte ich nicht verstehen, denn sie entfernten sich Beide einige Schritte. Nachdem sie einige Minuten lang leise mit einander gesprochen, kamen sie wieder auf mich zu.

Mr. Bernard erklärte Ralph verschiedene Theorien über die Ansteckung.

»Nach meiner Ansicht,« sagte er, »oder vielmehr nach der Ansicht derer, deren Meinung ich angenommen, wird die Ansteckung durch die Lunge aufgenommen. Es genügt, die inficirte Atmosphäre, welche sich sofort um den angegriffenen Gegenstand verbreitet, geathmet zu haben, daß die Krankheit sich einer Person mittheile, vorausgesetzt, daß diese Person dazu im Voraus disponirt ist. Wir wissen, daß diese Prädisposition sich durch moralische Aufregung oder organische Schwäche besonders

steigert, in dem Falle aber, von welchem wir so eben sprachen« – und er sah mich an – »wiegen sich die Möglichkeiten der Ansteckung und der Nichtansteckung gegenseitig auf. Etwas ganz Bestimmtes läßt sich indessen bei dem Stadium, in welchem der Kranke sich jetzt befindet, noch nicht sagen.«

»Du wirst mir schreiben, sobald Du Etwas erfährst, nicht wahr?« sagte Ralph, indem er ihm die Hand drückte.

»Sofort – das verspreche ich Dir. Ich habe die Adresse Deines Bruders in der Tasche.«

Wir trennten uns.

Ralph war auf dem Rückwege außerordentlich träumerisch und nachdenklich. An der Thür meiner Wohnung nahm er rasch von mir Abschied, ohne weiter über unsern Besuch in dem Hospitale mit mir zu sprechen. Eine Woche verging und ich erhielt keine Nachricht von Mr. Bernard. Während dieser Zeit sah ich meinen Bruder sehr wenig, denn er war mit der Einrichtung seiner neuen Wohnung beschäftigt.

Gegen das Ende der Woche kam er und meldete mir, daß er London auf einige Tage verlassen würde. Mein Vater hatte ihn ersucht, auf sein Landgut in der Grafschaft *** zu gehen, um sich mit mehreren Angelegenheiten in Bezug auf die Bewirthschaftung dieses Gutes zu beschäftigen, wovon er in seiner Eigenschaft als künftiger Erbe pflichtmäßig Kenntniß nehmen mußte.

Ralph besaß noch ganz seinen früheren Widerwillen gegen Alles, was Wirthschaftsführung oder Berathung

mit Juristen hieß; aus Dankbarkeit für die Güte aber, die mein Vater seit seiner Rückkehr nach England ganz speciell gegen ihn an den Tag legte, hielt er sich verpflichtet, seinen Geschmacksrichtungen ein wenig Gewalt anzuthun. Er glaubte, nicht länger als zwei oder drei Tage abwesend zu sein, empfahl mir aber dringend, ihm zu schreiben, wenn ich während seiner Abwesenheit Nachrichten aus dem Hospitale erhielte.

Im Laufe der Woche besuchte Clara mich zwei Mal. Sie hatte sich wie das erste Mal heimlich von Hause fort geschlichen. Bei jeder Gelegenheit bewies sie mir dieselbe liebevolle Sorgfalt, dasselbe einfache, natürliche Wesen, indem sie sich zugleich bemühte, mir mit dem Beispiele der Heiterkeit voranzugehen und mich zur Hoffnung zu ermuthigen. Mit tiefem Kummer und Befürchtungen, die es mir nicht ganz gelang, ihr zu verbergen, sah ich, daß derselbe Ausdruck von Niedergeschlagenheit und Melancholie, trotz aller ihrer Bemühungen zum Gegentheile, sich in ihren Zügen aussprach. Er hatte sich weder verändert noch vermindert.

Aus Zartgefühl hatte Ralph vermieden, die geheimen Befürchtungen zu vermehren, welche augenscheinlich ihre Gesundheit untergraben, und ihr von unserm Besuche in dem Hospitale, sowie von den von uns seit seiner Rückkehr sonst gethanen Schritten durchaus Nichts mitgetheilt. Ich trug Sorge, während meiner Zusammenkünfte mit ihr dieselbe Discretion zu beobachten. Als sie das dritte Mal kam, sagte sie mir mit einer Traurigkeit,

welche sie sich vergebens zu verhehlen bemühte, Lebewohl. Ich war aber weit entfernt, zu glauben, daß der Ton ihrer sanften, lieblichen Stimme zum letzten Male an mein Ohr schlug, ehe ich mich nach dem Westen Englands begäbe, wo ich jetzt schreibe.

Am Ende der Woche – es war Sonnabends – verließ ich meine Wohnung frühzeitig am Morgen, um einen Spaziergang zu machen, von welchem ich erst Abends zurückzukehren gedachte.

Die Ahnung anderweitiger Prüfungen und noch tieferer Gemüthsbewegungen hatte mich niemals verlassen. Von dem Tage an, wo ich Ralph nach dem Hospitale begleitet, hatten unbestimmte Gedanken und Vermuthungen, die ich mit Entsetzen wieder zu bannen suchte, nicht aufgehört, mein Gemüth zu belästigen.

Dieser geistige Kampf, diese hartnäckigen Befürchtungen wirkten so nachtheilig auf mich ein, daß meine Gesundheit dadurch in immer ernsterer Weise angegriffen ward. An dem Morgen, von welchem ich spreche, empfand ich, indem ich aufstand, ein Gefühl von unerträglichem Druck. Der Schweiß perlte mir auf der Stirn, ob schon der Tag durchaus nicht außerordentlich warm war. Es war mir, als würde die Luft von London mit jeder Minute schwerer zu athmen. Ich hatte starkes Herzklopfen und das Pulsiren meiner Schläfe war förmlich fieberhaft. Es war, als wäre mein Leben in Gefahr, wenn ich nicht sofort in's Freie an irgend einen Ort zu kommen suchte, wo es Schatten und Grün und frisches, fließendes Wasser gab, worauf ich meine Blicke ausruhen lassen konnte. Ich

ging daher fort, ohne mir eine bestimmte Richtung vorzuzeichnen, und blieb den ganzen Tag im Freien.

Die Nacht brach ein, als ich die Stadt wieder erreichte. Als die Magd mir die Hausthür meiner Wohnung öffnete, fragte ich sie, ob sie keine Briefe für mich erhalten hätte.

Sie antwortete, es sei am Morgen, gleich nachdem ich das Haus verlassen, einer abgegeben worden, und sie habe ihn auf meinen Tisch gelegt. Auf den ersten Blick, den ich auf diesen Brief warf, sah ich Mr. Bernard's Namen in der Ecke des Couverts. Ich öffnete es begierig und las Folgendes:

»Freitag, am . . .

»Mein werther Herr!

»Auf dem hier beiliegenden kleinen Zettel finden Sie die Adresse der jungen Dame, von welcher Ihr Bruder mit mir sprach, als ich das Vergnügen hatte, Sie im Hospital zu treffen. Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß die Umstände, unter welchen es mir möglich gewesen ist, mir die gewünschten Aufschlüsse zu verschaffen, von der schmerzlichsten Art gewesen sind. Der Plan, den ich im Voraus entworfen, um nach der Andeutung Ihres Bruders die Wohnung der jungen Dame zu ermitteln, erwies sich als fruchtlos. Sie ist nicht wieder in das Hospital gekommen. Ihre Adresse ward mir diesen Morgen durch Turner selbst gegeben, indem er mich bat, sie in meiner Eigenschaft als Arzt zu besuchen, weil er zu dem, der sie bis jetzt behandelt, nicht genug Vertrauen hat. Verschiedene Ursachen vereinigten sich, um meine Einwilligung in sein Verlangen schwierig und unangenehm zu machen.

Da ich aber wußte, daß diese junge Dame bei Ihnen, oder ich sollte wohl vielmehr sagen, bei Ihrem Bruder ein gewisses Interesse erweckt hat, so beschloß ich, keine Zeit zu verlieren, sie zu besuchen und mich mit ihrem ersten Arzte zu besprechen.

»Ich fand sie von einem der heftigsten Typhusanfälle niedergeworfen, welche mir bis jetzt vorgekommen sind, und ich halte es für meine Pflicht, ohne Umschweife zu gestehen, daß ihr Leben mir in drohender Gefahr zu schweben scheint. Gleichzeitig verlangt die Gerechtigkeit, zu sagen, daß mein College, der sie zuerst in Behandlung gehabt, diese meine Meinung nicht theilt – nach seiner Ansicht sind noch gegründete Aussichten vorhanden, sie zu retten.

»Daß sie sich den Typhus in dem Hospitale geholt hat, daran ist nicht zu zweifeln. Vielleicht entsinnen Sie sich, daß, wie ich Ihnen erzählte, beim Eintritt in den Kranken- saal ihre Aufregung sie aller Herrschaft über sich selbst beraubt zu haben schien und daß sie auf ein Bett zuge- eilt war, dem sie sich nicht nähern sollte, ehe die Kran- kenwärterin Zeit hatte, sie zurückzuhalten. Der Kranke, welcher Gegenstand ihres Irrthums gewesen, als sie Tur- ner vor sich zu sehen glaubte, litt an einem Fieber, dessen Art uns heute allerdings wohl bekannt ist, aber welches sich als Typhus erst am Morgen des Tages declarirte, wo Sie und Ihr Bruder in dem Hospitale waren. Ohne Zweifel ist die junge Dame, indem sie sich in der Ueberzeugung, daß der Kranke der sei, den sie suche, über ihn neigte, von seinem Dunstkreise sofort angesteckt worden.

»Seitdem die ersten Symptome ihrer Krankheit sich am vergangenen Sonnabende gezeigt haben, ist die Behandlung, welche ihr mein College angedeihen lassen, nach meiner Ansicht eine vollkommen angemessene gewesen. Ich bin heute eine Zeit lang an ihrem Bette geblieben, um sie zu beobachten. Das Delirium, welches mehr oder weniger ein unabänderliches Resultat des Typhus ist, tritt in ihrem Falle ganz besonders zu Tage und giebt sich sowohl in Geberden als auch in Worten kund. Es ist mir unmöglich gewesen, sie durch eins der Mittel, welche man jetzt in Anwendung bringt, zu beruhigen. So oft ich sie aufgeweckt habe, hat sie nicht aufgehört, Ihren Namen zu nennen und inständig bittend nach Ihnen zu verlangen. Mein College sagt mir, daß sie es schon seit den letzten vierundzwanzig Stunden so getrieben habe. Dann und wann mischt sie auch andere Namen mit dem Ihrigen, nennt aber diese nur mit Entsetzen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sie nach Ihrer Gegenwart verlangt, ist so auffällig, daß ich mich versucht fühle, Sie zu bitten, sich zu ihr zu begeben. Wenn ich dies thue, folge ich nur meinem eigenen Triebe, denn es scheint mir sehr möglich, daß es Ihrer Gegenwart gelingen werde, sie zu beschwichtigen. Wenn Sie jedoch die Ansteckung fürchten, oder wenn Sie aus besonderen Gründen, welche ich weder das Recht, noch den Wunsch habe, zu erfahren, diesem Gesuche nicht willfahren wollen, so bitte ich Sie, ausschließlich Ihr eigenes Gutdünken zur Richtschnur zu nehmen. Nach meiner Meinung vermag keine menschliche Hilfe mehr sie zu retten. Die Aerzte klammern sich

aber zuweilen wie Ertrinkende an Strohhalme, und der Strohalm, den ich erfasse, ist Ihre Gegenwart am Lager der Kranken. Ich habe zuweilen das moralische Mittel anschlagen sehen, wo das medicinische Nichts auszurichten vermochte. Deßhalb sage ich nochmals: Glauben Sie ja nicht, daß es Ihre Pflicht sei, meiner Aufforderung zu folgen. Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen versichern, daß die Pflicht hiermit Nichts zu schaffen hat. Auf jeden Fall ist es nothwendig, daß ihre Eltern, oder wenn diese nicht mehr leben, einige ihrer nächsten Verwandten von ihrer Lage in Kenntniß gesetzt werden. Vielleicht kennen Sie ihre Verwandten und sind im Stande, uns diesen guten Dienst zu leisten. Sie stirbt an einem fremden Orte, unter Leuten, welche sie meiden wie die Pest. Ich bin an traurige Scenen dieser Art gewöhnt, aber in der Verlassenheit dieses armen Wesens. liegt etwas wirklich Herzerreißendes. Auch wenn es sich um weiter Nichts handelte als um ihr Begräbniß, so müßte Jemand von ihrer Bekanntschaft unverweilt zu ihr gerufen werden.

»Morgen werde ich sie zwei Mal besuchen, früh und Abends. Wenn Sie nicht selbst sie besuchen wollen – und ich sage Ihnen nochmals, daß ich Sie durchaus nicht bereden will, sich in dieser Beziehung Zwang anzuthun – so haben Sie mir vielleicht in meiner Wohnung irgend eine Mittheilung zu machen.

»Ich verbleibe, mein werther Herr, Ihr ganz gehorsamster Diener

»James Bernard.«

»N. S. Ich öffne meinen Brief wieder, um Ihnen zu melden, daß Turner trotz aller Mahnungen zum Gegentheile das Hospital heute verlassen hat. Schon am vergangenen Dienstage hatte er, wahrscheinlich auf die erste Nachricht von der ernsthaften Erkrankung der jungen Dame, auszugehen versucht, war aber von einem heftigen Schwindel befallen worden und an der Schwelle des Krankensaales zusammengesunken. Dieses zweite Mal jedoch ist es ihm gelungen, das Weite zu gewinnen, nämlich so viel die im Hospitale angestellten Personen im Stande gewesen sind, sich davon zu überzeugen.«

Dieser Brief entsank meinen zitternden Händen. Ich hatte geschaudert vor Entsetzen bei dem Lesen desselben und stellte mir sofort die entsetzliche Frage: »Werde ich, der ich schon den Gedanken, diese Person jemals wiederzusehen, wie eine Besudelung von mir verbannte, die Kraft haben, an ihrem Sterbebette zu stehen, und den Märtyrermuth, welchen es bedürfen wird, sie sterben zu sehen?«

In diesem einzigen Augenblicke furchtbaren Zweifels, wo ich die innere feierliche Stimme hörte, aber nur in diesem Augenblicke, erkannte ich, wie dasselbe Leiden, welches mich niedergebeugt, mich auch zugleich gekräftigt hatte, und ich fühlte, wie der Kummer die Kraft hat, Das, was er zerreißt, auch gleichzeitig zu läutern.

Zurück, weit zurück trat der erste kleinliche und irdische Gedanke an das Uebel, welches sie mir zugefügt, an die Bitterkeit, welche sie über mein Leben ausgegossen. An die Stelle dieses Gedankens trat in meinem Herzen

eine plötzliche Ruhe ein, welche die Erinnerung an ihre sterbende Mutter zurückführte, und es war mir, als wenn sie mich um Erbarmen für ihre sterbende Tochter anflehte. Noch ein Mal gedachte ich der letzten Klage der armen Mutter hienieden.

Sie lag im Sterben unter Fremdlingen in wahnsinniger Fieberhitze, und von allen Wesen, welche sie gekannt, war das einzige, dessen Anwesenheit an ihrem Lager ihren letzten Augenblicken ein wenig Ruhe bringen und sie sanft und mild auf den Tod vorbereiten konnte, der Mann, den sie ohne Erbarmen betrogen und entehrt, dessen Jugend sie vernichtet, dessen Hoffnungen sie vereitelt hatte. Das Schicksal, welches uns auf seltsame Weise zusammengeführt, um uns fürchterlich zu trennen, bereitete uns zuletzt ein noch furchtbareres Wiedersehen.

Mr. Bernard's Brief war auf die Diele niedergefallen. Ich hob ihn auf und steckte ihn in ein an meinen Bruder adressirtes Couvert, nachdem ich darunter geschrieben:

»Ich bin hingegangen, um ihre letzten Augenblicke zu versüßen.«

Mein Entschluß war gefaßt. Sie verlangte nach meiner Nähe, und obschon mein Herz zu brechen drohte, so mußte ich doch diesem Rufe gehorchen.

Ehe ich jedoch meine Wohnung verließ, schrieb ich an ihren Vater, um ihn aufzufordern, sich ebenfalls an ihrem Sterbebette einzufinden. Wenn sein gefühlloses, verstocktes Gemüth nicht erweicht ward, wenn er die gegen sie ausgestoßenen Drohungen und Verwünschungen nicht bereute, dann konnte die Schuld seines Ausbleibens

nur ihm allein, aber nicht mir beigemessen werden. Ich wagte nicht, mich allzu genau in Bezug auf die Antwort zu befragen, die er auf meinen Brief geben würde, denn ich erinnerte mich, daß er in dem Briefe an meinen Bruder den Entschluß ausgesprochen, seine Tochter als Ursache des Todes ihrer Mutter zu verstoßen, und selbst jetzt noch glaubte ich ihn wohl im Stande, daß er die Schande seiner eigenen Handlungsweise gegen sein unglückliches Weib auf sein Kind zu wälzen suchen würde.

Nachdem dieser zweite Brief geschrieben war, machte ich mich sofort auf den Weg nach dem Hause, welches Mr. Bernard mir bezeichnet. Zum ersten Male seit den Tagen meines Unglücks fühlte ich Geduld, Ergebung und Festigkeit genug in mir, um allen Prüfungen die Stirn zu bieten. Kein Gedanke an mich selbst, sogar kein Gedanke an die Gefahr, welche Mannion's warnendes Postscript mich fürchten ließ, erwachte jetzt in mir. Ich fühlte blos eine süße, heitere, vollständige, wie vom Himmel eingegebene Ruhe, welche durch irdische Gefühle nicht weiter beeinträchtigt werden zu können schien.

Es war eilf Uhr, als ich das Haus erreichte. Eine Frau von ziemlich mürrischem, unsauberem Aussehen öffnete mir die Thür.

Indem ich das Licht aus ihren Händen nahm, gewahrte ich hinter ihr Mr. Bernard.

»Ich fürchte, Sie können Nichts mehr nützen,« sagte er, »aber ich freue mich, daß Sie gekommen sind.«

»Dann ist also keine Hoffnung mehr?«

»Nach meinem Dafürhalten nicht. Turner war heute Morgen hier. Ob sie ihn in ihrem Delirium erkannt hat oder nicht, kann ich nicht sagen – seine Nähe schien aber ihren Zustand so zu verschlimmern, daß ich befohlen habe, ihn nicht wieder vorzulassen. Gegenwärtig ist Niemand mehr im Zimmer – wollen Sie sogleich hinaufgehen?«

»Spricht sie während ihres Phantasirens noch von mir?«

»Ja wohl, so unaufhörlich wie je.«

»Dann bin ich bereit, Ihrem Rathe zu folgen und mich dem Bette der Kranken zu nähern.«

»Seien Sie überzeugt, daß ich tief fühle, welches Opfer Sie bringen. Seitdem ich an Sie geschrieben, hat das Delirium der Kranken –« er zögerte – »mir weit mehr verathen als Sie, wie ich mir denken kann, wünschen, da ich ja dieser Person vollkommen fremd bin. Ich versichere Ihnen aber, daß die unfreiwillig auf dem Sterbebette enthüllten Geheimnisse für mich, eben so wie für alle Männer meines Berufes heilig sind.«

Er schwieg und drückte mir theilnehmend die Hand. Dann setzte er hinzu:

»Ich bin überzeugt, Sie werden sich für die Prüfung, welcher Sie sich in dieser Nacht unterziehen, hinreichend durch die Gewißheit belohnt finden, die letzten Augenblicke der Unglücklichen versüßt zu haben, und diese Erinnerung wird Ihnen bleiben.«

Ich fühlte die Beweise von Sympathie und Zartgefühl, welche er mir gab, indem er dies sagte, zu lebhaft, als

daß ich im Stande gewesen wäre, ihm mit Worten zu danken. Er las aber den Ausdruck meiner Dankbarkeit in meinen Zügen, während er mich aufforderte, mit ihm in das Zimmer der Kranken hinaufzugehen.

Wir traten leise ein. Abermals, und zwar zum letzten Male in dieser Welt, sah ich Margarethe Sherwin vor mir.

Ich hatte sie nicht wieder gesehen seit jener verhängnißvollen Nacht, wo sie wie ein Gespenst vor dem Orte stehen blieb, wo sie ihr Verbrechen begangen. Gott weiß, daß ihr Anblick mir damals das Herz zerriß; aber noch herzerreißender war es, sie so von Allen verlassen auf dem Sterbebette liegen zu sehen und sie zu betrachten, so wie sie jetzt war.

Mit dem Kopfe nach der Wand gewendet, strich sie sich unaufhörlich und mit krampfhafter Bewegung das lange schwarze Haar aus dem Gesichte und nannte unter den glühenden Visionen des Fiebers unaufhörlich meinen Namen.

»Sidney! Sidney! Sidney! Ich werde ihn rufen, bis er kommt – Sidney! Sidney! ich bleibe nicht stehen, Du müßtest mich denn umbringen. Sidney! wo ist er? – Wo? – wo? – wo?«

»Hier ist er,« sagte der Arzt, indem er mir das Licht aus den Händen nahm und so hielt, daß es mein Gesicht beleuchten. »Sehen Sie sie an und sprechen Sie mit ihr wie gewöhnlich, wenn sie sich umsehen wird,« sagte er leise zu mir.

Sie rührte sich nicht, ihre Stimme aber, deren Wohllaut früher die Schläge meines Herzens beschleunigte, dieselbe jetzt heisere, rauhe Stimme rief immer schneller und schneller:

»Sidney! Sidney! Man bringe ihn her! man bringe mir Sidney!«

»Hier ist er,« wiederholte Mr. Bernard laut. »Sehen Sie ihn doch an!«

Plötzlich drehte sie sich nach uns herum und strich das schwarze Haar auf die Seite, welches ihr über das Gesicht herabhing.

Einen Augenblick lang zwang ich mich, sie anzusehen – einen Augenblick, während dessen ich ihre vom Fieber abgezehrten Wangen sah, ihre funkelnden, mit Blut unterlaufenen Augen, ihre verzerrten, trockenen, aufgesprungenen Lippen, die krampfhaftige Bewegung ihrer Finger.

Ein solcher Anblick aber zerriß mir das Herz – ich konnte ihn nicht ertragen, sondern wendete das Gesicht ab und bedeckte es mit den Händen.

»Fassen Sie sich,« sagte der Arzt, »jetzt ist sie ruhig. Sprechen Sie mit ihr. Sprechen Sie mit ihr, ehe sie wieder in das Delirium verfällt – nennen Sie sie bei ihrem Namen.«

»Bei ihrem Namen. Könnten meine Lippen ihn wohl in einem solchen Augenblicke aussprechen?«

»Schnell! schnell!« rief Mr. Bernard. »Machen Sie den Versuch, so lange Sie noch die Gelegenheit dazu haben.«

Mein Gemüth kämpfte die Erinnerungen an die Vergangenheit nieder und ich redete sie an – mit derselben Sanftheit wie früher, wenn auch nicht in so liebkosendem Tone.

»Margarethe,« sagte ich zu ihr, »Margarethe, Du hast mich zu sehen verlangt – hier bin ich.«

Sie bewegte die Arme über dem Kopfe und stieß einen durchbohrenden Schrei aus, der unter mattem Aechzen verhallte. Dann wendete sie das Gesicht wieder ab und zog ihr Haar wie einen Schleier darüber hinweg.

»Ich fürchte, ihr Verstand ist gänzlich von ihr gewichen,« sagte der Arzt, »aber machen Sie noch einen Versuch.«

»Margarethe,« hob ich wieder an, hast Du mich vergessen, Margarethe?«

Sie sah mich noch ein Mal an und ihre trockenen hohlen Augen schienen einen mildern Ausdruck anzunehmen und ihre Finger zerrten weniger krampfhaft an ihrem Haar. Dann ließ sie ein mattes, wahnsinniges, entsetzliches Gelächter hören.

»Ja, ja,« sagte sie, »ich weiß, daß er endlich da ist – ich werde mit ihm machen, was ich will. Gebt mir meinen Hut und einen Shawl, gleichviel welchen. Ein Trauersawl würde jedoch am besten sein, weil wir zum Begräbnisse unsrer Hochzeit gehen. Komm' Sidney, wir wollen wieder in die Kirche gehen und sie dann verlassen, ohne vermählt zu sein. Deßhalb verlangte ich nach Dir. Wir beunruhigen einander nicht. Robert Mannion liebt mich mehr als Du – er schämt sich meiner nicht, weil mein

Vater Handelsmann ist – er macht mir nicht weiß, daß er mich liebe und daß er mich trotz des Stolzes seiner Familie heirathen wolle. Komm'! komm'! Ich werde dem Geistlichen sagen, daß er die Trauungsformel rückwärts lese, dann ist, wie ein Jeder weiß, die Vermählung wieder rückgängig gemacht.«

Als sie diese letzten wahnsinnigen Worte stammelte, ward Mr. Bernard gemeldet, daß Jemand unten an der Treppe ihn erwarte.

Er entfernte sich auf eine Minute und kam dann wieder, um mir zu sagen, daß man seine Hilfe wegen eines plötzlichen Erkrankungsfalles, der keine Minute Aufschub gestatte, in Anspruch nehme.

»Man hat den Arzt, den ich erst hier antraf, vom Lande holen lassen,« sagte er. »Es soll, glaube ich, noch heute Abend eine Consultation stattfinden – wenn aber Etwas vorfällt, so stehe ich zu Diensten. Hier ist die Adresse des Hauses, in welches ich mich jetzt begeben muß –« er schrieb sie mir auf eine Karte – »lassen Sie mich holen, wenn Sie meiner bedürfen. Auf jeden Fall werde ich so bald als möglich wiederkommen. Sie scheint schon ein wenig ruhiger zu sein, und wenn Sie noch eine Weile dableiben, so ist es möglich, daß diese Ruhe sich noch mehr befestigt. Die Wärterin ist unten – wenn ich hinunterkomme, werde ich ihr sagen, daß sie heraufgehen soll. Halten Sie das Zimmer luftig und die Fenster offen, wie sie gegenwärtig sind. Athmen Sie nicht in allzu großer Nähe der Kranken, und Sie haben keine Ansteckung zu fürchten. Sehen Sie, wie ihre Augen sich auf Sie heften.

Dies ist das erste Mal, daß ich sie zwei Minuten hinter einander in derselben Richtung blicken sehe. Man sollte beinahe glauben, daß sie Sie erkannt hat. Warten Sie so lange als möglich auf meine Rückkunft. Ich werde nicht länger bleiben, als es unbedingt nothwendig ist.«

Er verließ rasch das Zimmer. Ich drehte mich nach dem Bett herum und sah, daß Margarethe mich immer noch ansah. Während Mr. Bernard mit mir sprach, hatte sie nicht aufgehört, unverständliche Worte vor sich hin zu murmeln, und fuhr damit noch fort, als die Krankenwärterin eintrat.

Diese machte gleich bei dem ersten Blicke, den ich auf sie warf, einen sehr abstoßenden Eindruck auf mich. Mit einiger Mühe gab ich ihr zu verstehen, daß sie immer wieder hinuntergehen könne und daß ich sie rufen würde, wenn es nothwendig wäre.

Endlich verstand sie mich und verließ langsam das Zimmer.

Die Thür schloß sich hinter ihr und ich blieb allein, um die letzten Augenblicke der Person zu überwachen, welche Schuld an dem nie wieder gutzumachenden Unglücke meines Lebens war.

Aber selbst in dieser schauerlichen Einsamkeit, an diesem Schmerzenslager hörte ich eine innere Stimme, die von Verzeihung sprach. Während die beiden beweglichen Augen mit unheimlicher Hartnäckigkeit meinen leichtesten Bewegungen folgten, gehorchte ich selbst, ich weiß nicht welchem sanften, friedlichen Einflusse, der meinen

Muth stützte und kräftigte. Ich saß in der Nähe des offenen Fensters und beurtheilte das Vorschreiten der Nacht nach dem verschiedenen Geräusche, welches sich in den benachbarten Straßen hören ließ. Ich hörte bald nahe bald fern den Widerhall von mehreren Tritten, ein rauhes Murmeln von mehreren Stimmen, welche sich gleichzeitig erhoben. Die Branntweinverkäufer entließen ihre letzten Gäste – die trunkenen Rotten einer Sonnabendnacht. Mitternacht war vorüber.

Aber all' dieses Geräusch trunkener Lust und niedriger Schwelgerei ward durch die Stimme der Sterbenden übertäubt. Sie sprach jetzt langsamer, deutlicher, aber auch schrecklicher.

»Ich sehe ihn,« sagte sie, indem sie seltsame Geberden mit den Händen machte, »ich sehe ihn! Aber er ist weit – er kann unsere Geheimnisse nicht hören und hat keinen Verdacht gegen Dich, wie meine Mutter. Sage mir das nicht wieder von ihm. Ich fühle, wie ich am ganzen Körper zittere. Warum siehst Du mich so an? Du weißt, daß ich Dich liebe, weil ich Dich lieben muß, weil meine Liebe stärker ist als mein Wille. Du bist ein Mann – Du brauchst mir nicht Schweigen zu gebieten – ich sage Dir, er kann uns nicht hören. Aber vergiß nicht. Ich will meine eigne Equipage haben und wir müssen die Sache geheim halten, bis ich es so weit gebracht habe. Ich will meinen eignen Wagen haben, sage ich Dir, und ich werde hineinsteigen, während mein Vater zu Fuße seinen Geschäften nachgeht. Es kommt Nichts darauf an, wenn die Räder meines Wagens ihn mit Koth bespritzen – Warum

kamst Du auch nicht Zeit genug aus Frankreich zurück, um die ganze Sache zu verhindern? Warum ließest Du mich ihn heirathen? Ich bin für ihn eine sehr gefällige Gattin gewesen, wie er für mich ein sehr gefälliger Ehemann gewesen ist – ein Ehemann, der ein Jahr wartet – ha! ha! ha! In die Schule mit dem Manne, der ein Jahr wartet.«

Ich näherte mich ihrem Bette und redete sie wieder in der Hoffnung an, ihre Gedanken allmählich auf bessere Dinge zu führen.

Ich weiß nicht, ob sie mich hörte, aber ihre irren Gedanken nahmen einen andern Weg und ihr Wahnsinn beschwor Szenen herauf, die der letzten Vergangenheit angehörten.

»Betten! Betten!« rief sie, »Betten überall – ha! diese Menge Kranke und Sterbende – und dieses Bett. Der Mann, der darin liegt, ist der entsetzlichste von allen. Ha, sein Gesicht ist verstümmelt! Wie entsetzlich sieht es auf dem weißen Kopfkissen! Ist das noch sein Gesicht? Das Gesicht, das keinen Fehler hatte! Nein, nimmermehr! Das ist das Gesicht eines Dämons – eines von der Hölle ausgespienen Dämons. Die Brandnarben der Hölle, die Spuren von den Klauen der Teufel sind noch darauf zu sehen. Schafft mich fort von hier. Ich kann mich nicht rühren, so lange dieses Gesicht mir vorschwebt. Es schwebt mir unaufhörlich vor, es wird größer – ha! wie es immer größer wird! – Wasser! Wasser! Ersäuft mich im Meere! stürzt mich hinunter auf den tiefsten Grund – weit hinweg von diesem glühenden Gesichte!«

»Beruhige Dich, Margarethe; trinke ein Mal, das wird Dich erfrischen.«

Ich bot ihr ein Glas Limonade, welches fertig zubereitet neben dem Bette stand.

»Ja, ja, still, wie Du sagst! Wo ist Robert? Robert Man-
nion? Nicht hier! – Dann habe ich Dir ein Geheimniß zu
offenbaren. Wenn Du heute Nacht nach Hause zurück-
kehrst, Sidney, und Dein Gebet verrichtest, so bete, daß
es donnere und blitze. Bete, daß der Blitz mich treffe und
Robert auch. Die Abendgesellschaft bei meiner Tante fin-
det erst in vierzehn Tagen statt, und in vierzehn Tagen
wirst Du wünschen, daß wir Beide todt seien – deßhalb
wirst Du wohl thun, bei Zeiten um das zu beten, was
ich Dir eben sagte. Wir werden schöne Leichen sein –
schmücke meinen Sarg mit Rosen – mit rothen Rosen,
wenn Du deren finden kannst, denn Du weißt, sie erin-
nern an das scharlachrothe Weib in der Bibel. Scharlach-
roth – warum nicht? Es ist dies ja die Farbe, die man in
der Welt am keckesten trägt. Robert wird Dir sagen und
Deiner ganzen Familie dazu, wie viel Frauen es giebt, die
eben so scharlachroth sind als ich. Wenn man tugendhaft
ist, so trägt man diese Farbe bei sich im Geheimen und
das Laster trägt sie öffentlich – das ist der einzige Un-
terschied, sagt er. Rothe Rosen! rothe Rosen! Wirf sie zu
hundertten in den Sarg, damit ich dadurch erstickt wer-
de, und dann begrabe mich tief in der finsternen, ruhigen
Straße, wo ein Haus mit einer großen Terrasse steht und
ein bleiches, zorniges Gesicht beinahe wie das Sidney's,
die Thür fortwährend anschaut. Da werde ich ruhig sein,

wo die rothen Rosen blühen – o, ruhig, ruhig, wo die rothen Rosen blühen!«

Diese letzten Worte sprach sie in langsamem, gemessenem Tone. Es war die ironische Reminiscenz einer Melodie, welche sie in der Nordvilla an Sonntagabenden zum Piano zu singen pflegte.

Die Nacht rückte mittlerweile immer weiter vor. Das mannigfache Geräusch auf der Straße ward durch immer längere Zwischenräume von Schweigen unterbrochen, blos dann und wann hörte ich noch das ferne Rollen eines Wagens, oder den hallenden raschen Tritt verspäteter Zecher, welche sich nach ihrer Wohnung begaben, bis endlich der schwere Tritt des seine Runde machenden Polizeimannes allein noch das Schweigen der ersten Morgenstunden störte.

Und die Kranke fuhr immer noch fort zu murmeln, aber der Ton ihrer Stimme ward ein matterer und schläfriger. Mr. Bernard kam noch nicht zurück – und auch er kam nicht, der Vater der Sterbenden. Der Brief, der ihn an das Sterbelager seiner Tochter rief, hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht.

Aber es fehlte auch noch eine andere Person, für welche dieses Sterbebett heilig sein mußte. Wo war Mannion?

Ich setzte mich wieder an das Fenster, entschlossen, zu warten bis an den Morgen. Ich heftete die Augen mechanisch auf die stieren Blicke der Kranken, die nicht von mir wichen, und versank in die schmerzlichen und feierlichen

Betrachtungen, welche die Stunde und der Ort mir eingaben, als Margarethens Gesicht meinen Blicken plötzlich zu entschwinden schien. Ich schrak auf und schaute mich um.

Die Kerze, welche ich an das entgegengesetzte Ende des Zimmers gestellt, war niedergebrannt, ohne daß ich es bemerkt hatte, und erlosch jetzt in der Dille. Ich eilte, die frische Kerze anzuzünden, welche auf dem Seitentische stand, aber es war zu spät. Der letzte Schimmer erlosch und das Zimmer war in tiefes Dunkel gehüllt.

Während ich unter den verschiedenen Gegenständen, die ich unter den Händen fühlte, nach der Schachtel mit den Schwefelhölzchen tastete, erhob sich Margarethens Stimme von Neuem.

»Unschuldig! unschuldig!«

Diesen Ruf hörte ich wie eine Klage durch die Finsterniß.

»Ich werde schwören, daß ich unschuldig bin, und mein Vater wird sicherlich auch schwören. Unschuldige Margarethe! Ach, welche Unschuld!«

Sie wiederholte diese Worte mehrmals, so daß ich dadurch ganz bestürzt gemacht ward. Ich wußte kaum, was ich berührte.

Plötzlich hielten meine ausgestreckten Hände von selbst still, ohne daß ich begriff, warum. War eine Veränderung in dem Zimmer vorgegangen? Es schien mir, als wenn plötzlich mehr Luft wäre, als ob eine Thür sich geöffnet hätte. Bewegte sich nicht Etwas auf der Diele? Hatte Margarethe ihr Bett verlassen?

Nein, die klagende Stimme sprach noch und ich hörte sie in derselben Entfernung.

Ich lenkte meine Schritte nach dem Fenster, um in einem kleinen Schranke Zündhölzchen zu suchen. Ob schon die Nacht sehr finster war, so fiel doch in Folge des Umstandes, daß nicht weit von dem Hause zwei Gaslaternen brannten, ein schwacher Lichtschein in das Zimmer. Ich drehte mich am Fenster herum, um in den Hintergrund des Zimmers zu schauen, und glaubte, einen Schatten an dem Bette hin und her schleichen zu sehen.

»Jagt ihn fort!« rief Margarethe in durchdringendem Tone. »Rasch! rasch! Tödtet ihn. Er rührt mich an. Er betastet mein Gesicht, um zu sehen, ob ich todt bin.«

Ich eilte auf sie zu und stieß im Dunkel an ein Zimmergeräth. Etwas glitt rasch zwischen dem Bette und mir vorüber, als ich mich dem oberen Ende desselben näherte.

Es war mir, als hörte ich eine Thür schließen. Dann trat einen Augenblick Schweigen ein, und dann, als ich die Hände ausstreckte, stieß meine rechte an den kleinen neben Margarethen stehenden Tisch, und einen Augenblick später fühlte ich die Zündhölzchenbüchse, die ich hierher gestellt.

Während ich ein Hölzchen in Brand setzte, murmelte die Stimme der Kranken ganz nahe an meinem Ohre:

»Das Gesicht! Das verstümmelte Gesicht! Jagt es weg von mir – rasch, rasch, jagt es weg!«

Als ich das brennende Zündhölzchen dem Lichte näherte, sah ich mich um und bemerkte zum ersten Male,

daß in dem entferntesten Winkel des Zimmers es eine zweite Thür gab, die oben mit einem Glasfenster versehen war, welches wahrscheinlich ein inneres Gemach erleuchten sollte. Als ich diese Thür versuchte, überzeugte ich mich sofort, daß sie von innen verschlossen war und daß jenseits derselben Dunkelheit herrschte.

Dunkelheit und Schweigen! Aber war nicht Jemand hier ganz in der Nähe in dieser Dunkelheit und in diesem Schweigen? Mein Argwohn ging sofort in Ueberzeugung über, und schauernd bedachte ich, daß der Unbekannte, der im Dunkel zwischen dem Bette und mir vorüber geschlichen, gerade dasselbe Individuum sei, dessen Nähe ich wie die eines bösen Geistes in dem Zimmer fürchtete, welches der Tod im Begriffe stand zu heiligen.

Er lauerte also heimlich im Hause. Er war da, um ihre letzten Augenblicke zu belauschen, um ihre letzten Worte zu erlauern, um, wenn er könnte, eine Gelegenheit zu benutzen, in das Zimmer zurückzukehren, welches er durch seine Gegenwart entweihte.

Ich stellte mich in die Nähe der Thür, entschlossen, wenn er sich näherte, ihn auf alle Gefahr von dem Bette hinwegzustoßen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so an der Thür seines Schlupfwinkels stand; aber es mußte einige Zeit vergehen, ehe das Schweigen, welches um mich her herrschte, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich drehte mich nach Margarethen herum, und in einem Augenblicke wurden alle Gedanken, die so eben in meinem Gemüthe

erwacht waren, durch den Anblick, der sich mir darbot, in den Hintergrund gedrängt.

Margarethens Aussehen hatte sich vollständig geändert. Ihre bis jetzt so unaufhörlich sich bewegendenden Hände ruhten in vollkommener Unbeweglichkeit auf der Decke. Sogar ihre Lippen zuckten nicht mehr. Der Ausdruck des Gesichts war ein ganz anderer. Die Spuren des Fiebers ruhten noch auf ihren Zügen; aber dennoch war die fieberhafte Aufregung aus ihren Augen entschwunden, die jetzt halb geschlossen waren. Sie athmete noch ein wenig keuchend, aber doch ruhig und langsam. Ich fühlte ihr an den Puls – die Schläge desselben gingen sanft, warm und regelmäßig.

Was sollte ich aus dieser völligen Umwandlung schließen? Genesung? Wäre es möglich? Sobald dieser Gedanke mein Gemüth durchzuckt hatte, richtete sich jede meiner Geistesfähigkeiten auf die genaue Beobachtung des Gesichts der Kranken, und um Alles in der Welt würde ich mich nicht auch nur einen Augenblick lang von dem Bette entfernt haben.

Der erste Schimmer des Tages dämmerte matt zum Fenster herein, ehe eine andere Veränderung stattfand, ehe ein langer Athemzug sich wie ein Seufzer ihrer Brust entrang und ihre Augen sich langsam öffneten und in die meinen blickten.

Ihr erster Blick war seltsam und ergreifend; denn es war der Blick, der ihr natürlich war, der ruhige Blick, welcher Selbstbewußtsein verräth, der Blick endlich, den ich

früher an ihr gekannt. Dies dauerte jedoch nur einen Augenblick. Sie erkannte mich, und ihre scheue, überraschte Miene wich sofort einem Ausdrücke der Scham und der Angst.

Sie war vergebens bemüht, ihre während der ganzen Nacht so thätig gewesen und jetzt so trägen Finger zu bewegen.

Ein schwaches bittendes Aechzen entschlüpfte ihren Lippen, und sie drehte langsam den Kopf herum, so daß mein Gesicht ihren Blicken entzogen ward.

»O mein Gott, mein Gott,« murmelte sie leise und in kläglichem Tone, »ich habe ihm das Herz gebrochen, und dennoch ist er gekommen, um mir zu zeigen, wie gut er gegen mich ist. Sidney, o Sidney! Geh! Dies ist schlimmer als der Tod. Ich bin zu tief gesunken, als daß ich jemals Verzeihung finden könnte! Laß mich sterben! laß mich sterben!«

Ich redete sie an, schwieg aber sofort wieder. Schon beim Tone meiner Stimme verkündete die Verzweiflung ihrer Seele im Kampfe mit dem von Schmerzen erschöpften, gefolterten Körper sich durch gebrochene Worte, wildes Schluchzen und durchbohrendes Geschrei.

Ich sank neben dem Bette auf die Kniee nieder. Jener moralische Muth, der mich mehrere Stunden lang aufrecht gehalten, schwand auf der Stelle. Ich weinte heiße Thränen, während meine Lippen ein flehendes Gebet stammelten. Ich fühlte mich nicht gedemüthigt durch diese Thränen, denn ich wußte, daß ich, als ich sie vergoß, ihr verziehen hatte.

Die Morgendämmerung rückte weiter vor. So wie das Licht des jungen Tages auf das Bett fiel, welches von dem frischen Morgenhauche sanft angeweht ward, so daß die wallenden Locken der Kranken sich zu bewegen begannen, ward ihre Stimme allmählich wieder ruhig, während diese Ruhe sich auch zugleich ihrem Körper mitzuteilen schien. Aber sie wendete das Gesicht nicht ein einziges Mal wieder nach mir – nicht einmal, als schwächere und seltenere Rufe ihr durch ihre Verzweiflung ausgepreßt wurden; nicht einmal, als sie mich mit erlöschender Stimme bat, sie allein sterben zu lassen, wie sie verdiente.

Ich wartete lange, und dann redete ich sie leise an. Ich wartete wieder und horchte auf den Athem, der mit jeder Minute schwächer ging.

Dann sprach ich etwas lauter, aber sie antwortete mir nicht – sie machte nicht mehr die mindeste Bewegung.

Schließ sie? Ich konnte es nicht sagen! Ein gewisses Etwas hielt mich ab, auf die andere Seite des Bettes zu gehen, um ihr in das Gesicht zu sehen, so wie sie es nach der Wand gekehrt und beinahe in dem Pfühle verborgen hielt. Das Tageslicht ward immer heller und die Sonne begann zu scheinen.

Ich hörte einen raschen Tritt auf der Straße. Dieser Tritt machte gerade unter dem Fenster Halt, und eine Stimme, die ich erkannte, rief mich beim Namen.

Ich neigte mich hinaus. Es war Mr. Bernard, welcher zurückkam.

»Ich konnte nicht eher kommen,« sagte er. »Der Fall war ein verzweifelter, und ich wagte nicht, meinen Kranken zu verlassen. Auf dem Kaminsimse werden Sie einen Schlüssel finden. Werfen Sie mir ihn herunter, und ich werde mir selbst aufschließen. Ich hatte den Leuten beim Fortgehen gesagt, daß sie die Thür nicht verriegeln sollten.«

Ich that, wie er mir hieß. Als er in das Zimmer trat, war es mir, als wenn Margarethe sich ein wenig rührte, und ich gab ihm mit der Hand ein Zeichen, daß er kein Geräusch machen solle.

Er schaute nach dem Bette, ohne Ueberraschung zu verrathen, und fragte mich leise, wann und wie diese Veränderung eingetreten sei.

Ich sagte es ihm mit kurzen Worten und fragte ihn, ob er auch in anderen Fällen dergleichen Veränderungen beobachtet habe.

»Allerdings,« antwortete er, »habe ich viele eben so vollständige und außerordentliche Veränderungen gesehen, welche Hoffnung erweckten, die ich aber niemals habe in Erfüllung gehen sehen. Die, deren Zeuge Sie gewesen sind, ist stets ein schlimmes Symptom.«

Trotz dieser Worte schien es aber immer noch, als ob er fürchtete, sie aufzuwecken, denn er sprach sehr leise und näherte sich dem Bette so behutsam als möglich.

Plötzlich in dem Augenblicke, wo er der Kranken den Puls, fühlen wollte, unterbrach er sich, schaute nach der Glasthür, horchte aufmerksam und sagte, als ob er mit sich selbst spreche:

»Es war mir, als hörte ich Jemanden sich in diesem Zimmer bewegen; doch wahrscheinlich täusche ich mich, denn es kann noch Niemand im Hause aufgestanden sein.«

Hierauf neigte er sich ein wenig über Margarethen und strich ihr behutsam das Haar auf die Seite, welche ihre Stirn bedeckte.

»Stören Sie sie nicht,« murmelte ich, »sie schläft – ganz gewiß schläft sie.«

Er machte eine Pause, ehe er antwortete. Dann sah ich seine Hand ihr Herz suchen.

Langsam hob er hierauf die Bettdecke empor und bedeckte ihr damit das ganze Gesicht.

»Ja, sie schläft,« sagte er in ernstem Tone, »sie schläft, um nie wieder zu erwachen – sie ist todt.«

Ich wendete schweigend das Gesicht hinweg, denn meine Gedanken waren in diesem Augenblicke nicht die Gedanken, welche ein Mensch gegen den andern aussprechen kann.

»Für einen Mann von Ihrem Alter ist dies ein sehr trauriger Auftritt,« hob er in theilnehmendem Tone an, indem er einen Schritt vom Bette zurücktrat, »aber Sie haben ihn gut ertragen. Ich freue mich, daß Sie bei einer so harten Prüfung so viel Ruhe gezeigt haben.«

»So viel Ruhe?«

Ja, in diesem Augenblicke konnte mit Recht von mir gesagt werden, daß ich ruhig sei, denn ich erinnerte mich, daß ich ihr verziehen hatte.

FÜNFTES KAPITEL.

Am vierten Tage nach ihrem Tode stand ich allein auf dem Kirchhofe an Margarethens Grabe.

Es war mir beschieden gewesen, ihren letzten Augenblicken beizuwohnen, und durch mich sollten ihr auch die letzten Pflichten erwiesen werden. Wer hätte mir am Tage unserer verhängnißvollen Vermählung gesagt, daß die einzige Wohnung, in die ich sie einführen würde, das Grab wäre?

Ihr Vater hatte mir einen Brief geschrieben, den ich sofort nach dem Empfange vernichtete, und den ich hier nicht mittheilen will. Es sprach daraus Nichts als die Wuth über die Vereitelung seiner habsüchtigen Pläne.

Ralph war nach London zurückgekehrt, sobald er den mir von Mr. Bernard geschriebenen Brief erhalten hatte. Er bot mir bei Erfüllung der mir zugefallenen letzten Pflichten seine Mitwirkung mit einer Hingebung an, die ich noch nicht bei ihm gefunden hatte.

Mr. Bernard aber hatte sich großmüthiger Weise schon bereit gezeigt, mir Alles abzunehmen, was durch Andere eben so gut als durch mich selbst besorgt werden konnte, und ich hatte daher bei dieser Gelegenheit nicht erst nöthig, die Gefälligkeit meines Bruders in Anspruch zu nehmen.

Ich stand allein an Margarethens Grabe. Mr. Bernard hatte Abschied von mir genommen. Die Todtengräber und Zuschauer hatten sich ebenfalls entfernt. Es war kein Grund für mich vorhanden, es nicht eben so zu machen

wie sie; dennoch aber blieb ich immer noch, heftete die Augen auf die frisch aufgeworfene Erde zu meinen Füßen und dachte an die Todte.

Nach einigen Augenblicken zog ein Geräusch von sich nähernden Tritten meine Aufmerksamkeit auf sich.

Ich blickte auf und sah einen Mann in einen langen Mantel gehüllt. Ueber den Augen trug er eine Art Schild oder Schirm, der den oberen Theil des Gesichts verdeckte. Auf einen Stock gestützt kam er langsam auf mich zu.

Am Fuße des Grabes blieb er stehen, gerade mir gegenüber, der ich zu Häuptionern desselben stand.

»Kennen Sie mich noch? Kennen Sie noch Robert Mannion?«

Und indem er seinen Namen nannte, hob er den Schirm.

Bei dem Anblick dieses entsetzlichen, verstümmelten bleichen Gesichts mit seinem unveränderlichen Ausdruck wilder Bosheit, welches mich jetzt in dem hellen Sonnenscheine anschaute und ganz denselben satanischen Ausdruck von Wuth und Triumph zeigte, den ich bei jenem Blitzstrahle darauf hatte leuchten sehen, stand ich stumm und wie angewurzelt. Nie ist dieses Bild wieder aus meiner Erinnerung geschwunden.

»Kennen Sie mich noch – mich, Robert Mannion?« wiederholte er. »Kennen Sie noch das Werk Ihrer Hände? Wohlan, kennen Sie es? Ohne Zweifel finden Sie mich sehr verändert. Ihr Vater hätte den meinen ohne Zweifel ebenfalls sehr verändert gefunden, wenn er ihn am

Morgen nach seiner Hinrichtung mit der über sein Gesicht herabgezogene schwarzen Kappe am Galgen, hätte hängen sehen.«

Ich war noch immer keines Wortes und keiner Bewegung mächtig. Nur das Entsetzen hatte mich bewogen, die Augen von ihm abzuwenden, und ich hielt sie auf den Boden geheftet.

Er schlug seinen Schirm wieder herunter, setzte einen Fuß auf das Grab und sagte:

»Unter dieser Erde, hier unter diesem Hügel, auf welchen Sie jetzt Ihre Blicke heften, ruht mit der hier Begrabenen der letzte Einfluß, welcher ihnen einen Tag Frist oder Erbarmen hätte erwirken können. Dachten Sie an diese einzige Aussicht, welche Sie verloren, als Sie kamen, um sie sterben zu sehen? Ich beobachtete Sie, mein Herr, eben so wie Margarethen. Alles, was Sie gehört haben, habe auch ich gehört – ich habe gesehen, was Sie gesehen haben; ich weiß eben so gut als Sie, wann und wie sie gestorben ist – ich habe ihre letzten Augenblicke mit Ihnen getheilt bis an's Ende. Mein Wille ist gewesen, sie Ihnen nicht allein zu überlassen, nicht einmal auf ihrem Sterbebette, eben so wie es mir jetzt beliebt, Ihnen nicht zu gestatten, allein an ihrem Grabe zu stehen, als ob ihre Leiche Ihr Eigenthum wäre.«

Während er diese letzten Worte sprach, war meine ganze Kaltblütigkeit zurückgekehrt; aber dennoch war ich nicht im Stande, zu sprechen wie ich gern gesprochen hätte. Ich konnte mich blos entfernen, indem ich ihm den Platz räumte.

»Halt!« rief er, »was ich noch zu sagen habe, betrifft Sie. Ich habe Ihnen noch in's Gesicht und an diesem Grabe zu sagen, daß ich Alles thun werde, was ich Ihnen gesagt habe, und noch mehr. Durch mich soll Ihr ganzes künftiges Leben nur eine lange Buße für diese Entstellung« – er zeigte auf sein Gesicht – »und für diesen Tod« – er setzte den Fuß abermals auf das Grab – »sein. So sicher Ihr Vater aus mir einen Pariah der Gesellschaft gemacht hat, eben so gewiß werde ich, ich schwöre es, einen Pariah aus Ihnen machen. Gehen Sie, wohin Sie wollen – dieses Gesicht, welches Sie mir gegeben, wird Sie verfolgen; diese Zunge, welcher Sie niemals Schweigen gebieten können, wird gegen Sie den schlafenden Aberglauben und die Grausamkeit der ganzen Menschheit wachrufen – durch diese Zunge werden die schmachvollen Geheimnisse der Nacht, in welcher Sie uns nachfolgten, an's Licht kommen und alle Genossen Ihres Lebens weit von Ihnen hinweg scheuchen. Sie glauben vielleicht, daß ich unsinnige Reden führe wie ein Thor, der Alles möglich glaubt? Das nächste Mal, wo wir uns begegnen, werden Sie mit Ihrem eigenen Munde gestehen, daß ich so handeln kann wie ich spreche. Nun, da Sie mich gehört haben, gehen Sie und verfolgen Sie Ihren Weg, wie ich den meinigen. Unsere Wege werden sich kreuzen, trotz aller Ihrer Bemühungen, sie von einander fern zu halten. Leben Sie jenes freie Leben, welchem Margarethe Sherwin Sie durch ihren Tod zurückgegeben hat. Sie werden bald sehen, daß es das Leben Kain's ist.«

Er entfernte sich von dem Grabe, indem er denselben Weg zurücknahm, auf welchem er gekommen war; aber das scheußliche Bild seiner Erscheinung und die Erinnerung an die Worte, welche er gesprochen, hörten nicht auf, mich zu verfolgen und zwar nicht bloß während der Zeit, die ich noch allein auf dem Kirchhofe verweilte, sondern auch nachher, während ich mir einen Weg durch die Menge bahnte, welche in den Straßen wimmeln.

Sein Dämonengesicht schwebte mir noch vor Augen, das Gift seiner teuflischen Worte träufelte sich noch in mein Ohr, als ich in meine Wohnung zurückkehrte.

Hier traf ich Ralph, der mich ungeduldig in meinem Zimmer erwartete.

»Nun, da bist Du endlich wieder!« rief er. »Ich war entschlossen, nicht eher fortzugehen, als bis ich Dich gesehen hätte. Aber, Sidney, was ist Dir? Bist Du vielleicht in eine neue Schwierigkeit gerathen, die schlimmer ist als die alte?«

»Nein, Ralph, nein; aber was hast Du mir zu sagen?«

»Etwas, was Dich überraschen wird, Sidney. Ich habe, Dir zu sagen, daß Du Dich unverweilt von London entfernen mußt.«

»Von London entfernen? Was sagst Du?«

»Ja, sowohl in Deinem Interesse als in dem Interesse unser Aller. Unser Vater hat erfahren, daß Clara bei Dir gewesen ist.«

»Gerechter Himmel, wie hat er es denn erfahren?«

»Das weiß ich nicht. Er wollte es mir nicht sagen, aber erfahren hat er es, und Du kannst Dir denken, ob er damit zufrieden ist. Ich weiß nicht, was ich denken soll.«

»Aber sage mir, Ralph wie erträgt sie das Mißfallen meines Vaters?«

»So gut als es sich ertragen läßt. Nachdem er ihr bestimmt und rund heraus verboten hat, jemals wieder in dieses Haus zugehen, giebt er ihr sein Mißfallen nur noch durch sein Schweigen zu erkennen, und Du begreifst, daß gerade dies sie am Meisten bekümmert. Schwankend zwischen dem unbedingten Gehorsam, den sie ihrem Vater schuldig ist, und den schwesterlichen Gesinnungen, die sie gegen Dich hegt, fühlt sie sich höchst unglücklich. Ich scheue mich, zu muthmaßen, was aus allem Diesem für sie hervorgehen kann, und Du weißt selbst, daß ich vor Kleinigkeiten mich nicht scheue. Höre mich daher, Sidney. Dir kommt es zu, allem Diesem ein Ende zu machen, und mir, Dir zu sagen, wie es geschehen kann.«

»Ich werde Alles thun, was Du willst – Alles für Clara.«

»Nun, dann hast Du weiter Nichts zu thun, als, wie ich Dir schon gesagt habe, London zu verlassen. Dies ist das einzige Mittel, diesem unglücklichen Kampfe zwischen ihren Pflichten und Neigungen ein Ende zu machen. Wenn Du es nicht thust, so ist mein Vater im Stande, sofort mit Ihr auf's Land zurückzureisen, obschon ich weiß, daß wichtige Geschäfte ihn in diesem Augenblicke in London zurückhalten. Du wirst an Clara einen Brief

schreiben, in welchem Du ihr sagst, Du seiest im Interesse Deiner Gesundheit abgereis't, um andere Luft zu athmen, um Dich zu erholen – mit Einem Worte abgereis't, um wiederzukommen, wenn bessere Zeiten eingetreten sein werden. Sage ihr nicht, wohin Du gehst, und auch mir sage es nicht; denn wenn ich es weiß, so wird sie mich darnach fragen, und zuletzt würde ich es ihr sagen. Dann würde sie an Dich schreiben und dies würde ebenfalls entdeckt werden. Wenn Du ihr Deine Abwesenheit erklärst, so wird sie sich niemals dadurch so beunruhigen, wie sie sich jetzt beunruhigt, das ist wohl zu erwägen. Wenn Du Dich entfernst, so dienst Du übrigens Deinen eigenen Interessen ebenso wie denen Clara's, und dies ist eine zweite Erwägung.«

»Was sprichst Du von meinen Interessen? Clara! Ich denke nur an Clara.«

»Aber Du hast doch auch Interessen, die man nicht vergessen darf. Ich habe unserm Vater den Tod der armen Margarethe erzählt, sowie Deine edle Handlungsweise gegen die Sterbende. Unterbrich mich nicht, Sidney. Es war edel – ich hätte nicht gethan, was Du gethan hast, das gestehe ich offen. Ich sah, daß auch unser Vater gerührt war, obschon er es sich nicht merken lassen wollte, und übrigens wünschte er auch nicht, daß ein Zufall seine Ideen in Bezug auf Deine Handlungsweise sobald verändern sollte. Er sprach davon, das er niemals wieder Vertrauen zu Dir haben könne, und noch mehr dergleichen. Nichtsdestoweniger kannst Du mir glauben, daß die unerwartete Wendung, welche die Dinge genommen

haben, einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hat. Laß diesen Eindruck sich nur befestigen, Sidney, und Du bist gerettet. Wenn Du ihn aber dagegen dadurch, daß Du hier bleibst, zerstörst und Clara ihrer schmerzlichen Verlegenheit nicht entreißeest, so sage ich Dir einfach, daß Du Dir die beste Hoffnung raubst, weil Du dann unserm Vater zu trotzen scheinst, während Du, wenn Du Dich entfernst, ihm ein volles und unumschränktes Zugeständniß machst.«

»Ich werde gehen, Ralph, denn ich muß – dies hast Du mir so eben bewiesen. Ich werde schon morgen früh abreisen. Aber wohin?«

»Du hast den ganzen Tag, um Dich zu fragen, wo Du Dich eine Zeit lang zerstreuen kannst; höchstwahrscheinlich aber gehen unsere Begriffe über die Art und Weise des Zerstreuens sehr auseinander. Magst Du übrigens hingehen, wohin Du gefällst, so werde ich Dir im Nothfalle stets Geld zugehen lassen. Nach Verlauf einiger Zeit wirst Du mir schreiben und ich werde Dir antworten, sobald ich Dir gute Nachrichten mitzutheilen habe. Vor der Hand bleibe bei Deinem gegenwärtigen Entschlusse Sidney, und wenn Du dies thust, so stehe ich Dir dafür, daß Du, ehe noch viele Monate verflossen sind, Dich wieder bei uns in Deinem Arbeitscabinette sehen wirst.«

»Ich werde mir es selbst unmöglich machen, meinem Entschlusse untreu zu werden, indem ich sofort an Clara schreibe und Dir den Brief mitgeben, damit Du ihn morgen Abend überreichst, wo ich London seit einigen Stunden verlassen haben werde.«

»Du hast Recht, Sidney, das nenne ich gesprochen und gehandelt wie ein Mann.«

Ich schrieb sofort, indem ich meine Abreise durch die mir von Raiph angerathenen Vorwände motivirte. Ich schrieb, während mein Herz von traurigen Ahnungen erfüllt war, Alles, wovon ich glaubte, daß es am Besten geeignet sei, Clara zu beruhigen, und dann ohne mir Zeit zum Zögern oder Nachdenken zu lassen, gab den Brief meinem Bruder.

»Morgen Abend soll sie ihn bekommen,« sagte er, und gleichzeitig soll auch mein Vater erfahren, warum Du die Stadt verlassen hast. Was dies betrifft, so zähle wie in allen übrigen Dingen auf mich. Und nun, Sidney, muß ich Dir Lebewohl sagen, dafern Du nicht etwa aufgelegt bist, mich in meiner neuen Wohnung zu besuchen. Ach, ich sehe schon, daß Du keine große Lust dazu hast. Auf Wiedersehen denn, Bruder. Schreibe mir wenn Du irgend Etwas brauchst. Fasse wieder Muth – werde wieder recht gesund und zweifle nicht, daß Du in diesem Augenblicke den besten Entschluß fassdest, den Du in Bezug auf Clara und Dich selbst überhaupt fassen kannst.«

Er verließ rasch das Zimmer, als ob er tiefer ergriffen wäre, als er sich merken lassen wollte.

Während des ganzen noch übrigen Tages allein, fragte ich mich mehr als ein Mal, nach welchem Lande ich den nächstfolgenden Tag abreisen würde.

Ich wußte, daß ich nichts Besseres thun konnte als England verlassen, aber es war mir, als wenn die Liebe zur Heimath sich seit einiger Zeit auf eigenthümliche

Weise in mir entwickelt hätte, und je mehr ich über die Richtung, die ich nehmen sollte, nachdachte, desto weniger konnte ich mich mit der Idee befreunden, mich in ein fremdes Land zu begeben.

Während ich noch so in Zweifel befangen war, tauchten die ersten Eindrücke meiner Kindheit wieder in meiner Erinnerung auf und unter dem Einflusse derselben dachte ich an Cornwallis.

Meine Amme war eine Cornwalliserin, die ersten Gebilde meiner Phantasie und die ersten Gefühle von Neugier waren durch ihre Geschichtchen von Cornwallis erweckt worden, durch die Schilderungen der Landschaften, der Sitten und der Menschen ihres Heimathlandes. Als ich größer ward, war es immer eins meiner Lieblingsprojecte, nach Cornwallis zu reisen und dieses wildromantische Vorgebirge durch Fußwanderungen zu erforschen.

Und jetzt, wo kein Vergnügungsmotiv meine Wahl bestimmen sollte, jetzt, wo ich allein und heimathlos der Ungewißheit, vielleicht Gefahren entgegenging, bewahrte meine alte Phantasie der früheren Tage noch ihren Einfluß und zeichnete mir meinen neuen Weg an der felsigen Küste von Cornwallis vor.

Meine letzte Nacht in London war eine Nacht, welche mir das scheußliche Bild Mannion's wieder vorführte. Es erschien mir in allen meinen Träumen und verbitterte mir während meiner schlaflosen Stunden den Gedanken an den nächstfolgenden Tag, welcher mich von Clara trennen sollte.

Mein Entschluß, London um ihretwillen zu verlassen, ward jedoch keineswegs dadurch erschüttert. Als der Morgen kam, traf ich schnell und mit leichter Mühe meine Reiseanstalten und vergaß nicht, einige Bücher mitzunehmen.

Mein Weg durch die Straßen führte mich nahe an dem Hause meines Vaters vorbei. Als ich diese mir so wohlbekannte Gegend passirte, verlor ich in so hohen Grade alle meine Herrschaft über meine Bewegungen, daß ich stehen blieb und dann meine Schritte nach unserem Hause lenkte, in der Hoffnung, Clara noch ein Mal zu sehen.

Indem ich mich vorsichtig und zögernd näherte, hob ich die Augen zu dem Hause empor, welches nicht mehr das meine war, und blickte nach den dicht neben einander befindlichen Fenstern des Wohn- und Schlafzimmers meiner Schwester. Sie war aber nicht am Fenster und ebensowenig sah ich sie aus einem Zimmer in das andere gehen.

Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, meinen Weg fortzusetzen. Ich dachte an die vielen Beweise süßer Freundschaft, die sie mir gegeben, und die ich erst jetzt richtig zu würdigen schien. Ich dachte an Alles, was sie meinerwegen gelitten, was sie noch litt, und die Hoffnung, sie noch ein Mal zu sehen, wäre es auch nur auf einen Augenblick, bewog mich, mehrmals vor dem Hause auf- und abzugehen und vergebens nach den verlassenem Fenstern hinaufzuschauen.

Es war ein reiner, frischer Herbstmorgen. Vielleicht war Clara in den kleinen Garten hinuntergegangen. Ich

erinnerte mich, daß sie dies zu dieser Stunde oft that, um zu lesen. Ich ging vor dem eisernen Gitter hin und her, spähte durch die Zwischenräume des Laubwerks nach ihr und hatte auf diese Weise beinahe die ganze Runde um den Garten gemacht, als die Gestalt einer unter einem Baume sitzenden Dame meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ich blieb stehen – sah aufmerksam hin und erkannte Clara. Ihr Gesicht war beinahe vollständig von mir abgewendet, aber ich erkannte sie an ihrer Toilette, an ihrem Wuchse, ja sogar an ihrer Haltung, so einfach dieselbe auch war.

Sie saß und hielt die Hände über einem geschlossenen Buche gefaltet, welches auf ihren Knien lag. Zu ihren Füßen lag ein kleiner Wachtelhund, den ich ihr geschenkt. Sie sah ihn an, wenigstens schloß ich dies aus der Haltung ihres vorwärts geneigten Kopfes. Ich ging ein paar Schritte weiter, um womöglich ihr Gesicht zu sehen, aber die Bäume entzogen mir dieses vollständig. Ich mußte mich mit dem, was ich bis jetzt gesehen, begnügen.

Ich wagte nicht, sie anzureden und Abschied von ihr zu nehmen. Ich konnte Nichts thun als schweigen und sie ansehen, bis mir endlich die Thränen in die Augen traten und meinen Blick umflorten. Ich widerstand der Versuchung, sie mir zu trocknen. Während diese Thränen mir meine Schwester verbargen und ich sie noch wiedersehen konnte, wenn ich wollte, hörte ich auf, in den Garten zu schauen, und verließ den Platz.

Unter allen den Gedanken, welche mich bestürmten, sowie ich mein väterliches Haus immer weiter hinter mir ließ, unter allen Erinnerungen an frühere Ereignisse seit dem Tage meiner ersten Begegnung mit Margarethe Sherwin bis zu dem, wo ich an ihrem Grabe gestanden, erhob sich in mir zum ersten Male ein Argwohn, der mich von diesem Augenblicke an nie wieder verließ:

»Folgte mir Mannion nicht vielleicht heimlich Schritt um Schritt?«

Sobald dieser Argwohn in mir aufstieg, blieb ich unwillkürlich stehen und schaute hinter mich. Eine unendliche Menge Gestalten bewegten sich in dem Raume, den meine Augen umfaßten, aber die Gestalt, welche ich auf dem Kirchhofe gesehen, war unter diesen durchaus nicht sichtbar.

Ein wenig weiterhin sah ich mich nochmals um und schaute wieder hinter mich, aber mit demselben Erfolge. Nun ließ ich eine ziemlich lange Zeit verstreichen, ehe ich wieder stehen blieb, dann durchforschte ich zum dritten Male mit scharfem, argwöhnischem Auge den ganzen Raum, welchen mein Blick umfassen konnte.

In einiger Entfernung hinter mir auf dem entgegengesetzten Trottoir gewahrte ich einen Mann, der gerade so wie ich unter der geschäftigen Menge stehen geblieben war.

Seine Gestalt entsprach der Mannion's. Er trug einen Mantel von der Art, wie Mannion getragen, als er an Margarethens Grabe auf mich zukam. Ich hätte jedoch über

die Straße hinübergehen müssen, um noch mehr zu erspähen, denn von dem Platze aus, wo ich stand, versperrten Wagen und Fußgänger fortwährend die Aussicht.

War es Mannion und belauerte er wirklich meine Schritte?

Während dieser Argwohn in mir Wurzel schlug, fiel mir plötzlich eine der Drohungen ein, die ich ihn auf dem Kirchhofe hatte aussprechen hören: »Sie können sich hinter Ihre Familie und Ihre Freunde verschanzen wie Sie wollen – ich werde Sie dennoch zu treffen wissen.«

Und diese Erinnerung erweckte einen Gedanken, welcher mich sofort bestimmte, meinen Weg weiter fortzusetzen. Dies that ich auch, ohne mich wieder ein einziges Mal umzusehen, denn ich sagte bei mir selbst: »Wenn er mir folgt, so darf und will ich ihn nicht meiden. Indem ich ihn hinter mir her locke, rette ich vielleicht meine Schwester und meinen Vater.«

Ich wich daher nicht von meinem Wege ab, sondern verfolgte ihn in gerader Richtung und schaute nicht wieder hinter mich.

Nachdem ich beschlossen, London zu verlassen, um mich nach Cornwallis zu begeben, hatte ich keine Vorichtsmaßregeln getroffen, um meine Abreise zu verheimlichen, und obschon ich demzufolge hätte sicher sein können, daß er mir folge, so sah ich ihn doch nicht mehr und entdeckte niemals wieder, in welcher größeren oder geringeren Entfernung er meine Spur verfolgte.

Seit dieser Zeit sind zwei Monate verflossen und ich weiß jetzt nicht mehr über ihn, als ich damals wußte.

Am 19. October. Meine Rückschau ist beendet. Ich habe die Geschichte meiner Verirrungen und meines Unglücks, des Unheils, welches ich angerichtet, und der Strafe aufgezeichnet, welche mich bis in die Gegenwart verfolgt hat. Die Blätter meines Manuscripts – welches länger geworden ist als ich es Anfangs zu machen gedachte – liegen vor mir auf meinem Schreibtische aufgethürmt. Ich wage nicht, sie durchzusehen – ich wage nicht, die Zeilen wieder zu lesen, welche meine eigene Hand geschrieben. Vielleicht giebt es in Bezug auf den Styl viel zu verbessern, aber ich habe nicht den Muth, auf meine Arbeit zurückzukommen, sie zu revidiren und genauer in's Auge zu fassen, wie ich doch thun würde, wenn meine Absicht wäre, ein Buch zu produciren, welches noch bei meinen Lebzeiten veröffentlicht werden sollte. Meine stylistischen Fehler können auch von einer andern Hand corrigirt werden, wenn ich nicht mehr sein werde. Andern überlasse ich die Aufgabe, meine Armuth zu bereichern, die Sorge, den Block rauher Wahrheit, welchen ich hinterlasse, nach dem volksthümlichen Geschmacke des Tages zu schleifen und zu poliren, denn ich habe streng die Wahrheit gesagt, ohne Verschweigung wie ohne Uebertreibung, zuweilen mit tiefer Demuth, oft mit Thränen.

Jetzt aber, wo ich diese Blätter sammle, um sie mit dem festen Entschlusse, sie nicht selbst wieder zu öffnen, zu versiegeln, kann ich da wohl glauben, daß meine Aufgabe beendet sei und daß ich Alles erzählt habe, was zu sagen nothwendig ist? Nein. So lange Mannion lebt und

so lange ich keine Stunde sicher bin, ihn wieder vor mir erscheinen zu sehen, so lange ich keine Kenntniß von den Veränderungen habe, die in dem Hause, aus welchem ich verbannt bin, vorgehen können, verlangt diese Erzählung der Vergangenheit eine Fortsetzung, weil aus dieser Vergangenheit sich meine Zukunft gestalten wird.

Ich weiß nicht, was noch der Mühe des Erzählens werth sein wird; ich weiß nicht, welche neue Aufregungen mich in die Unmöglichkeit versetzen können, die vor der Hand beendete Arbeit wieder aufzunehmen. Ich besitze nicht genug Vertrauen zu mir selbst oder zu der Zukunft, welche das Schicksal mir vorbehält, um zu glauben, daß ich Zeit oder Energie genug haben werde, um in der Folge meine Erinnerungen eben so niederzuschreiben, wie ich es jetzt gethan. Deßhalb wird es besser sein, wenn ich Tag für Tag die Ereignisse so niederschreibe, wie sie nach einander geschehen, um auf diese Weise, möge kommen was da wolle, die tägliche Fortsetzung meiner Erzählung Bruchstück für Bruchstück bis an's Ende zu sichern.

Zuvor aber und als natürliche Einleitung zu dem Tagebuche, welches ich zu führen gedenke, sei mir erlaubt, eine flüchtige Skizze des neuen Lebens zu geben, welches ich in meiner Zurückgezogenheit an der Küste von Cornwallis führe.

Das kleine Fischerdorf, in welchem ich die vorliegenden Blätter geschrieben, liegt an der südlichen Küste von Cornwallis, nur wenige Meilen von dem Vorgebirge Lands' End entfernt. Ich bewohne eine von unbehauenen

Steinen erbaute, mit einem Strohdache versehene Hütte, die bloß zwei Zimmer hat. An Geräthschaften besitze ich Nichts weiter als mein Bett, meinen Tisch und meinen Stuhl. Meine einzigen Nachbarn sind ein Dutzend Fischer und ihre Familien. Der Mangel des Ueberflüssigen ist mir aber eben so leicht zu ertragen als der Mangel an Gesellschaft. Seitdem ich hier bin, habe ich Alles gefunden, was ich wünschte – die vollständigste Zurückgezogenheit. Bei meiner Ankunft setzte ich diese wackeren Leute ein wenig in Erstaunen, ja, ich kam ihnen sogar verdächtig vor.

Die Fischer von Cornwallis bewahren noch bis auf den heutigen Tag die plump abergläubischen Meinungen, welche ihren bescheidenen Vorvätern schon vor Jahrhunderten so theuer waren.

Meine armen, schlichten Nachbarn begriffen nicht, warum ich keinen Erwerb trieb, und mein trauriges, Müdigkeit und Abspannung verrathendes Gesicht paßte nach ihrer Meinung nicht zu meiner anscheinenden Jugend. Die Frauen ganz besonders sahen in einer Absonderung, wie ich sie liebte, etwas ganz Widernatürliches und Räthselhaftes.

Man that allerhand neugierige Fragen an mich, und eben die Einfachheit meiner Antwort, daß ich nach Cornwallis gekommen sei, um ruhig zu leben und meine Gesundheit wieder herzustellen, reizte diese Neugierde nur noch mehr. Tag für Tag, seitdem ich meine Hütte bezogen, hoffte man Briefe zu sehen, die mir geschickt würden – aber es kamen keine – oder Freunde, die mich besuchten – aber es zeigten sich auch keine Freunde.

Das Geheimniß ward für die wackeren Leute ein immer verwickelteres. Sie begannen sich jener alten Sagen von Cornwallis zu erinnern, in welchen von geheimnißvollen Menschen erzählt wird, die vor langer Zeit in abgelegenen Gegenden der Grafschaft wohnten. Diese Menschen kamen, man wußte nicht woher; sie existirten, Niemand wußte wie – sie starben und verschwanden, ohne daß man erfuhr, auf welche Weise.

Man hatte, glaube ich, große Lust, mich als einen dieser geheimnißvollen Gäste und als ein der ganzen Menschenfamilie fremdes Wesen zu betrachten, welches durch irgend einen Fluch an diese Küste geworfen worden sei, um hier in Einsamkeit und Verlassenheit zu sterben. Selbst die alte Frau, der ich zuerst Geld gab, damit sie mir die zum Leben nothwendigen Dinge verschaffe, schien sich einen Augenblick lang zu fragen, inwieweit es erlaubt und klug sei, Etwas von mir anzunehmen.

Diese Zweifel traten jedoch allmählich in den Hintergrund und die abergläubischen Ideen meiner armen wackeren Nachbarn machten sich weniger geltend. Sie gewöhnten sich an meine einsame, träumerische und für sie unerklärliche Existenz. Einige, wenn auch unbedeutende Dienste, die ich bald nach meiner Ankunft ihren Kindern leistete, bewirkten Wunder zu meinen Gunsten, und jetzt ist das Mißtrauen in eine Art Mitleid übergegangen. Wenn der Ertrag des Fischfanges ein sehr reichlicher ist, macht man mir oft ein kleines Geschenk. Vor einigen Wochen, als ich des Morgens ausgegangen war,

fand ich bei meiner Rückkehr zwei oder drei Möveneier in einem Körbchen vor meiner Thür. Sie waren von Kindern als Schmuck für das Fenster meiner Hütte hierher gebracht worden – als der einzige Schmuck, den sie zu geben hatten, als der einzige, von welchem sie jemals hatten sprechen hören.

Jetzt kann ich, ohne beobachtet zu werden, mit meiner Bibel oder meinem Shakespeare unter dem Arme ausgehen und aus der Schlucht heraus, in welcher unser Dörfchen liegt, mich der alten Kirche von grauem Steine nähern, welche, von verkümmertem Gebüsch umgeben, einsam am Strande steht. Wenn zufällig hier unter den zerstreut umher liegenden Leichensteinen einige Kinder spielen, so verrathen sie keinen Schrecken und laufen nicht davon, wenn sie mich auf einem dieser Steine am Eingange des Kirchhofs Platz nehmen oder um den steinernen Thurm umherirren sehen, welcher von Händen erbaut worden, die schon seit Jahrhunderten in Staub zerfallen sind. Meine Annäherung hat aufgehört, für meine kleinen Nachbarn eine furchterregende zu sein. Höchstens sehen sie mich einen Augenblick lang mit lächelnden Blicken an, um sodann sich wieder ihrem Spiele zuzuwenden.

Von dem Kirchhofe aus schweifen an schönen Tagen meine Blicke in die Schlucht oder über das Meer. Riesige Granitfelsen überragen von jeder Seite die Fischerhütten. Der weiße Sand der Bucht funkelt im Sonnenscheine; der

Bach, welcher sich von den Felsen herabstürzend, launenhaft ein Bett bahnt, glänzt stellenweise wie ein silbernes Band. Ueber mir ziehen majestätisch weiße Wolken dahin, welche violette Schatten werfen.

Das Kreischen der Seevögel, das unaufhörliche betäubende Rauschen der Brandung, das Brausen des Windes, welcher sich in den Grotten des Strandes fängt – dies sind die verschiedenen Klänge, welche mein Ohr bald vereinigt, bald getrennt hört. Die Stimme der Natur und die Schönheit der Natur – diese beiden Zauberkräfte, durch welche Gott unsere Seele läutert und erhebt, äußern in solchen Augenblicken einen lebhaften Eindruck auf mich und erfüllen mich mit süßer Freude.

Wenn der Regen fällt, wenn der Wind und das Meer sich erheben, wenn ich in einer Felsengrotte stehend, die wüthenden Wogen und ihre weißen Schaumgipfel betrachte, dann drückt das Bewußtsein unbekannter über meinem Haupt schwebender Gefahren mich nieder und ich fühle die Ungewißheit in ihrem ganzen Entsetzen. Dann gewinnen die Drohungen meines Todfeindes eine furchtbare Herrschaft über meine Gedanken. Ich sehe das düstere phantastische Bild eines Verhängnisses, welches bereit ist, sich wieder auf mich zu stürzen – ich sehe dieses Bild in den seltsamen Formen des Nebels, welcher den Himmel verhüllt, bald von leuchtenden Strahlen durchzuckt wird, bald wie ein schwarzer Schatten auf den Fluthen lastet. Dann glaube ich in dem Donner der Brandung, in dem Geheule des Sturmes den Schall eines Richterspruches zu vernehmen.

Wäre es bloß mein gänzlicher Mangel an Energie, welcher in mir die wahnsinnige Ueberzeugung weckt, daß Mannion's Auge stets auf mich geheftet sei, daß seine Tritte den meinigen fortwährend heimlich folgen? Woher kommt die Ahnung, daß diese wilden Drohungen, die ich trotz meiner Vernunft nicht bannen kann, sich verwirklichen werden?

Es ist möglich, daß die entsetzliche Art und Weise, auf welche er bis jetzt bei meinem ganzen Unglücke die Hand im Spiele gehabt, mir allzu große Furcht vor der unheilvollen Macht einflößt, die er über meine Zukunft auszuüben gedenkt. Es ist möglich, daß jeder Entschluß, ihm zu widerstehen, in mir weniger durch die Furcht vor seinem Erscheinen gelähmt wird, als vielmehr durch die Wirkung der Ungewißheit, in der ich mich hinsichtlich der Zeit befinde, wo dieses Erscheinen stattfinden wird – weniger in Folge seiner Drohungen an und für sich, als wegen des Verzögern ihrer Ausführung.

Ich kann diese verschiedenen Erwägungen anstellen und dennoch ist die Ruhe, welche ich zuweilen dadurch gewinne, niemals von langer Dauer. Ich entsinne mich Dessen, was dieser Mann gethan, und trotz aller Raisonnements glaube ich, daß er thun wird, was er gesagt. Wie aber soll ich mich dann vertheidigen? wie soll ich ihm entrinnen?

Ohne den Trost, welchen mein Herz aus dem Gedanken an Clara schöpft, würde ich, glaube ich, dieser unaufhörlichen Reihe von Befürchtungen und grausamen Zweifeln, aus welchen mein Leben gegenwärtig besteht,

erliegen. Meine Schwester! Selbst in dieser Entfernung von ihr, zu welcher ich mich habe verurtheilen müssen, habe ich ein Mittel gefunden, mich indirekt an Etwas zu knüpfen, was sie liebt.

Der Name, unter welchem ich jetzt lebe und leben werde, bis mein Vater mir sein Vertrauen und seine Liebe wieder geschenkt, ist der eines kleinen Landgutes, welches früher meiner Mutter gehörte und jetzt Eigenthum ihrer Tochter ist. Selbst die Unglücklichsten haben ihre Laune, ihre letzte und liebste Grille. Ich besitze keinen Gegenstand, der mich an Clara erinnert – Nichts – nicht einmal einen Brief.

Der Name, den ich dem Orte entlehnt, welchen sie liebt, ist für mich das, was für Andere, die glücklicher sind als ich, eine Haarlocke, ein Ring oder ein sonstiges dergleichen Andenken ist.

Ich hatte angefangen, die einfachen Details meines Lebens in dieser Einsamkeit auseinanderzusetzen. Werde ich damit fortfahren? Heute nicht, denn der Kopf brennt mir und meine Hand ist müde. Wenn ich morgen kein Ereigniß zu berichten habe, so werde ich den Gegenstand, in welchem ich mich hier unterbreche, wieder aufnehmen.

Am 20. October. Nachdem ich gestern die Feder niedergelegt, ging ich aus, um mit meinen armen Nachbarn jene ersten freundschaftlichen Beziehungen zu erneuern, welche während der letzten drei Wochen durch fortwährende Arbeit – das Niederschreiben des letzten Theils meiner Erzählung – unterbrochen worden waren.

Im Verlaufe einer Promenade zwischen den Hütten und auf der Felsenhöhe bemerkte ich weniger Einwohner als gewöhnlich. Die, welchen ich begegnete, schienen eine ganz andere und sehr eigenthümliche Haltung gegen mich angenommen zu haben. Vielleicht ist dies nur Einbildung von mir, aber es kam mir wirklich vor, als ob sie mich mieden. Eine Frau schloß bei meiner Annäherung rasch die Thür ihrer Hütte, und ein Fischer, dem ich guten Tag wünschte, dankte mir kaum und setzte seinen Weg weiter fort, ohne stehen zu bleiben und ein wenig mit mir zu plaudern wie gewöhnlich. Auch einige Kinder, welchen ich auf dem Wege zur Kirche begegnete, liefen bei meiner Annäherung davon, indem sie einander Gebarden machten, die ich nicht verstehen konnte. Sollten sie wieder in ihre alten abergläubischen Meinungen zurückverfallen sein, von welchen ich glaubte, daß sie dieselben vollständig überwunden hätten? Oder fühlen meine Nachbarn sich bloß verletzt, weil ich sie diese letzten drei Wochen, ohne es zu wollen, vernachlässigt habe?

Morgen muß ich mir hierüber Gewißheit verschaffen.

Am 21. October. Ich weiß Alles. Ich war gestern in der That mit Blindheit geschlagen, daß ich nicht die Wahrheit erkannte, die sich mir jetzt plötzlich enthüllt hat.

Heute Morgen ging ich aus, wie ich mir vorgenommen, um zu ermitteln, ob meine Nachbarn während meiner dreiwöchentlichen gänzlichen Zurückgezogenheit andere Gesinnungen als die zeitherigen gegen mich gefaßt hätten oder nicht.

An der Thür der Hütte, welche der meinigen am nächsten steht, spielten zwei Kinder, mit denen ich mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft auf ziemlich vertraute Weise bekannt gemacht. Ich näherte mich ihnen, um sie anzureden, aber sogleich kam ihre Mutter aus dem Hause und führte sie ohne Weiteres von mir hinweg, indem sie mir einen Blick des Zornes und der Unruhe zuwarf. Ehe ich sie noch fragen konnte, zog sie die Kinder in das Haus hinein und machte die Thür zu.

Beinahe in demselben Augenblicke und wie auf ein vorher verabredetes Signal, kamen drei oder vier andere Frauen aus ihren nicht weit davon entfernten Häusern heraus und riefen mir in lautem, zornigem Tone zu, daß ich weder ihnen noch ihren Kindern zu nahe kommen solle, worauf sie ihre Thüren schlossen.

Ohne noch die Wahrheit zu ahnen, kehrte ich um und lenkte meine Schritte nach dem Strande.

Hier traf ich längs eines alten auf dem Sande liegenden Bootes hin und her schlendernd den Burschen, der mir meine Lebensmittel zu holen pflegte. Als er mich sah, erschrak er fast, entfernte sich einige Schritte, blieb dann stehen und rief mir zu:

»Ich bringe Euch künftig Nichts mehr – mein Vater sagt, er wolle Nichts mehr an Euch verkaufen, möchtet Ihr dafür bezahlen wollen, so viel Ihr wolltet.«

Vergebens fragte ich den Knaben, warum sein Vater dies gesagt. Er gab mir keine Antwort, sondern lief so schnell als seine Füße ihn tragen wollten, nach dem Dorfe zurück.

»Ihr könnt nichts Besseres thun als uns verlassen,« murmelte eine Stimme hinter mir. »Wenn Ihr nicht gutwillig geht, so werden unsere Leute Euch durch den Hunger dazu zwingen.«

Der Mann, welcher diese Worte zu mir sprach, war einer der ersten gewesen, welcher den andern mit dem Beispiele eines freundlichen Benehmens gegen mich vorangegangen war. Ich wendete mich daher an ihn, um den Aufschluß zu erhalten, den kein anderer mir geben wollte.

»Ihr wißt recht wohl, was wir meinen,« antwortete er, »und Ihr kennt auch die Gründe, aus welchen man Euch von hier wieder fortgehen sehen möchte.«

Ich betheuerte meine Unwissenheit und bat ihn so dringend, mir eine nähere Erklärung zu geben, daß er wieder stehen blieb, denn er hatte sich schon einige Schritte entfernt.

»Ich will es Euch wohl sagen,« antwortete er, »aber nur jetzt nicht. Ich möchte mich nicht gern in Eurer Gesellschaft sehen lassen.«

Indem er dies sagte, wendete er sich nach den Frauen herum, welche wieder vor ihren Hütten zu erscheinen begannen.

»Geht nach Hause,« setzte er hinzu, »und schließt Euch ein. Wenn es dunkel sein wird, komme ich zu Euch.«

Er kam auch, wie er versprochen. Als ich ihn aber bat, in meine Hütte zu treten, weigerte er sich und sagte, er wolle lieber von außen durch das Fenster mit mir sprechen. Dieser Widerwille, unter mein Dach zu kommen,

erinnerte mich daran, daß man vorige Woche mir meine Lebensmittel ebenfalls draußen vor das Fenster gesetzt hatte, anstatt sie, wie früher, mir in mein Zimmer zu bringen. Ich war damals zu angestrengt beschäftigt gewesen, um auf diesen Umstand zu achten, jetzt aber fand ich ihn sehr sonderbar.

»Also,« sagte der Mann, indem er mich durch das Fenster hindurch mißtrauisch ansah, »Ihr wollt mir weiß machen, Ihr wüßtet nicht, aus welchem Grunde wir hier Euch gern fortgehen sehen möchten?«

Ich sagte ihm nochmals, daß ich mir nicht denken könne, warum sie plötzlich Alle ein so verändertes Benehmen gegen mich angenommen hätten, da ich mir durchaus nicht bewußt sei, ihnen Etwas zu leide gethan zu haben.

»Nun dann werdet Ihr es bald erfahren,« antwortete er; »wir wünschen, daß Ihr unser Dorf verlaßt, weil –«

»Weil,« unterbrach hinter ihm eine andere Stimme, in welcher ich die seiner Frau erkannte, »weil Ihr Unglück über uns und unsere Häuser bringt – weil wir wünschen, daß die Gesichter unserer Kinder bleiben, wie Gott sie geschaffen hat.«

»Weil,« mischte eine zweite Frau sich ein, »weil Ihr die Rache des Teufels unter gute Christen bringt! Kommt, John, sprecht nicht weiter mit ihm.«

Und sie führten den Fischer mit sich fort, ehe er noch ein einziges Wort hinzufügen konnte.

Ich hatte jedoch genug gehört. Die verhängnißvolle Wahrheit war vor meinen Augen aufgegangen. Mannion

war mir nach Cornwallis nachgefolgt, seine Drohungen erfüllten sich buchstäblich.

Um zehn Uhr. – Ich habe mein Licht zum letzten Male in dieser Hütte angezündet, um einige Zeilen meinem Tagebuche hinzuzufügen. Das Dorf ist ruhig – ich höre kein Geräusch draußen – und dennoch, kann ich wohl wissen, ob Mannion sich nicht in demselben Augenblicke in der Nähe meines Hauses umhertreibt?

Schon morgen muß ich mich entfernen und dieses friedliche Asyl verlassen, in welchem ich bis jetzt so ruhig gelebt. Ich kann nicht hoffen, die gute Meinung meiner armen Nachbarn wiederzugewinnen. Er hat ihren blinden, thörichten Aberglauben benutzt, um eine ungegründete, aber erbarmungslose Feindschaft gegen mich anzustiften. Er hat die grausamen Instincte geweckt, welche selbst im Herzen dieser schlichten Leute schlafen, und sie gegen mich aufgeregt, wie er mir vorausgesagt.

Dieser hinterlistige Streich muß im Laufe der letzten drei Wochen begonnen worden sein, als ich nur selten ausging und er weniger der Gefahr ausgesetzt war, mir auf meinen gewohnten Spaziergängen zu begegnen. Es kann Nichts nützen, wenn ich mir den Kopf zersinne, um die Mittel zu errathen, deren mein Feind sich bedient hat, um seinen Zweck zu erreichen. Ich darf gegenwärtig an weiter Nichts denken, als unverweilt meine Anstalten zur Abreise zu treffen.

Um elf Uhr. – Eben als ich einige Bücher einpackte, fiel aus einem derselben ein gesticktes Lesezeichen – Ich

erkannte in demselben sofort Clara's Werk – Bis jetzt hatte ich nicht bemerkt, daß es in diesem Buche lag. Endlich also besitze ich ein Andenken von meiner vortrefflichen Schwester. Wie gering es auch ist, so werde ich es doch in dieser Zeit des Unglücks und der Gefahren treulich bewahren, als ein – Symbol des Trostes.

Ein Uhr nach Mitternacht. Jeden Augenblick werden die Windstöße, welche den Strand entlang sausen, heftiger und ein wüthender Platzregen peitscht meine Fenster. Der ganze Himmel ist in die schwärzeste Finsterniß gehüllt. Der Sturm, welcher sich schon seit mehreren Tagen ankündigte, ist nahe daran, zum vollen Ausbruche zu kommen.

Im Dorfe T*, am 22. October.** In einem einzigen Tage hat sich Alles geändert und ein neuer Horizont ist mir erschlaffen. Ich muß mich zwingen, Alles mit Einem Male zu erzählen. Ein gewisses Etwas sagt mir, daß, wenn ich diese Aufgabe auch nur bis morgen verschiebe, ich dann nicht im Stande sein werde, Etwas zu schreiben. Heute Morgen war ich sehr früh aufgestanden. Es war, glaube ich, noch nicht sieben Uhr, als ich die Thür meiner Hütte hinter mir schloß, um sie niemals wieder zu öffnen. Ich begegnete bloß einem oder zweien meiner Nachbarn, als ich das Dorf verließ. Sie traten auf die Seite, um mich vorbeizulassen, und sprachen kein Wort. Betrübter als ich für möglich gehalten, daß ich wie ein Feind von Leuten fortging, mit welchen ich als Freund gelebt, schritt ich langsam an den letzten Fischerhütten vorüber und den in den Felsen gehauenen Fußsteig hinauf.

Die größte Wuth des Sturmes war erst seit einigen Stunden vorüber. Der Wind hatte sich nach Tagesanbruch ein wenig gelegt, aber die Majestät des gewaltigen Meeres hatte noch Nichts von ihrer erhabenen Furchtbarkeit verloren. Die ungeheuren Wogen des atlantischen Meeres schlugen noch schäumend und brüllend an die Granitmassen der Küste von Cornwallis. Der Himmel war mit einem weißlichen dichten Nebel bedeckt, welcher bald schwer und von Regen triefend dahin schwebte, bald von dem Winde wie ungeheure Rauchwolken fort getrieben ward. Schon in einer Entfernung von wenigen Schritten waren die größten Gegenstände nicht mehr sichtbar und ich hatte Nichts, wonach ich mich richten konnte, als das unaufhörliche Brüllen des Meeres zu meiner Rechten.

Mein Plan war, bis zu Einbruch des Abends nach Penzance zu gelangen. Darüber hinaus reichte mein Plan nicht und ich hatte keine Idee, welches Asyl ich mir dann wählen würde.

Die schwache Hoffnung, die ich bis jetzt gehegt, der Verfolgung Mannion's zu entrinnen, war sonach auf immer entschwunden. War er mir in diesem Augenblicke wieder auf der Spur? Hierüber hatte ich keine Andeutung, denn der Nebel entzog meinen Blicken alle Gegenstände, welche ich hinter mir ließ. Alles Geräusch des Landes ward durch das unaufhörliche Getöse des Meeres, übertäubt, aber ich zweifelte nicht, daß er mir folge, während ich meinen Weg weiter fortsetzte.

Ich ging langsam und entfernte mich von dem äußersten Küstenrande nur so weit, als nöthig war, um von

dem Brausen und Donnern der Wellen nicht betäubt zu werden. Ich wußte, daß ich, wenn auch auf einem langen Umwege, die rechte Richtung verfolgte, so lange ich die Wellen zu meiner Rechten hörte. Hätte ich mich auf einem kürzeren Wege durch das Gebüsch und die Querwege wagen wollen, so würde ich mich blos in dem Nebel auf eine Weise verirrt haben, daß ich mich nicht so leicht wieder zurechtzufinden vermocht hätte.

Auf diese Weise schritt ich immer weiter, bis ich plötzlich bemerkte, daß das Brausen des Meeres nicht mehr in derselben Art an mein Ohr schlug. Es war mir, als hörte ich es zu *beiden* Seiten von mir – rechts sowohl als links.

Ich blieb stehen und bemühte mich, den Nebel zu durchdringen, aber diese Mühe war vergebens. Nur wenige Fuß von mir zeigten sich die Felsen wie Schatten in dem dichten weißlichen Dunste. Ich schritt noch ein wenig weiter, und es dauerte nicht lange, so hörte ich unter meinen Füßen, deutlich unterschieden von dem Brüllen des Meeres, ein dumpfes, zuweilen unterbrochenes Rollen, welches dem des fernen Donners glich. Ich blieb abermals stehen und lehnte mich an einen Felsen. Nach einiger Zeit begann der Nebel nach dem Meere zu sich zu zerstreuen, während er mir zu beiden Seiten so dicht blieb wie zuvor. Ich lenkte meine Schritte weiter nach dieser lichterem Stelle des Himmels, die ich vor mir sah, während das donnernde Getöse immer noch fort dauerte.

Der Nebel lichtete sich ein wenig und ließ mich eine zur Nachachtung für die Schiffe aufgesteckte Landmarke

sehen. Sie stand auf der höchsten Spitze der umliegenden Felsen. Ich kletterte hinauf. Ich sah die grell weiß und roth gemalte Scheibe und gewann nun die Ueberzeugung, daß ich mich von der regelmäßigen Linie der Küste entfernt hatte und in eins der Granitvorgebirge hineingerathen war, welche an der südlichen Küste von Cornwallis in das Meer vorspringen. Schon zwei Mal war ich während der ersten Zeit meines Aufenthalts in dem Fischerdorfe bis an diese Stelle vorgedrungen, und jetzt wo ich dasselbe unterirdische Getöse hörte, wußte ich, was die Ursache hiervon war.

Ein wenig jenseits des Plateaus, auf welchem ich stand, senkte sich die Felsenkette plötzlich, um beinahe senkrecht auf eine untere Schicht des steilen Gestades hinabzustoßen.

An einem der höchsten Punkte dieses Granitwalles gab es eine schwarze, gähnende Oeffnung, welche wie ein Tunnel in schräger Richtung durch die Felsen in einen Abgrund von unbekannter und unergründlicher Tiefe führte, in welchen die Meereswogen auf einem unterirdischen Wege eindringen.

Selbst bei ruhiger Witterung schwieg das Meer in diesem entsetzlichen Schlunde niemals, während eines Sturmes aber tobte es hier mit unbeschreiblicher Wuth. Die Wogen kochten und donnerten in ihrem Kerker, so daß sie gleich einem Erdbeben die granitene Grundfesten zu erschüttern schienen. Wie hoch sie aber auch gegen die Wände des Felsenschlundes anschlugen, so vermochte das Auge des Beobachter von oben ihre Bewegung doch

nicht zu verfolgen, und nur aufsteigende Schaumwolken verriethen ihm den furchtbaren Kampf der Fluthen.

Während ich so den Ort erkannte, an welchen mein Irrthum mich geführt, dachte ich auch an die Gefahren, welche ich längs dem ganzen Felsenwege hinter mir gelassen – Gefahren an den schmalen Rändern und den unter meinen Füßen verborgenen Abgründen, neben welchen ich, so lange der Nebel sie mir verhüllte, keck vorübergeschritten war. Jetzt aber, wo ich daran dachte, schauderte ich bei dem Gedanken, ihnen von Neuem zu trotzen, so lange der Himmel sich nicht aufgeklärt hätte und ich den Weg deutlich vor mir sähe. Am fernen Horizonte über den schäumenden Wogen ward der Dunstkreis langsam heller und ich beschloß daher, zu warten, bis das Dunkel vollends geschwunden sei, ehe ich mich auf den Rückweg wagte.

Ich stieg nach dem unteren Felsenplateau hinunter, um eine weniger gefährliche Position zu suchen, als die, in welcher ich mich jetzt befand. Als ich mich dem Schlunde näherte, war das Donnern der Wogen darin so furchtbar, daß es nicht blos das Getöse der äußern Brandung, sondern auch das gellende Gekreisich der Tausende von Seevögeln übertäubte, welche mich von allen Seiten umschwirrten.

Zu beiden Seiten des Abgrunds boten die Felsen, ob schon sehr steil, doch für Fuß und Hand sichere Stützpunkte.

Während ich hinabstieg, trieb mich jener Wunsch, die Gefahr in der Nähe zu sehen, jener Wunsch, der so viele

Menschen bis an den Rand des Abgrunds führt, den sie gleichwohl fürchten, mich so weit als möglich an die Kante des Riesenschlunds zu wagen und in das Innere hinabzuschauen. Nur schwach erkannte ich die kolossalen, schwarzen, schimmernden Wände und die inneren Felsenvorsprünge mit langem, dünnem Seegras bewachsen, welches sich langsam in dem leeren Raume hin- und herschaukelte, denn unaufhörlich stiegen Dünste wie Rauchwolken und feuchte Schaumsäulen aus den unsichtbaren Tiefen herauf bis auf eine breite, mit Seegras bedeckte Felsenplatte, welche auf der Seite, wo ich stand, gleichsam den Vorplatz des Abgrundes bildete.

Schon bei dem Anblicke dieser glatten, schlüpfrigen Fläche, welche sich nach den senkrechten Tiefen des gähnenden Schlundes hinabneigte, ward mir schwindlig. Ich drehte mich, sobald ich dies fühlte, herum und that dreißig bis vierzig Schritte nach einer andern Richtung – nach dem Rande des Vorgebirges, welches sich nach dem Meere abflachte.

Hier zeigten die Felsen ungeheuerliche Formen und bildeten natürliche Grotten und gleichsam überhängende Dächer. Ich lenkte meine Schritte nach einem dieser Felsen, um hier ein Obdach zu finden, bis der Himmel sich aufgeheitert hätte.

Eben war ich bis an den Felsenvorsprung beinahe an den Rand des Gestades gelangt, als ich mich plötzlich am Arme gefaßt und festgehalten fühlte, und durch den Tumult der Wogen, das Brüllen des gähnenden Abgrundes

hinter mir und das Gekreisch der Seevögel, die über meinem Haupte hin- und herflatterten, hörte ich die mir laut in's Ohr gerufenen Worte:

»Ihr Leben ist mein. Wollen Sie mir es vielleicht durch einen Selbstmord rauben?«

Ich drehte mich um – Mannion stand neben mir. Kein Schirm verbarg jetzt die scheußliche Verstümmelung seines Gesichts.

Sein Auge war auf mich geheftet und er zeigte mit dem Finger auf die zweihundert Fuß tief unter uns schäumende Brandung.

»Wollen Sie mir durch einen Selbstmord entrinnen? Ich vermuthete es und dies Mal bin ich Ihnen dicht auf dem Fuße gefolgt – ich bin Ihnen gefolgt, um Sie dem Tode streitig zu machen.«

Bei der Bewegung, die ich machte, um mich von ihm loszureißen und von dem Rande des Abgrundes zurückzuweichen, bemerkte ich, daß mit dem triumphirenden Ausdrücke seines Blickes sich ein scheuer Glanz mischte, welcher an Wahnsinn streifte, und ich dachte an Das, was mir im Hospitale gesagt worden, als man mich ermahnte, vor ihm auf meiner Hut zu sein.

Der Nebel ward immer dichter, jetzt aber, um getrennte Wolkenmassen zu bilden, welche mit jeder Minute unter dem Einflusse des Lichtes, welches durch sie hindurchdrang, eine andere Gestalt annahmen. Ich hatte schon früher diese plötzlichen Uebergänge bemerkt und wußte, daß sie die Vorläufer der wiederkehrenden Heiterkeit der Atmosphäre waren.

Während ich den Himmel ansah, war Mannion einige Schritte zurückgetreten Er streckte den Arm in der Richtung des Fischerdorfes aus, welches ich diesen Morgen verlassen.

»Selbst an diesem fernen Orte,« sagte er, »und unter diesen unwissenden Leuten hat mein verstümmeltes Gesicht gegen Sie gezeugt und Margarethens Tod ist gerächt worden, wie ich Ihnen sagte, daß er es sein würde. Sie sind wie ein Aussätziger, wie ein Verfluchter und von diesen armen Fischern vertrieben worden, Sie haben angefangen, Ihr Leben als ein Geächteter der Gesellschaft zu leben, wie ich das meinige gelebt. Der barbarische, ungeheuerliche Aberglaube, den ich hier zu meiner Unterstützung bereit fand, ist die Geißel, mit welcher ich Sie aus Ihrem Asyle herausgepeitscht habe. Sie fragen sich vielleicht, welche Geduld ich nöthig gehabt, um mich von Ihnen und Ihrer Nähe entfernt zu halten, bis Sie sich in allen diesen Hütten der Armuth Freunde erworben hatten – wie ich diesen Leuten meine Verstümmelung erklärt, wie ich ihre abergläubischen Gemüther bearbeitet habe, bis sie Ihre Nähe verabscheuten wie die Pest, bis Sie das Schreckbild der Frauen und Kinder wurden. Nicht wahr, Sie wünschen und zittern zugleich, zu erfahren, wie ich Alles so weit gebracht habe? Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen gesagt und was ich Ihnen geschrieben habe. Erinnern Sie sich, wer ich bin, und Sie werden aufhören, zu erstaunen. Sehen Sie mich jetzt an. Ich bin wieder kräftig geworden. Ich bin nicht mehr der kraftlose Patient des Hospitals. Ueberall, wohin Sie gehen, wird ein

kräftiger energischer Feind Ihnen folgen. Ich sage Ihnen nochmals: Wir sind für das ganze Leben Einer an den Andern gekettet, und wenn ich Sie auch aufgeben wollte, so könnte ich es doch nicht mehr. Es wird eine Freude und Wonne für mich sein, überallhin Ihre Spur zu verfolgen und Sie aufzuscheuchen. Mein Blut glüht, wenn ich daran denke. Sehen Sie, ehe Sie von hier fort gehen, sehen Sie diese aufgeregten Wogen! Sehen Sie sie – es giebt für sie keine Ruhe und ebenso wenig wird es Ruhe für Sie geben.«

Sein Anblick, während er in dieser wilden Einsamkeit so neben mir stand, der heisere Ton seiner Stimme, welche Wuth und Freude zugleich verrieth, das Getöse des Meeres, welches sich donnernd an den Klippen brach, das Brüllen der in den Tiefen des Felsenschlundes hinter uns eingekerkerten Wogen, das unheimliche Dunkel des Nebels und die seltsamen, phantastischen Formen, welche er jetzt, wo er sich beinahe über unsern Köpfen hinwegwälzte, anzunehmen begann – Alles, was ich hörte, als Mannion diese letzten Worte sprach, schien mir plötzlich den Verstand zu rauben. Mein Kopf war wie Feuer und mein Herz wie Eis. Ich fühlte eine furchtbare Versuchung, mich auf immer des Elenden zu entledigen, welcher hier vor mir stand, und ihn in den zu meinen Füßen gähnenden Abgrund zu schleudern. Schon streckten sich, ohne daß ich es wollte, meine Hände nach ihm aus – noch ein Augenblick, und Einer von uns wäre der Vernichtung geweiht gewesen – aber noch Zeit genug kehrte ich ihm den Rücken und entfloh, unbekümmert um alle

Gefahr, nur um ihn nicht wiederzusehen, über die Fläche des felsigen, zerklüfteten Gestades.

Ehe ich mich noch viele Schritte weit entfernt hatte, gab mir das Getöse eines Wasserfalles unter den Felsen einen Theil der Kaltblütigkeit wieder, deren ich bedurfte.

Dennoch wagte ich noch nicht, mich wieder herumzudrehen, um zu sehen, ob Mannion mir folge, so lange ich den furchtbar gähnenden Abgrund hinter ihm gewahren würde.

Ich begann das obere Felsenplateau ziemlich wieder an derselben Stelle zu ersteigen, an welcher ich herabgekommen war. Auf der Hälfte des Weges blieb ich auf einer ziemlich breiten Plattform stehen und sah, daß ich, um das weitere Aufsteigen bequemer fortzusetzen, erst entweder rechts oder links eine Strecke in horizontaler Richtung zurücklegen mußte.

In diesem Augenblicke begann der Nebel sich langsam aufzuhellen. Ich schaute zuerst nach links, um zu sehen, ob meine Füße sich ohne Furcht feststellen könnten, und dann rechts nach der ungeheuren Felsenspalte. In diesem Augenblicke sah ich, obschon undeutlich, die Gestalt Mannion's, der sich wie ein Schatten unter mir bewegte.

Schon ging er an dem schlüpfrigen Rande des Granitwalles hin, welcher beinahe senkrecht in den Schlund hinabtauchte. Die Atmosphäre klärte sich immer mehr auf und ich überzeugte mich, daß er, durch den Nebel getäuscht, sich gerade der gefährlichsten Stelle genähert hatte. Er blieb stehen, richtete die Augen empor, sah, daß

ich ihn beobachtete, hob die Hand und bewegte sie mit drohender Miene in der Luft.

Diese heftige Geberde war zu rasch gemacht worden. Plötzlich verlor Mannion das Gleichgewicht, taumelte, versuchte sich zu halten, drehte sich halb um sich selbst und stürzte dann rückwärts gerade über den steilen Abhang der Wand des Abgrundes.

Das durchnäßte Seegras glitt ihm zwischen den Händen hindurch, als er sich wüthend an einige Büschel desselben anklammerte. Er machte wahnsinnige Bemühungen, sich wieder auf den äußern Rand des Abhanges zurückzuwerfen, aber mit jeder dieser Anstrengungen glitt er tiefer hinab. An dem äußersten Rande der Felswand, die ihn von dem Schlunde trennte, sah ich ihn wie von einem plötzlichen Schlage zurückprallen, und in demselben Augenblicke sprang ihm ein furchtbarer Schaumstrahl entgegen. Ich hörte einen so durchbohrenden, von jeder menschlichen Stimme so entsetzlich verschiedenen Schrei, daß er selbst den Donner des Wassers zu übertäuben schien. Der siedende Schaum sank wieder.

Eine Secunde lang sah ich zwei blutende Hände sich krampfhaft gegen die schwarze Wand des Schlundes stemmen. Dann brüllten die Wogen in ihren verborgenen Tiefen so entsetzlich wie je, eine neue Schaumlawine sprang in die Luft empor, und als sie zerrann, sah man in dem gähnenden Rachen des Abgrundes Nichts mehr. Nichts bewegte sich mehr an der Felsenwand als einige zerzaus'te Büschel triefenden Seegrases.

Dieser Anblick lähmte ohne Zweifel in mir die Erinnerung, denn nach diesem Blicke, durch welchen ich die gähnende Tiefe maß, entsinne ich mich keines Umstandes weiter, als daß ich mich an eine breite Felsenwand lehnte, um meine eigene Schwäche vor einem Sturze zu bewahren.

Wie lange diese Zwischenzeit periodischer Besinnungslosigkeit dauerte, weiß ich nicht, aber endlich erweckte, wie mir schien, das wüthende Grollen des Abgrundes mich aus meiner Erstarrung.

Als ich meinen auf die Brust herabgesunkenen Kopf wieder emporrichtete, um mich umzusehen, war der Himmel nach dem Meere zu ganz hell und heiter. Der Sonnenschein spiegelte sich in den Kämmen der springenden Wogen und es blieb von dem Nebel Nichts übrig als eine große purpurne Wolke, die sich noch über dem Panorama des Landes hinschleppte.

Ich setzte langsam und mit Mühe meinen Weg längs dem Vorgebirge weiter fort. Meine Schwäche war so groß, daß ich an allen Gliedern zitterte. Ich weiß nicht, welche schwerfällige Unbeholfenheit meinen Willen selbst hinsichtlich der einfachsten Bewegungen gefangen hielt. Mehrmals beunruhigte ich mich ohne Ursache in Bezug auf die Richtung, der ich folgte, und es kostete mir Mühe, mich zu überreden, daß ich nicht nach dem Fischerdorfe zurückkehrte. Das entsetzliche Schauspiel, dessen Zeuge ich so eben gewesen, schien meinen Körper noch mehr erschüttert zu haben als meinen Geist.

Es war mir unmöglich, Ordnung in meine Gedanken zu bringen, und ich konnte mich zum Beispiel nicht überzeugen, daß Mannion wirklich auf die beschriebene furchtbare Weise seinen Tod gefunden habe.

Als ich das Dorf erreichte, wo ich mich jetzt befinde, waren meine Kräfte so erschöpft, daß die Leute des Wirthshauses, wo ich einkehrte, mich beim Ersteigen der Treppe unterstützen mußten. Selbst jetzt noch, nach einer mehrstündigen Ruhe, beginnt die einfache Bewegung, die ich mache, um meine Feder in das Dintenfaß zu tauchen, für mich seine Arbeit und Beschwerde zu sein. Ich fühle ein seltsames Herz klopfen – meine Erinnerungen verwirren sich wieder – ich muß aufhören, zu schreiben.

Am 23. October. Das furchtbare Schauspiel, dessen Augenzeuge ich gestern war, hat auf mein Gemüth einen Eindruck gemacht, dessen peinliche Wirkung ich nicht abschütteln kann. Vergebens habe ich mich bemüht, nicht mehr an Mannion's Tod zu denken, sondern vielmehr an die Aussicht auf ein neues und freies Leben, welches dieser Tod mir eröffnet. Mag ich wachen oder schlafen, so ist es, als ob ein gewisses Verhängniß meine Geistesfähigkeiten in den schwarzen Mauern des brüllenden Felsenschlundes gefangen hielte. Des Nachts im Traume sehe ich wieder die fahlen blutigen Hände, welche sich festzuklammern suchen, und selbst jetzt in der heitern, frischen Morgenstunde ist noch keine heilsame Veränderung in meinen Gedanken vorgegangen. Wo ist die Zeit,

wo die Heiterkeit eines schönen Tages auf mein Gemüth einen so glücklichen Einfluß äußerte?

Am 25. October. Während des ganzen gestrigen Tages habe ich nicht den Muth zusammenraffen können, auch nur eine Zeile meinem Tagebuch hinzuzufügen. Die Kraft, deren ich bedurfte, um meine Empfindungen im Zaume zu halten, ist von mir gewichen. Bei dem mindesten zufälligen Geräusche, welches ich in dem Hause höre, faßt mich plötzliches Zittern. Ganz gewiß – wenn jemals der Tod eine menschlichen Wesens für ein Anderes eine Ursache der Rettung oder der Befreiung von drohendem Unheile gewesen ist, so ist dies mit Mannion's Tode in Bezug auf mich der Fall, und dennoch hat noch Nichts die Wirkung gemindert, welche der Schrecken, Zeuge dieses Todes gewesen zu sein, auf mich geäußert hat – Nichts – nicht einmal die Gewißheit, die ich nun habe, auf immer von einem Todfeinde, dem hartnäckigsten und verzweifeltsten, der sich jemals an die Fersen eines andern Menschen geheftet, befreit zu sein.

Am 26. October. Die ganze Nacht bin ich in einem gemischten Zustande zwischen Schlaf und Wachen von beunruhigenden Visionen gequält worden – Visionen, welche mir meinen letzten einsamen Abend in dem Fischerdorfe wieder vor Augen führten. Dann sah ich wieder Mannion und die blutigen Hände, und dann schwirrten flüchtige Bilder aus dem Leben im Vaterhause an mir vorüber. Clara sitzt neben mir und lies't mir vor. Plötzlich ändert sich die Scene abermals. Ich sehe wieder das Zimmer, in welchem Margarethe starb. Ich sehe sie wieder

mit ihrem langen schwarzen Haare, welches ihr über das Gesicht herabfällt. Dann versinke ich einige Augenblicke in Bewußtlosigkeit. Mannion erscheint wieder. Es ist mir, als ginge er langsam an meinem Bette hin und her, bald oben, bald zu den Füßen – als überwachte er mich die ganze Nacht – als ob die Wirklichkeit mir beim Erwachen klar werden würde. Clara geht auf der andern Seite des Zimmers ihm gegenüber hin und her, und Ralph steht zwischen Beiden und hält seine Augen fest auf mich geheftet.

Am 27. October. Ich fürchte, daß meine Geisteskräfte ernstlich erschüttert sind. Sie waren dies schon in Folge der stattgehabten peinlichen Auftritte, ehe ich unter die Felsen des Vorgebirges gerieth. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß mein Nervensystem durch den Zustand fortwährender Aufregung, in welcher ich mich befunden, seitdem ich London verlassen, mehr gelitten hat als ich dachte. Beigetragen hierzu hat jedenfalls auch die unaufhörliche Spannung meines Gemüths beim Niederschreiben Dessen, was mir begegnet ist. Soll ich einen Brief an Ralph schicken? Nein, noch nicht. Er könnte glauben, ich sei ungeduldig und nicht im Stande, meine nothwendige Entfernung mit so viel Ruhe und Entschlossenheit zu tragen, als ich haben soll.

Am 29. October. Die Leute im Wirthshause haben einen Arzt zu mir rufen lassen. Heute kam er. Er schien mir die personificirte Herzensgüte zu sein; in dem Augenblicke aber, wo er in mein Zimmer trat, ward ich von nervösem Zittern ergriffen. Ich ward verlegen, als ich ihm

erzählen wollte, was mir begegnet war, und zuletzt konnte ich kein einziges Wort mehr deutlich hervorbringen. Er schien sehr ernst zu sein, als er mich befragte, und eben so als er sich bei meiner Wirthin erkundigte.

Es ist mir, als hätte ich ihn von der Nothwendigkeit, meine Freunde zu benachrichtigen, sprechen hören, doch weiß ich es nicht gewiß.

Am 31. October. Ich werde immer schwächer. Gestern versuchte ich in meiner Verzweiflung an Ralph zu schreiben, aber ich wußte nicht, welche Wendung ich dem Briefe geben sollte. Die gewöhnlichsten, alltäglichen Ausdrücke flohen mich in dem Chaos meines Geistes. Ich sah mich genöthigt, meinem Vorhaben zu entsagen. Ich wundere mich, daß ich heute im Stande bin, wieder die Feder zu ergreifen und meinem Tagebuches einige Zeilen zuzufügen. Wenn ich nicht mehr im Stande sein werde, die Beschäftigung fortzusetzen welche seit einigen Wochen gewissermaßen meine einzige Gewohnheit geworden ist, was wird dann aus mir werden? Werde ich dann die einzige Schutzwehr meines gesunden Verstandes verloren haben?

Immer schlimmer wird es mit mir! Ich weiß nicht mehr, welches Datum wir heute haben. Eben erst hat man mir es gesagt, aber ich kann es mir nicht merken. Ich weiß nicht einmal, wie viele Tage ich schon bettlägerig bin. Es ist mir, als bräche mein Herz und lös'te sich von

Allem ab. O wenn ich Clara wiedersehen könnte, wenn ich sie nur sprechen hörte!

Der Arzt und ich weiß nicht was für ein Unbekannter, der mit ihm kam, haben meine Papiere geprüft. Ich versuchte dagegen Einspruch zu thun, aber –

Mein Gott, sterbe ich denn? Sterbe ich in dem Augenblicke, wo Ruhe und Glück wieder für meine Zukunft erwachen?

Clara, so fern, so fern von ihr! ich besitze Nichts von ihr als das kleine Buchzeichen, welches sie mir gestickt hat und –

Ich kann mich nicht mehr bewegen, ich vermag kaum noch zu athmen oder zu denken! Wenn ich in diesem Zustande in mein Vaterhaus gebracht werden könnte, wenn mein Vater mich so wiedersähe, wie ich jetzt bin! Wieder bricht die Nacht ein, dieselben Visionen tauchen wieder auf. Sie versetzen meinen Geist stets wieder in die Mitte der Meinigen, zuweilen in das unbekannte Vaterland des Himmels.

Clara! Ich sterbe noch vor Verzweiflung und Wahnsinn, wenn sie nicht zu mir kommt. O, man bringe ihr

die Nachricht vorsichtig und behutsam bei. Man könnte sie tödten.

Ich sehe ihr reines, ruhiges Antlitz. Ihre thränenfeuchten Augen ruhen liebend auf mir – aber ich bemerke einen Glanz, der durch die Thränen hindurch leuchtet. So lange dieser Glanz leuchtet, werde ich leben – aber wenn er zu erlöschen beginnt –

SCHLUSS IN BRIEFEN.

ERSTER BRIEF.

**William Penhale, Bergman zu B... in Cornwallis,
an seine Frau in London.**

Liebe Marie,

Deinen Brief hab' ich gestern erhalten und mich mehr gefreut als ich sagen kann, zu hören, daß unsere Tochter Susanne in London ein so gutes Unterkommen gefunden hat und daß sie ihre Herrin so sehr liebt. Grüße Deine Schwester und deren Mann, und sage ihnen, daß das Geld, welches zu dieser Reise nöthig gewesen ist, mich durchaus nicht dauert. Unsere arme Susanne ist noch zu jung, als daß wir sie hätten allein reisen lassen können, und was mich betraf, so mußte ich natürlich hier bleiben, um unsere andern Kinder zu versorgen und zu arbeiten, damit wir die für die Reise geliehene Summe bald wieder

bezahlen können. Deßhalb mußtest Du Susannen begleiten und es versteht sich, daß das Wohlergehen unseres Kindes uns weit mehr Werth sein muß als Geld.

Uebrigens, als ich Dich heirathete, um Dich mit mir nach Cornwallis zu nehmen, versprach ich Dir, Dich eine Reise nach London machen zu lassen, damit Du Deine Freunde besuchen könntest, und nun habe ich mein Versprechen gehalten. Ich sage Dir also nochmals, Du brauchst Dir wegen jenes geborgten Geldes keine Sorge zu machen – ich werde die Schuld bald wieder abtragen.

Uebrigens habe ich Dir merkwürdige Dinge mitzutheilen, Marie. Du wirst Dich erinnern, daß vor Deiner Abreise die Arbeit in den Kohlenwerken sehr schlecht ging, so daß ich mir die Sache überlegte und bei mir sagte: »Wäre es nicht vielleicht gut, wenn ich einmal nach T*** ginge, um zu sehen, ob ich vielleicht mit dem Fischfange mehr Glück hätte?« Ich ging demzufolge hin und habe bis jetzt alle Ursache, mit meinem Entschlusse zufrieden zu sein, denn ich mache ganz leidliche Geschäfte. Wie Du siehst, bin ich ein Kerl, der sich in Alles zu schicken weiß, und der Fischfang ist dieses Jahr sehr ergiebig. Deßhalb bleibe ich vor der Hand in T***.

Doch nun komme ich auf meine Neuigkeiten zurück.

Die Frau des Schenkenwirths in diesem Dorfe ist, wie Du Dich erinnern wirst, eine weitläufige Verwandte von mir. Es war am dritten Nachmittage nach Deiner Abreise, und ich stand an ihrer Hausthür und plauderte mit ihr, als wir plötzlich einen uns völlig unbekanntem jungen Herrn auf uns zukommen sahen. Er schien sehr bleich zu sein

und sah aus wie Einer, der seinen Verstand nicht recht beisammen hat. Er redete uns an und fragte, ob er hier übernachten könne; plötzlich aber sank er wie ohnmächtig nieder und ich mußte noch ein paar Leute zu Hilfe rufen, um ihn die Treppe hinaufzuschaffen. Am andern Morgen hörte ich, daß es noch schlimmer mit ihm geworden sei, und den Tag darauf hatte sich sein Zustand ebenfalls noch nicht gebessert. Die Wirthin, meine Verwandte, war in keiner kleinen Angst, denn der junge Herr war in höchstem Grade aufgereggt und sprach in ganz seltsamen Worten mit sich selbst – besonders in der Nacht. Es ist nicht möglich gewesen, ihn zu bewegen, zu sagen, wodurch er in diesen Zustand versetzt worden, oder wer er ist. Wir haben bis jetzt weiter Nichts von ihm erfahren, als daß er von Westen her gekommen ist und unter Fischern gewohnt hat, die sich, wie er sagt, nicht sehr gut gegen ihn benommen haben, was ihnen durchaus nicht zur Ehre gereicht. Ich wollte wetten, daß dieser arme kranke junge Mann ihnen nichts Uebles zugefügt hat.

Das Ende vom Lied war, daß ich selbst den Arzt holte. Als wir in sein Zimmer kamen, fanden wir ihn ganz bleich und zitternd, und er sah uns so schüchtern und furchtsam an, als ob er uns für Mörder hielte. Der Doctor gab seinem Uebel einen Namen, den ich mir nicht habe merken können, äußerte aber dabei, das Gemüth des Kranken sei leidender als sein Körper, und er habe höchstwahrscheinlich einen Schrecken gehabt, der alle seine Nerven erschüttert habe. Das einzige Mittel zu seiner Wiederherstellung wäre, wie der Doctor meint, die

sorgfältige Pflege und Abwartung von Freunden und Verwandten, und der Kranke sagt auch selbst, daß er nicht eher ruhig werden könne als bis er sich unter Bekannten sähe, denn die ihn hier umgebenden fremden Gesichter steigerten sein Mißbefinden nur noch mehr.

Er schien sich, wie Du Dir denken kannst, sehr nach Hause zu sehnen. Der Doktor fragte ihn, wo seine Bekannten wohnten, aber er wollte es nicht sagen und in den letztvergangenen Tagen ist er noch kränker geworden, so daß er gar nicht verständlich mit uns sprechen kann.

Gestern Abend jagte er uns Allen einen großen Schreck ein. Der Doctor, welcher hörte, daß ich unten wäre, rief mich hinauf und ersuchte mich, den Kranken zu stützen, während man ihm das Bett machte. Sobald er auf die Füße trat – ich bin überzeugt, daß ich ihn so behutsam als möglich anrührte – ward er ohnmächtig und ich glaubte anfangs, er sei todt. Als wir ihn wieder auf das Bett legten, ging ein kleiner Gegenstand von Pappe, hübsch mit Perlen und Seide gestickt, von der Schnur los, mittelst welcher er an seinem Halse hing, und fiel auf die Diele. Ich hob das Ding auf, denn ich gedachte der Zeit, Marie, wo wir Brautleute waren und wo der geringste Gegenstand, der Dir gehörte, mir lieber war als Geld. Ich hob daher das Dingelchen sorgfältig auf, weil ich glaubte, es sei ohne Zweifel ein Andenken von seiner Geliebten. Und in der That, als ich es ihm zurückgab, hing er es mit seinen kleinen zarten Händen sofort wieder um den Hals

und sah mich mit dankbarem Blicke an, als ich es ihm wieder an die Schnur befestigen half.

Gerade als ich damit fertig war, winkte mir der Doctor, daß ich zu ihm an das andere Ende des Zimmers kommen sollte.

»Wenn das so fortgeht,« sagte er leise zu mir, »so verliert der Kranke den Verstand, wo nicht das Leben. Ich muß in seinen Papieren nachsehen, wer seine Freunde sind, und Ihr müßt dabei Zeuge sein.«

Mit diesen Worten öffnete der Doctor den kleinen Koffer des unbekanntem jungen Mannes und nahm ein vier-eckiges versiegeltes Packet und dann zwei oder drei zusammengeheftete Briefe heraus.

Der arme Kranke sah uns mittlerweile zu, als ob er große Lust hätte, uns in dieser Beschäftigung zu unterbrechen. Der Arzt sagte hierauf, er glaube nicht, daß es nöthig sei, das versiegelte Packet zu öffnen, denn die Adresse sei auf allen Briefen dieselbe und entspreche den in die Wäsche eingezeichneten Anfangsbuchstaben.

»Nun,« sagte der Doctor, »weiß ich auch den Ort, wo er wohnt oder vielmehr wo er gewohnt hat, und dorthin werde ich daher zunächst schreiben.«

»Wollen Sie, daß meine Frau den Brief besorge?« sagte ich zu ihm; »sie ist jetzt in London bei unserer Tochter Susanne, und wenn die Freunde des jungen Mannes nicht mehr an dem Orte sein sollten, wohin Sie schreiben, so wird sie weitere Erkundigungen einziehen.«

»Das ist ein guter Gedanke, Penhale,« sagte der Doctor, »so wollen wir es machen. Schreibt an Eure Frau und legt meinen Brief in den Eurigen.«

Ich that wie er mir sagte, und sein Brief liegt hier bei mit der Angabe des Hauses und der Straße.

Nun aber, liebe Marie verliere keine Zeit, um zu sehen, ob Du etwas entdecken kannst. Die Adresse, welche der Doctor auf seinen Brief geschrieben, ist vielleicht die der Wohnung des jungen Mannes, oder Du findest in diesem Hause wahrscheinlich Leute, die Dir eine andere Adresse geben werden. Gehe sogleich hin und thue uns dann zu wissen, welchen Erfolg Deine Bemühungen gehabt haben, denn es gilt, keine Zeit zu verlieren, und wenn Du diesen jungen Herrn sähest, so würde er Dir, eben so wie uns, das innigste Mitleid einflößen.

Mein Brief ist so lang geworden, daß das Papier alle ist. Gott nehme Dich und unsere gute Susanne in seinen Schutz. Ich bin wie immer

Dein Dich liebender Gatte

William Penhale.

ZWEITER BRIEF.

Marie Penhale an ihren Gatten.

Lieber William,

Susanne läßt Dich und ihre Geschwister tausend Mal grüßen. Sie hat wirklich hier ein sehr gutes Unterkommen gefunden und ihre Herrin ist sehr freundlich gegen sie. Meine Schwester Martha und deren Mann lassen Dich ebenfalls grüßen. Und nun, nachdem ich mich

dieser Aufträge entledigt, will ich Dir einige gute Nachrichten für den armen jungen Herren geben, der so krank in T*** liegt.

Gleich nachdem ich bei Susannen gewesen und ihr Deinen Brief vorgelesen, begab ich mich in das Haus, dessen Adresse der Doctor auf seinen Brief geschrieben. Ach, was war das für ein vornehmes Haus! Ich getraute mir erst kaum die Klingel zu ziehen. Endlich jedoch faßte ich Muth und sofort öffnete mir ein großer dicker Herr mit weißgepudertem Haar die Thür.

»Ich wollte fragen,« sagte ich, indem ich auf dem Briefe des Doktors stehenden stehenden Namen zeigte, »ob Freunde dieses Herrn hier wohnen.«

»Das will ich meinen!« sagte er. »Sein Vater und seine Tochter wohnen hier. Was wollt Ihr von ihnen?«

»Ich möchte sie diesen Brief lesen lassen,« antwortete ich. »Sie werden daraus erfahren, daß der junge Herr in unserer Gegend sehr gefährlich krank liegt.«

»Meinen Herrn könnt Ihr nicht sprechen,« antwortete der gepuderte dicke Mann, »denn er ist so unwohl, daß er das Bett hütet, und mit Miß Clara geht es auch nicht besser. Ihr werdet daher wohl thun, wenn Ihr mir den Brief dalaßt.«

Während er dies sagte, schritt eine ziemlich bejahrte Dame – später habe ich erfahren, daß es die Haushälterin war – durch die Hausflur und fragte mich, was ich wolle. Nachdem sie mich angehört, verrieth ihre Miene plötzlich große Aufregung.

»Kommt mit, liebe Frau,« sagte sie zu mir. »Ihr werdet Miß Clara mehr nützen als alle Aerzte zusammengenommen thun könnten. Aber es muß ihr dies Alles mit großer Vorsicht beigebracht werden und ehe sie den Brief sieht, denn ihre Gesundheit ist eine höchst schwache.«

Wir gingen die Treppe hinauf, die mit einem so schönen Teppiche belegt war, daß ich mir kaum getraute, mit meinen schmutzigen Schuhen darauf zu treten. Die Haushälterin öffnete eine Thür, sprach einige Worte hinein, die ich nicht verstehen konnte, und ließ mich dann in das Zimmer treten, in welchem sich die junge Dame befand.

O William! ihr Gesicht war das sanfteste und freundlichste welches ich je in meinem Leben gesehen. Dabei aber war sie so bleich, und es lag ein so trauriger Blick in ihren Augen, als sie mich ersuchte, Platz zu nehmen, daß es mir ganz weich um's Herz ward, als ich an die Nachrichten dachte, die ich ihr brachte. Ich konnte anfangs gar nicht reden und ohne Zweifel wird sie gedacht haben, daß irgend Etwas mich verlegen mache, denn sie faßte mich bei der Hand und bat mich, nicht eher zu sprechen, als bis ich mich erholt und gefaßt haben würde. Dies sagte sie aber in so freundlichem Tone und sah mich dabei auf eine Weise an, daß ich einfältiges Weib anfang zu weinen, anstatt ihr zu antworten, wie ich doch hätte thun sollen.

Dies war aber dennoch wohlthätig für mich und ich konnte ihr erzählen, wie es mit ihrem Bruder ginge, ehe ich ihr den Brief des Doctors übergab. Sie öffnete ihn

nicht, sondern blieb steif und unbeweglich wie eine steinerne Bildsäule vor mir stehen, und es war, als könne sie weder weinen noch sprechen noch sich rühren. Ich erschrak so sehr, sie in einem so beunruhigenden Zustande zu sehen, daß ich ganz vergaß, in was für einem vornehmen Hause ich mich befand und was für eine vornehme Person ich hier vor mir hatte. Ich faßte sie daher ohne Weiteres in die Arme, um sie neben mich auf das Sopha zu sehen, gerade so wie ich mit unserer Susanne zu thun pflegte, wenn sie bekümmert war und ich sie trösten wollte. Es gelang mir auch, sie ein wenig wieder zu beruhigen, und sie legte ihr schönes Haupt auf meine Schulter und dann fing sie an zu weinen. Dadurch ward ihr Herz erleichtert und sie stammelte nun ein Dankgebet zu Gott, daß ihr Bruder wieder gefunden worden und daß gute Menschen sich seiner angenommen.

Sie hatte nicht den Muth, den Brief des Arztes selbst zulesen, und ich las ihr ihn daher vor. Der Doctor sprach darin über die Gesundheit des jungen Herrn gerade nicht auf sehr beruhigende Weise, sagte aber, wenn man ihm sorgfältige Pflege angedeihen ließe und ihn wieder in befreundete Umgebung brächte, so würde dies sehr viel thun.

Hierauf fragte sie mich, wann ich die Rückreise nach Cornwallis anträte und ich antwortete: »So bald als möglich« – denn es ist auch wirklich die höchste Zeit, daß ich wieder nach Hause komme, William. »Wartet,« sagte hierauf die junge Dame zu mir, »wartet, bis ich diesen Brief meinem Vater gezeigt habe.«

Und damit eilte sie aus dem Zimmer. Nach einigen Minuten kam sie mit ganz verklärtem Gesichte wieder. Sie war mit einem Male wie umgewandelt und sagte, ich hätte durch das Ueberbringen dieses Briefes die Familie so glücklich gemacht, daß sie mir nie genug dafür danken könne. Es dauerte nicht lange, so trat hinter ihr ein Herr in's Zimmer – ihr älterer Bruder, wie sie mir sagte, und liebenswürdigste Herr, den ich jemals gesehen. Er drückte mir die Hand wie einer alten Bekannten, und sagte, ich sei die erste Person, die einer Familie dadurch Wohlthaten erzeigt, daß sie ihr schlimme Nachrichten überbracht. Hierauf fragte er mich, ob ich bereit wäre, den nächsten Morgen früh mit ihm, der jungen Dame und einem ihm befreundeten Arzte nach Cornwallis zurückzureisen. Ich hatte mir ohnedies schon vorgenommen, heute von unserer guten Susanne Abschied zu nehmen, und antwortete daher: »Ja.« – Die guten Leute ließen mich nicht eher fort, als bis sie mir Etwas zu essen und zu trinken vorgesetzt, und die gute junge Dame ließ sich von Susannen erzählen und in welchem Hause sie diene, und that dann allerhand Fragen über Dich, unsere Kinder, gerade so, wie man sich nach Freunden und Nachbarn erkundigt. Das arme gute Herz! Sie sagte, daß sie den morgenden Tag kaum erwarten könne!

Endlich ließ man mich fort und ich ging wieder zu Susannen, um noch so lange als möglich bei ihr zu bleiben, ehe ich Abschied von ihr nähme. Sie ertrug die Trennung jedoch ganz muthig und standhaft, der Himmel nehme sie in seinen Schutz, und ich bin überzeugt, daß er es

thun wird, denn nie hat eine Mutter eine bessere Tochter gehabt.

Mein lieber William, ich fürchte, daß dieser Brief sehr schlecht geschrieben ist, aber die Thränen stehen mir in den Augen, wenn ich an Susannen denke, und ich fühle mich von Allem, was ich gesehen habe, so aufgereggt und ermüdet! Morgen früh werden wir in einem Wagen abreisen, den wir auch auf der Eisenbahn mitnehmen. Ihr werdet große Augen machen, wenn Ihr mich mit so vornehmen Leuten in einer so schönen Equipage kommen seht. Wahrscheinlich geschieht dies gleich nach meinem Briefe; aber ich wollte doch nicht unterlassen, an Dich zu schreiben, damit Du dem armen jungen Herrn die guten Nachrichten, die ich Dir melde, zuvor mittheilen kannst. Ich glaube, er wird gleich um Vieles besser werden, sobald er nur hört, daß sein Bruder und seine Schwester ihn abholen wollen, um ihn wieder in das Vaterhaus zurückzuführen. Ich kann Dir Nichts weiter schreiben, lieber William. Ich bin zu müde. Ich sage Dir blos, daß ich mich sehr freue, Dich und die Kinder wiederzusehen.

Deine Dich liebende

Marie Penhale.

DRITTER BRIEF.

Der Verfasser der vorstehenden Selbstbiographie an Mr. J. Bernard.

(Das Datum dieses Briefes ist beinahe neun Jahr älter als das der beiden ersten Briefe.)

Lanreath Cottage, den —.

Lieber Freund,

Wenn ich Ihrem letzten Briefe glauben darf, so zweifeln Sie, daß ich mich noch der Umstände erinnere, unter welchen ich Ihnen vor länger als acht Jahren ein gewisses Versprechen gegeben. Sie irren sich aber, denn keiner jener Umstände ist meinem Gedächtnisse entfallen. Um Sie davon zu überzeugen, will ich sie Ihnen kurz recapituliren und Sie werden daraus ersehen, daß ich Nichts vergessen habe.

Nach meiner Rückkehr aus Cornwallis – könnte ich wohl jemals den Augenblick vergessen, wo ich Clara und Ralph an mein Bett treten sah! – als die schwere Nervenkrankheit, an welcher ich so lange gelitten, der liebevollen durch Ihren Eifer und Ihre Geschicklichkeit unterstützten sorgsamten Pflege meiner Familie gewichen war, war einer meiner lebhaftesten Wünsche, Ihnen die ganze Dankbarkeit, mit welcher ich die vortrefflichen Freundschaftsdienste, die Sie mir geleistet, würdige, dadurch zu beweisen, daß ich in Sie dasselbe Vertrauen setze, welches ich den theuersten und nächsten Verwandten schenken würde. Von dem Augenblicke an, wo wir uns in dem Hospitale kennen lernten, habe ich bei den so schweren physischen und moralischen Anfechtungen, denen ich unterworfen gewesen, stets auf Ihre Hingebung rechnen können, und durch Sie Beweise von dem Zartgefühl und der persönlichen Selbstverleugnung eines ächten Freundes erhalten.

Ich glaubte, ich sei Ihnen vor allen Dingen schuldig, Ihnen mitzutheilen, durch welche Verhältnisse ich in die

Situation versetzt worden, in welcher Sie mich fanden, als Sie meinen Bruder und meine Schwester nach Cornwallis begleiteten. Deßhalb habe ich als ein theures Vermächtniß und als einen Ihnen allein gegebenen Beweis von Vertrauen die Erzählung, die ich über meinen Fehltritt und dessen furchtbare Folgen niedergeschrieben, in Ihre Hände gelegt. Ich wäre damals nicht im Stande gewesen, Ihnen mündlich zu erzählen, was mir begegnet ist, und selbst nach diesem Zwischenraume von mehreren Jahren wäre die Aufgabe noch eine zu schwere für mich.

Nachdem Sie diese Geschichte der der verhängnißvollsten Epoche meines Lebens gelesen, haben Sie mich bei der Rückgabe des Manuscripts dringend aufgefordert, die die Veröffentlichung desselben noch bei meinen Lebzeiten zu gestatten. Ich habe die Richtigkeit der Beweggründe gewürdigt, welche Sie veranlaßt haben, mir diesen Rath zu geben. Ich habe zugegeben, daß Veränderung der Namen, der Oertlichkeiten und der Daten, uns gegen die Gefahr der Entdeckung der Persönlichkeit einer Person dieser Geschichte schützen würde; gleichzeitig aber habe ich Ihnen auch gesagt, daß ein anderes Hinderniß, welches seinen Grund in einer sehr natürlichen Rücksicht hatte, mich verhinderte, Ihrem Rathe zu folgen.

So lange mein Vater lebte, konnte ich ein Manuscript, in welchem er als sich auf die feindseligste Weise von seinem Sohne trennend geschildert ist, nicht der Oeffentlichkeit preisgeben. Wir trugen selbst in unserem engeren Zirkel Bedenken, wieder von diesen traurigen Ereignissen, zu sprechen, und wären sie in der Gestalt einer gedruckten Erzählung einmal dem Bereiche der Oeffentlichkeit anheimgefallen, so hätte ein schlimmer Zufall die Augen und die Erinnerung meines Vaters auf's Neue dadurch betrüben können.

Sie ließen diesen meinen Gegenständen Gerechtigkeit widerfahren und versprachen mir, im Falle ich vor meinem Vater sterben sollte, dieses Manuscript nicht zu veröffentlichen, so lange er lebe.

Indem Sie auf diese Bedingungen eingingen, stellten Sie zugleich mir ebenfalls eine, nämlich die, daß, wenn ich meinen Vater überlebte, ich dann, weil das von mir geltend gemachte Hinderniß beseitigt sei, Ihren Wunsch erfüllen sollte. Dies versprach ich und dies waren die Umstände, unter welchen ich Ihnen dieses Versprechen gab.

Ich glaube, mein Gedächtniß wird Ihnen treuer erscheinen als Sie glaubten.

Mit Ihrem gewohnten Zartgeföhle haben Sie seit dem Tode meines Vaters sechs Monate verstreichen lassen, ehe Sie mich daran erinnert haben. Und Sie haben wohl daran gethan. Ich habe Zeit gehabt, zu fühlen, wie tröstlich es für mich sei, mich zu erinnern, daß ich im Laufe dieser letzten Jahre meinem Vater das Leben versüßt und angenehm gemacht habe. Ich habe die Gewißheit,

daß nur der Lauf der Natur seinen Tod herbeigeführt und daß ich ihm niemals Anlaß gegeben habe, die vollständige und vertrauensvolle Versöhnung zu bereuen, welche gleich nach unserer ersten freien Unterredung bei meiner Rückkehr in meine Familie stattfand.

Noch aber habe ich nicht Ihre Frage beantwortet, welche dahin lautet, ob ich jetzt geneigt sei, die Veröffentlichung meiner Erzählung unter der Bedingung zu gestatten, daß alle Namen und Orte, welche darin erwähnt werden, verborgen bleiben und daß nur Sie nebst Ralph und Clara in mir den Verfasser meiner eigenen Geschichte kennen.

Ich antworte Ihnen hierauf, daß ich damit einverstanden bin. Binnen einigen Tagen wird eine sichere Hand Ihnen dieses Manuscript wieder zustellen. Mein Bruder und meine Schwester haben gegen die Veröffentlichung Nichts zu erinnern, sobald sie unter den eben angedeuteten Vorbehalten erfolgt, und ich zögere daher nicht länger, von der mir gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ich habe den leichtsinnigen Charakter meines Bruders Ralph nicht beschönigt, aber die brüderliche Herzensgüte und die männliche Großmuth, welche diesen Leichtsinn doppelt aufwiegt, werden, hoffe ich, in meiner Erzählung eben so zu Tage treten wie in der Wirklichkeit.

Was Clara, meine geliebte Schwester, betrifft, so habe ich nur das Bedauern auszusprechen, daß es mir höchstwahrscheinlich nicht gelungen ist, ihren herrlichen Charakter so zu schildern, wie er es verdient.

Dennoch aber bleibt noch Eine Schwierigkeit.

Welchen Schluß werden wir den Blättern geben, die ich im Begriffe stehe, Ihnen zu schicken? Im Vergleiche mit gewöhnlichen Romanen hat meine Geschichte gar keinen wirklichen Schluß, wenn man nicht als einen solchen die Ruhe betrachten will, welche auf die Leiden gefolgt ist, die wir Jeder zu ertragen gehabt haben. Für mich ist es eine Ruhe im Leben gewesen, für Andere die Ruhe im Grabe, die einzige, welche so vielen Menschen beschieden ist. Es ist eine ruhige, natürliche, allerdings sehr einfache Lösung, die aber dennoch vielleicht nicht ohne Lehre und Werth ist.

Wäre es wohl gerathen, daß ich blos, um Effect zu erzielen, einen erdichteten Schluß machte und durch die Phantasie beendete, was von Anfang an bis jetzt nur Wahrheit gewesen ist? Ganz gewiß nicht, denn auf diese Weise würde dem Interesse der Kunst eben so wenig gedient sein als dem der Wahrheit.

Alles, was ich nach den letzten Zeilen, die ich meinem Tagebuche hinzugefügt, noch zu erzählen hätte, ist auf die einfachste, wahrste und folglich beste Weise in den Briefen von William und Marie Penhale ausgedrückt, die ich Ihnen mit meinem Manuscripte zusendete. Als ich wieder nach Cornwallis kam, um den guten Bergmann und seine Frau zu besuchen und ihnen mündlich meinen Dank für ihre so vortreffliche Handlungsweise gegen mich zu erkennen zu geben, entdeckte ich, indem ich allerhand Fragen in Bezug auf die Vergangenheit an sie that, daß sie noch die Briefe besaßen, welche sie während meiner Krankheit in T*** meinerwegen an einander

geschrieben. Ich bat sie um die Erlaubniß, eine Abschrift von diesen beiden Documenten zu nehmen, die besser als das, was ich selbst hinzufügen könnte, eine Lücke in meiner Geschichte ausfüllen werden.

Diese wackern Leute waren damit einverstanden und fühlten sich stolz, mir zu beweisen, daß sie nach wie vor ihrer Verheirathung ihre ganze Correspondenz gewissenhaft aufbewahrt hatten, zum Zeugniß, daß ihre gegenseitige Liebe unverändert geblieben. Dennoch bestanden sie mit rührender Einfachheit darauf, daß ich ihre schlichte Ausdrucksweise ein wenig glätten und poliren möchte, damit diese Briefe sich besser läsen, wie sie meinten.

Sie werden aber ganz wie ich der Ansicht sein, daß meine Idee die bessere war und daß die beiden Briefe so buchstäblich gedruckt werden müssen, wie sie von meiner Hand abgeschrieben worden. Die Sprache der Herzensgüte besitzt eine Beredtsamkeit, welche die Kunst zuweilen nachahmen, aber nicht verbessern kann. Nun, nachdem ich auf diese Weise für die Fortsetzung meiner Geschichte bis zur Rückkehr in mein väterliches Haus gesorgt, habe ich nur einige Worte in Bezug auf die Art und Weise hinzuzufügen, wie das Manuscript druckfertig gemacht werden soll.

Selbst gegenwärtig kann ich es nicht über mich gewinnen, es nochmals durchzulesen, und ich überlasse daher Andern die Sorge, die nothwendigen Verbesserungen zu bewirken, jedoch unter Einer Bedingung, nämlich der, daß in den Stellen, wo ich ein Ereigniß erzählt oder einen

Charakter beschrieben, Nichts geändert werden darf, weder um sie auszuschnücken, noch um Etwas darin zu streichen.

Ich weiß recht wohl, daß gewisse Leser geneigt sind, sogar die Wahrheit für unwahrscheinlich zu halten, so lange sie nicht das Zeugniß der persönlichen Erfahrung für sich hat, und eben aus diesem Grunde bleibe ich fest bei meinem Entschlusse, Nichts weiter hinzuzufügen. Alles, was ich geschrieben habe, ist die Wahrheit und muß so bleiben. An meinem Style mögen Sie alle Verbesserungen vornehmen, die Sie für angemessen erachten mögen, die Charaktere und Ereignisse aber müssen so bleiben wie sie sind.

Was die noch lebenden Personen meiner Geschichte betrifft, so habe ich über sie sehr wenig zu sagen, was die Mehrzahl der Leser interessiren könnte.

Der Mann, den ich unter dem Namen Sherwin vorgeführt, lebt, glaube ich, noch und wohnt in Frankreich, wohin er sich kurz nach den in meiner Geschichte erwähnten letzten Ereignissen zurückgezogen hat. Sein Geschäftsführer hatte in seinem Geschäfte ein neues System eingeführt, welches er, nachdem er diesen verloren, dennoch auf eigne Faust und auf demselben Fuße fortführen wollte. Dies war sein Verderben. Seine Geschäfte geriethen in Unordnung und Verwirrung, eine Handelskrisis kam dazu, welcher er nicht gewachsen war, und er erklärte sich insolvent, nachdem er trotz des Schiffbruches seines Vermögens auf unredliche Weise so viel beiseite

gebracht, daß er die Mittel zu seinem ferneren Lebensunterhalte hatte. Vor einigen Jahren hörte ich von ihm als von einem Manne sprechen, der, wie er den englischen Bewohnern der Stadt, die er zu seinem Aufenthalte gewählt, erzählt hat, unverdienter Weise von schweren häuslichen Unfällen betroffen worden ist und seinen Kummer mit exemplarischer Frömmigkeit und Ergebung zu tragen weiß.

Was die andern Personen betrifft, an welche meine Geschichte erinnert und die jetzt nicht mehr sind, so kann und mag ich nicht mehr davon sprechen. Ich kann nicht, ohne vor Entsetzen zu schaudern, an jenen Theil der düsteren Vergangenheit denken, wo ihr Leben sich mit den meinigen verflocht.

Zwei Namen giebt es, welche meine Lippen seit Jahren nicht ausgesprochen haben und auch bis an das Ende meiner Tage nicht wieder aussprechen werden. Die Nacht des Todes hat sich über sie herabgesenkt und wie könnte ich wagen, diesen Vorhang wieder lüften zu wollen!

Was meine Zukunft betrifft, so ruhet sie noch in Ungewißheit und meine Gedanken weilen daher bei der Gegenwart mit einer Zufriedenheit, welche keine Veränderung begehrt. Seit fünf Monaten haben Clara und ich unsern Wohnsitz auf dem kleinen Landgute genommen, welches früher Eigenthum ihrer Mutter war und jetzt ihr gehört. Schon lange vor dem Tode unseres Vaters sprachen wir schon unter uns von den schönen Tagen, welche wir hier zu verleben wünschten, wie wir sie jetzt verleben. Dann und wann verlassen wir allerdings Lanreath

Cottage, kehren aber immer bald wie in unsere wahre Heimath hierher zurück.

Die Jahre der Zurückgezogenheit welche ich nach meiner Wiederherstellung in unserm alten Familienschlosse zugebracht, haben in mir nicht einmal den Wunsch erweckt, wieder in der Welt zu erscheinen.

Ralph, der jetzt das Haupt unserer Familie ist, der sich durch das Bewußtsein seiner neuen Pflichten zur Höhe seiner neuen Stellung erhoben hat, Ralph, der schon viele Gewohnheiten abgelegt, welches früher wesentliche Schattenseiten von ihm waren, hat mir geschrieben, daß er alle Hilfsquellen, die ihm jetzt zu Gebote stehen, benutzen würde, wenn ich mich entschließen wollte, mich dem öffentlichen Leben zu widmen.

Diese Absicht aber liegt mir noch fern. Jetzt will ich noch in Dunkel, in Frieden und Zurückgezogenheit leben. Ich habe zu viel gelitten, ich bin zu grausam verwundet worden, als daß ich darnach trachten könnte, einen Plan unter den Helden des Ehrgeizes einzunehmen und mir durch Kampf einen Weg zu bahnen. Mögen Andere muthig den steilen Pfad der Thätigkeit erklimmen, für mich birgt das schattige Thal der Ruhe künftige Hoffnungen und gegenwärtiges Glück.

Ich spreche aber durchaus nicht von einer Ruhe, die keine Pflichten hätte und die in der Praxis des Lebens zu Nichts nützte – die Hilfsbedürftigen in der kleinen Sphäre, welche mich umgiebt, zu unterstützen, Denen, welchen Noth und Mangel zu viel Hindernisse in den Weg geworfen, dieselben beseitigen zu helfen, meinen Geist

durch alle Kenntnisse zu stärken, welche ihn geeigneter machen können, die Absichten des großen Wesens zu durchdringen, welches über uns Allen wacht, mich jeden Tag zu bemühen, die sich stets gleichbleibende vollkommene Zuneigung einer geliebten Schwester zu verdienen, welche mir an diesem theuern Heerde Gesellschaft leistet – dies sind die einzigen theuern Pläne, mit welchen ich mich noch befreunden kann. Möge es mir vergönnt sein, lange genug zu leben, um sie durchzuführen und ich habe dann Nichts mehr von dem Leben zu verlangen.

Es hält mich nun Nichts mehr ab, diesen Brief zu beenden. Ich habe Ihnen alle Materialien mitgetheilt, die zum Schlusse meiner Geschichte nöthig sind, und Ihnen alle Instructionen gegeben, welche Sie in den Stand setzen können, diese Geschichte zu veröffentlichen. Bewirken Sie diese Veröffentlichung, wie und wann Sie wollen, denn in Bezug auf die Aufnahme, welche sie bei dem Publikum finden wird, habe ich keinen bestimmten Wunsch auszusprechen. Für mich genügt es, zu wissen, daß ich sie trotz ihrer sonstigen Mängel aufrichtig und der Wahrheit gemäß, ohne falsche Scham, aber auch ohne Dünkel oder Ueberhebung niedergeschrieben habe.

Wenn Sie übrigens noch irgend eine andere Auskunft, die ich vielleicht versäumt habe zu geben, zu erhalten wünschen, so schreiben Sie mir, oder noch besser, kommen Sie selbst, um aus meinem eignen Munde zu hören, was Sie zu wissen wünschen. Sehen und beurtheilen Sie

selbst das Leben, welches ich jetzt führe und ferner führen werde, so wie es wirklich ist. Gönnen Sie sich in Ihrem angestregten ehrenvollen Berufe einmal einige Tage Muße und besuchen Sie uns in unserem kleinen Landhause. Clara verbindet ihre Einladung mit der Meinigen, denn niemals wird sie vergessen, was ich Ihrer Freundschaft verdanke, niemals wird sie – eben so wenig als ich – müde werden, Ihnen zu zeigen, daß wir fähig sind, sie zu verdienen. Sie werden meine Schwester noch ganz so finden, wie sie früher war – die verkörperte unerschöpfliche Herzengüte.

Leben Sie also wohl bis auf Wiedersehen! Ziehen Sie keine übereilten Schlüsse aus dem einsamen Leben, welches ich in diesen letzten Jahren geführt. Glauben Sie nicht, daß das Unglück mein Herz erkältet oder meinen Geist entnervt habe. Die vergangenen Leiden haben vielleicht Einfluß auf mein Temperament gehabt, aber sicherlich ohne der Seele zu schaden. Im Gegentheile haben sie dieselbe gestählt. Ihnen verdanke ich, daß ich nun endlich klar sehe, was anfangs nur eine verworrene Wahrnehmung für mich war. Ich habe begriffen, welchen Gebrauch ich von meiner Existenz machen kann, indem ich nach einem höheren Beifalle trachte, als der Ruhm vor Menschen ist. Ich fühle jetzt den edelsten Ehrgeiz, den einzigen, welcher Kraft genug besitzt um sich über die Grenzen dieses kurzen Lebens hinaus zu erwecken. In der That habe ich trotz dieser so einfachen zurückgezogenen Existenz meine Bestrebungen, mein Ziel. Alles, theurer Freund, was wir durch unsere Gesinnungen oder

durch unsere Fähigkeiten in dieser Welt Gutes thun können, steigt wie ein Lobgesang der Menschheit zur ewigen Welt empor. Und sind unter den tausend und aber-tausend Stimmen, welche diese Hymne des Weltalls bilden, die, welche man hienieden und auf den irdischen Höhen am weitesten vernimmt, nicht zugleich die sanftesten und reinsten, welche durch den Raum hindurch zu dem Throne des Unvergänglichen aufsteigen und sich in der reinsten Harmonie mit dem Chore der Engel mischen?

Diese Frage ist eine erhabene und unseres Nachdenkens würdige. Lassen Sie, lieber Freund, Ihr Herz darauf antworten und dann werden Sie mir sagen, ob das einsamste, dunkelste Leben, ob selbst ein Leben, wie das meinige, nicht durch ein dauerndes Streben veredelt und einem höhern Ziele zugewendet sein kann.

Ich bin fertig. Die milde Frische dieses Sommerabends hat mich während des Schreibens überrascht, und Clara's Stimme – die Stimme, welche, wie sonst so auch jetzt noch, Behagen und Heiterkeit des Geistes um sich her verbreitet, fordert mich auf, aus dem Bosket unseres Gartens herauszukommen, um die am fernen Horizonte in das Meer hinabsinkende Sonne zu betrachten. Noch ein Mal – leben Sie wohl!